Seydelmann's
LEBEN und WIRKEN
dargestellt
von
H. TH. RÖTSCHER
Nathan
Wallenstein
Cromwell
Carlos
Ossip
Richard III
Perin
Franz Moor
Bolingbroke
Mephistopheles
Faust

Heydelmann's

Leben und Wirken,

(nebſt einer dramaturgiſchen Abhandlung über den Künſtler)

Mit

Benutzung und Veröffentlichung des handſchriftlichen Nachlaſſes
und der Briefe deſſelben

dargeſtellt

von

Dr. Heinrich Theodor Rötſcher.

Berlin,

Verlag von Alexander Duncker,

königl. Hofbuchhändler.

1843.

G

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Das Werk, welches ich dem Publikum gegenwärtig übergebe, iſt aus dem doppelten Intereſſe für die Schauſpielkunſt, deren Regeneration ich meine Kräfte geweiht habe, wie für den Künſtler, welcher dieſelbe ſo würdig vertreten hat, erwachſen. Die Werke des Letzteren ſind mit ihm zugleich untergegangen, denn mit dem Mimen ſtirbt auch ſeine Schöpfung, aber der Geiſt, der ſie hervorgerufen, das Bewußtſein, welches ſie begleitet, der Adel der Geſinnung, der ſich in ihnen ausgeſprochen hat, verdienen durch das lebendige Wort erhalten zu werden, damit ſie befruchtend fortwirken mögen auf alle diejenigen, in denen noch der Sinn für ihre Kunſt ächt und unverfälſcht geblieben iſt.

Die große Bedeutung Seydelmanns war, während ſeines Wirkens, eine unbeſtrittene; ſelbſt die ihn bekämpften, geſtanden dieſelbe ein. Über keinen Darſteller der letzten Decennien hat ſich die öffentliche Stimme ſo oft und in ſo mannigfaltiger Weiſe vernehmen laſſen. Er war einer der ſeltenen Schauſpieler, welcher die Kritik nöthigte, ſich zu principiellen Kontroverſen zu erheben und der wohlfeilen Lobhudelei, wie dem ganz ſubjektiven Tadel zu entſagen. Wer ihn bekämpfen wollte mußte ſich wenigſtens auf gedankenvolle Gegenſätze einlaſſen, welche ſein Spiel, ja ſeine ganze Erſcheinung hervorrief. Das Intereſſe an der bedeutenden Perſönlichkeit Seydelmanns dürfte daher zu-

nächſt ſchon dem gegenwärtigen Werke eine mehr als gewöhnliche Theilnahme zuwenden. Vielleicht aber finden die Leſer noch etwas mehr, als ſie zunächſt erwarten. Der, als darſtellender Künſtler, nur durch die Kraft der Erinnerung noch Fortlebende erſteht in dieſen Blättern als eine reiche, geiſtig hochbegabte, von ſittlichem Ernſte getragene charaktervolle Perſönlichkeit. Es iſt der vollen Aufmerkſamkeit werth, in unſerer, an energiſchen, ihr Alles an eine Sache ſetzenden Perſönlichkeiten armen Zeit einen Charakter vor ſich zu ſehn, in welchem jede Fiber für einen idealen Lebensinhalt glüht, mit dem der ganze Menſch ſich auf Tod und Leben energiſch zuſammengeſchloſſen hat. Ein ſolches Bild werden die folgenden Mittheilungen und die Darſtellung des Lebens Seydelmanns wenigſtens denjenigen ſeiner Gegner bieten, welche ſich noch einen offenen Sinn für die Kraft der Wahrheit bewahrt haben. Es war ein längſt gehegter Wunſch der Freunde des ſeltenen Mannes und aller derjenigen, welchen eine nähere Beziehung zu demſelben den Reichthum ſeines Geiſtes und die Kraft und Tiefe ſeines künſtleriſchen Ausdrucks geöffnet hatte, die vereinzelten Züge des Künſtlers zu einem Geſammtbilde verarbeitet zu ſehn. Das gegenwärtige Werk hat ehrlich danach geſtrebt, dieſer Forderung zu entſprechen.

Man geſtatte uns eine kurze Rechenſchaft von unſerer Arbeit und der Gliederung des Inhalts. Es handelte ſich darum, aus dem mir vorliegenden Material, welches ich theils den Freunden des Künſtlers, theils der Familie deſſelben verdanke, etwas Ganzes und in ſich Abgerundetes zu ſchaffen. Aus der Fülle einzelner Briefe, Notizen, zerſtreuter Bemerkungen, welche in meinen Händen waren, mußte das ganz Unweſentliche und Partikuläre, wie das nur der vertrauten perſönlichen Mittheilung Angehörende ausgeſondert werden. Je mehr das Material geläutert und von allem einer künſtleriſchen Bewältigung widerſtrebenden Beiwerk befreit wurde, deſto klarer mußte das Bild des Künſtlers aus dieſem Prozeß hervorgehn. Die Gliederung des Werks iſt folgende:

Den erſten Abſchnitt deſſelben bildet die Darſtellung des Lebens Seydelmanns. Hier kam es darauf an, das Entwickelungsgeſetz des Künſtlers und die Einwirkung der Welt auf ſeine Innerlichkeit vor

uns werden zu laſſen, überhaupt alſo die Wechſelwirkung ſeiner urſprünglichen Geiſtesdispoſition und der Verhältniſſe und Zuſtände, in welche er verſetzt war, als eine über die Willkühr des Individuums weit hinausliegende darzuſtellen. Dazu mußten nun aus der Menge vorliegender Briefe und Notizen diejenigen herausgezogen werden, in welchen ſich die Stimmung des Künſtlers in ſeinem Entwicklungsgange beſonders reflektirt, deren Mittheilung alſo an geeigneter Stelle uns gleichſam das Reſultat der Einwirkung der verſchiedenen Lebensmächte und Zuſtände auf die Natur Seydelmanns, als Ausdruck ſeiner Perſönlichkeit, abſpiegelt. Dadurch war der Vortheil erreicht, den Künſtler ſoviel als möglich ſelbſt ſprechend einzuführen und der Biographie oft die friſche Farbe der Autobiographie zu geben. Alle die der Biographie Seydelmanns einverleibten Dokumente ſind alſo Zeugniſſe einer beſtimmten Lebensſtimmung, wie ſolche durch die Verhältniſſe des Künſtlers hervorgerufen worden iſt. Das ganze Leben deſſelben ſtellt ſich als ein Leben des Kampfes und des tapferſten Ringens dar, in welchem ſich ächte Naturkraft, tiefe Urſprünglichkeit des Geiſtes und ideale Bildung gleich ſehr bewähren. Dadurch zeigt uns dies Leben zugleich einen Charakter, kräftig von Geſinnung und Denkart, ſein Alles ſetzend an ſeine Kunſt, und in dieſem raſtloſen Ringen in den Kampf mit den übermächtigen Zuſtänden der Wirklichkeit hineingeriſſen, an welchen ſeine Kraft zerſchellt. Seydelmann reibt ſich innerlich an dem verzweiflungsvollen Zuſtande ſeiner Kunſt auf; ſein Leben zeigt uns das Erliegen eines großen Charakters, welcher für ſeine Perſon zwar genugſam Ehre empfängt, aber nur zufrieden geſtellt worden wäre, wenn er umgeſtaltend auf das Ganze hätte einwirken können. In ihm faßt ſich der Widerſpruch der Erkenntniß deſſen, was Noth iſt mit der Wirklichkeit, im Gebiete ſeiner Kunſt, in den großartigſten Zügen zuſammen. Ob er das letzte große Opfer dieſes Kampfes iſt — wer will das entſcheiden?

Der Biographie Seydelmanns folgt eine dramaturgiſche Abhandlung über den Künſtler. Was in der Biographie nur angedeutet werden konnte mußte hier, vom Standpunkt gegenwärtiger Erkenntniß aus, entwickelt werden. Dieſe Arbeit hat es ſich zum Zweck

geſetzt, alle Kontroverſen, welche die Darſtellungen Seydelmanns angeregt haben, principiell zu behandeln und zu löſen. Was von Schöpfungen des Künſtlers hier berührt worden iſt, hat daher nur den Zweck ein allgemeines Geſetz der Kunſt dadurch zu veranſchaulichen. Deshalb forderte z. B. ſein Mephiſtopheles ein näheres Eingehn in das Princip ſeiner Verſinnlichung, weil nur dadurch die widerſtrebenden Urtheile über dieſe Leiſtung Seydelmanns auf ihren wahren Werth zurückgeführt werden konnten. Da dieſe Abhandlung den Künſtler Seydelmann ſelbſt zu ihrem Mittelpunkte hat, ſo mußte ſie auch verſuchen den Zuſammenhang des großen dramatiſchen Darſtellers mit dem Zuſtande des allgemeinen Geiſtes in einer beſtimmten Zeit nachzuweiſen.

Dieſer äſthetiſchen Kritik ſchloſſen wir, als mit Seydelmanns Künſtlerſchaft innig verbunden, ſeine Polemik gegen alle Hemmniſſe einer freien Kunſtentwicklung an. Wir verbanden daher alle ſeine Äußerungen gegen das Rollen-Monopol, gegen die Frivolität in der Behandlung der Bühne, gegen Anmaaßung und Dünkel der Schauſpieler und Dichter miteinander, um den Leſern durch die Vereinigung dieſer zerſtreuten Züge das volle Bild des ſittlichen Ernſtes und der Tiefe Seydelmanns zu übergeben. Sowohl dieſe, als alle darauf folgenden Gedanken, in welchen ſich das Kunſtbewußtſein Seydelmanns zuſammenfaßt, tragen alle den Charakter der Improviſation und der gelegentlichen, durch beſondere Veranlaſſungen herbeigeführten Mittheilung. Seydelmann hatte die entſchiedenſte Abneigung gegen jede eigentliche ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, niemals hat er, ſelbſt auf die dringendſten Aufforderungen, irgend etwas zum Zweck einer Veröffentlichung geſchrieben, ja, ſich auch eigentlich, ohne eine beſondere Veranlaſſung, nie über ſeine Kunſt kritiſch und entwickelnd vernehmen laſſen. Wir haben, als Einleitung zu den äſthetiſchen Ergüſſen, Urtheilen und Auseinanderſetzungen des Künſtlers, mehrere darauf bezügliche Stellen aus Briefen Seydelmanns veröffentlicht. Alle die Kunſt betreffenden Gedanken Seydelmanns haben daher mehr einen aphoriſtiſchen Charakter, niemals den einer erſchöpfenden Entwickelung. Aber darin liegt auch wieder ihr eigenthümlicher Reiz, die Friſche ihres

Kolorits; denn es ſtrömt uns aus ihnen die unmittelbare Lebenswärme des Moments, der ſie erzeugte, belebend entgegen. Wir haben, bei dem aphoriſtiſchen Charakter dieſer äſthetiſchen Urtheile und Reflexionen, daher verſucht dieſelben ſo zu verknüpfen, daß das mit einander Verwandte immer zu einer Gruppe vereinigt wurde. Man wird, wie ich glaube, über die Klarheit und Schärfe, wie über den anſchauenden Verſtand, welche ſich in dieſen Mittheilungen offenbaren, nicht wenig überraſcht ſein. Der vor aller ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit ſcheu Zurücktretende legt durch die Gewalt ſeines Ausdrucks und durch die Kraft der Geſtaltung ſeiner Gedanken den höchſten Beruf dazu an den Tag. Tritt uns derſelbe hier ſchon entgegen, ſo erregen die den Schlußſtein unſeres Werkes bildenden Briefe Seydelmanns an mehrere ſeiner Freunde, durch die außerordentliche Macht und die künſtleriſche Höhe des Ausdrucks, unſer lebhafteſtes äſthetiſches Intereſſe. Seydelmann zeigt darin eine nicht geringere proteiſche Kraft, wie als darſtellender Künſtler. Denn derſelbe erſcheint, nach den von uns gegebenen Mittheilungen, als ein wahrer Meiſter des Worts, worunter wir nicht nur eine ſchöne Abrundung und Gefeiltheit des Ausdrucks verſtehn, ſondern einen aller Töne mächtigen, und dieſelben aus tiefer Bruſt anſchlagenden Künſtler. So äſthetiſch feſſelnd ſeine Form iſt, ſo wirkt ſie doch zugleich immer als der Ausdruck der Perſönlichkeit; denn die Schönheit, die Grazie, die ſarkaſtiſche Schärfe des Ausdrucks erſcheinen bei ihm ſtets als Lebensäußerungen einer bedeutenden Individualität, zu deren Exiſtenz dieſe Ergüſſe und Mittheilungen gehören. Die Briefe Seydelmanns, welche wir an den Schluß gewieſen haben, weil ſie nicht, wie die in der Biographie verarbeiteten, einer beſtimmten Lebensſtimmung und Lebensepoche angehören, ſondern vielmehr ein Lebensreſultat ausſprechen, dieſe Briefe ſind daher auch vielweniger durch die beſondere Individualität derer bedingt und unterſchieden, an welche ſie gerichtet ſind. Dies rührt eben daher, weil ſie den Charakter einer gewiſſen Naturnothwendigkeit an ſich tragen. Was dem ächten Schriftſteller ſeine Thätigkeit iſt, der nothwendige Ausdruck ſeiner tiefſten Geiſtesbewegung, das ſind für Seydelmann dieſe Briefe, in welche er ſeine ganze

Persönlichkeit hineingelegt hat. So gewinnen wir durch diese zu einem Ganzen verbundenen Mittheilungen die Anschauung eines, wider seinen Willen, sich als großen Schriftsteller darstellenden Mannes, in welchem sich Adel und Tiefe des Geistes und des Gemüths in dem ursprünglichsten Ausdruck offenbaren, der meistens unendlich mehr giebt, als man erwartet.

Daß diese Verknüpfung des Verwandten, die Ausscheidung des ganz Partikulären und Persönlichen, die Verarbeitung endlich des gesammten völlig chaotischen Materials nicht ohne große Mühe und liebevolle Sorgfalt möglich war, wird Jeder zugeben, der von einer solchen Arbeit eine Vorstellung hat. „Seines Fleißes, sagt Lessing, darf sich Jedermann rühmen." Ich habe in der Hingebung an die Sache, wie an die Person die Kraft zur Vollendung dieser Arbeit gefunden. Die Aussonderung des Materials erheischte fast noch eine größere Sorgfalt, als die Gruppirung und Vertheilung desselben. Denn dabei mußte zugleich manche Perle schonungslos in das Meer geworfen werden, indem sich die sarkastische und zersetzende Kraft Seydelmanns in vertraulichen Mittheilungen gegen manche noch lebende Persönlichkeit richtete, bei der er, nach irgend einer Seite hin, eine tüchtige Gesinnung und ächte Kunstbegeisterung vermißte. Nur wo Seydelmann die vor Aller Augen ausgestellte Kunstleistung berührt, sei es im Gebiet der Schauspielkunst, oder in andern Künsten, wo also der öffentliche Charakter eines Individuums beurtheilt wird, habe ich mich keinen Augenblick besonnen seine Kritik aufzunehmen. Aber auch hier werden Viele von dem klaren, ruhigen, von aller Bitterkeit entfernten, nur die Idee der Kunst als Maaßstab anlegenden Urtheil, in welchem sich nicht selten das freundlichste Wohlwollen und die freiste Begeisterung zeigen, überrascht sein. Wer in dem Buche nach Persönlichkeiten umhersucht, um sich an dem Ärger der Getroffenen zu ergötzen, findet seine Rechnung nicht; das Werk ist nicht bestimmt Skandal zu erregen und ohne Zweck und ein höheres Interesse Personen zu verletzen.

Schließlich ist es mir noch eine angenehme Pflicht, allen denjenigen, durch deren Sendungen ich mit dem Material zu dem gegenwärtigen Werke ausgerüstet worden bin, meinen herzlichsten Dank auszu-

sprechen. Ohne eine reiche Beisteuer wäre dies Denkmal des Künstlers unmöglich gewesen. Auch wenn die mir übermachten Briefe nicht grade zur Aufnahme und Einverleibung geeignet waren, indem sie zu persönliche Beziehungen, und nicht genug allgemeinen, den Künstler charakterisirenden Inhalt darboten, bin ich dem Geber doch nicht minder verpflichtet. Die Mittheilungen waren natürlich, je nach der Vertrautheit und Dauer des Verhältnisses der Einzelnen zu Seydelmann mehr, oder minder reich. Außer den Schätzen, welche mir aus dem Nachlaß durch die Familie des Dahingeschiedenen, die Gattin und den Sohn, dem sich besonders das ganze Herz Seydelmanns in Betreff seiner Kunst erschloß, übergeben worden sind, denen sich die reiche Sendung des vieljährigen innigen Freundes v. Goldner in Darmstadt an Ergiebigkeit unmittelbar anschließt, verdanke ich noch besonders den Herren M. Carrière, August und Wilhelm Gerstel, A. Glaßbrenner, Gutzkow, v. Holbein, v. Holtei, Rellstab, W. Speyer und Hofrath Leichmann werthvolle Gaben, welche mich in meiner Arbeit bedeutend gefördert haben. Mögen dieselben das anvertraute Gut zu ihrer Freude verwaltet finden. Wie viel, außer so manchen geistvollen Kritiken über viele der Schöpfungen Seydelmanns, Sinnvolles und Würdiges über den ganzen Menschen von Einzelnen schon ausgesprochen worden ist, wobei ich unter Anderem an den von edler Wärme zeugenden Artikel Glaßbrenners in dem Theater-Lexikon von Blum, an den schönen Nachruf Laube's, an die geistvollen Erinnerungen an Seydelmann von Gutzkow erinnere, erkenne ich um so bereitwilliger an, als ich den Werth des Dargebotenen bei meiner Arbeit besonders zu würdigen Gelegenheit hatte.

Das Buch wird sich hoffentlich durch sich selbst Bahn brechen; man wird ihm einen Platz in der Geschichte der dramatischen Darstellung, einem noch sehr spärlich angebauten Gebiete, schwerlich versagen. Wie Viele sich auch an dem Dargebotenen erfreuen werden, wie Mancher Vorurtheil gegen den großen Künstler durch das gegenwärtige Werk auch gelockert werden mag, es wird auch jetzt noch immer ein Bodensatz Unverbesserlicher zurückbleiben, denn die Gat-

tung der Zoilo-Therſiten ſtirbt nicht aus. „Es widerſetzen ſich*) ſo Viele dem Ächten nur deshalb, weil ſie zu Grunde gehn würden, wenn ſie es anerkennten.“

Bromberg, den 13. Mai 1845.

H. Th. Rötſcher.

*) Worte Göthe's aus einem Briefe an Schiller (Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe. 6. S. 12.).

Inhalt.

Seydelmanns Leben.

Seydelmanns erste Jugend. Frühe Neigung zur dramatischen Darstellung. Lebhafter Antheil Seydelmanns an den großen Zeitereignissen. Sein Eintritt in die Artillerie. Motive dieses Schritts. Widerspruch seiner Natur mit seinem Militairberuf. Flucht und Aufenthalt in Troppau. Wiedereintritt in das Militair. Verlassen dieses Standes. Sein Aufenthalt in Grafenort und erstes Engagement in Breslau — S. 8. Bedeutung der Briefe Seydelmanns aus dem Jünglingsalter an den Jugendfreund Simmen — S. 13. Mittheilung dieser Briefe aus den Jahren 1810 und 1811. Ein Brief aus der Zeit des ersten Engagements in Breslau an denselben nebst drei Briefen an den Jugendfreund aus späteren Lebensperioden — S. 64.

Seydelmann in Grätz. Sein Verhältniß zu Julius Schneller. Brief Seydelmanns an denselben. Seine Wanderungen bis zum Engagement in Ollmütz — S. 71. Seydelmann in Prag. Sein Verhältniß zum Herrn von Holbein. Bedeutung desselben für seine künstlerische Entwicklung. Streben Seydelmanns nach Naturwahrheit. Das Entwicklungsgesetz der verschiedenen Richtungen in der Schauspielkunst. Auflösung des Engagements in Prag. Dauernde Freundschaft zwischen Seydelmann und Herrn von Holbein — S. 79. Seydelmann in Cassel. Seine Kränklichkeit und zerrüttete Lage. Beginn der Anerkennung Seydelmanns. Sein Gastspiel in Hamburg. Die dortige Kritik. Vorwalten der Naturwahrheit in Seydelmanns Spiel. Sein Kampf mit den Verhältnissen in Cassel. Tiefe Verstimmung Seydelmanns. Seine Schilderung des dortigen Kunsttreibens. Bruch mit Cassel und Rechtfertigung desselben. Seydelmanns Aufenthalt in Darmstadt. Getäuschte Hoffnungen. Letzter Grund seiner Verstimmung und seines Mißtrauens. Ausdruck dieser Stimmung in einem Briefe an Cornelius. Verlassen Darmstadts — S. 92.

Seydelmann in Stuttgart. Ausflug nach Breslau. Brief an C. Schall. Seydelmanns Wirken in Stuttgart. Hindernisse desselben. Gesuch um Entlassung. Schreiben an den Grafen Leutrum. Gehässige Kritik gegen Seydel-

mann. Würdigung des Künſtlers durch W. Menzel. Wachſende Anerkennung Seydelmanns auch von Kunſtgenoſſen. Schreiben Theodor Döring's. Einladung zum Gaſtſpiel nach Berlin. Die Bedeutung Berlins für den darſtellenden Künſtler. Seydelmanns Scheu vor Berlin. Sein Schreiben an den Grafen Redern. Unterhandlungen mit Frankfurt a. M. wegen der Direktion des Schauſpiels. Seydelmanns Anſicht über dieſe Stellung in Briefen an Gutzkow und W. Grever — S. 114.

Seydelmanns Gaſtſpiel in Berlin 1835. Sein erſtes Auftreten als Carlos im Clavigo. Bedeutung und Werth dieſer Rolle. Stellung der Kritik zu Seydelmann. Varnhagen v. Enſe und Gans. Die Oppoſition und die principielle Kontroverſe über den Künſtler. Glänzender Erfolg Seydelmanns in Berlin. Seine Stellung zum Publikum und zu den Kunſtgenoſſen. Eigene Mittheilungen des Künſtlers über ſeinen Aufenthalt in Berlin in Briefen an von Goldner und Gutzkow — S. 131.

Seydelmanns Rückkehr nach Stuttgart. Gaſtſpiel in Hamburg und Schreiben von dort an den Grafen Leutrum. Glänzender Empfang Seydelmanns in Stuttgart. Gaſtſpiel in München. Wachſende Verſtimmung Seydelmanns über ſeine Verhältniſſe in Stuttgart. Dringendes Geſuch um Entlaſſung und ehrenvolle Anerkennung ſeines Wirkens durch den König. Seydelmanns Gaſtſpiel in der Schweiz. Begeiſterte Aufnahme des Künſtlers. Völliger Bruch mit Stuttgart. Annahme des Engagements in Berlin. Zerwürfniß mit dem Grafen Leutrum. Rechtfertigung Seydelmanns. Gedanken des Künſtlers über ſeine Überſiedelung nach Berlin in einem Briefe an Gans. Sein Debut in Berlin — S. 150.

Seydelmanns Stellung in Berlin. Höhepunkt ſeiner Entwicklung. Anerkennung des Künſtlers durch den König. Seydelmanns Umgang. Schmerz über den Tod von Gans. Seydelmanns Gaſtſpiele. Der Ausdruck ſeines tiefen Schmerzes. Eifrige Beſchäftigung mit dem Wallenſtein; ſeine Anſtrengungen. Zunahme des körperlichen Leidens. Die Reiſe nach Carlsbad und Warmbrunn. Todesgedanken. Ausdruck der Stimmung des Künſtlers in Briefen an von Goldner und Gerſtel. Raſtloſe künſtleriſche Thätigkeit. Seine Vorleſungen. Letztes Gaſtſpiel in Poſen. Wiederkehrende Krankheit und Reiſe nach Warmbrunn. Tiefe Schwermuth Seydelmanns in einem Briefe an von Goldner. Rückkehr nach Berlin. Sein Wiederauftreten. Wiederſehn mit v. Holtei. Beſchäftigung mit dem Jago. Heitere Zuſammenkunft mit den Schleſiern. Seydelmanns Bewußtſein über die Aufgabe ſeines Lebens in einem Brief an Glaßbrenner. Letztes Auftreten des Künſtlers als Advokat Wellenberger; ſchmerzlicher Abend. Seydelmanns Stimmung in Mittheilungen an Freunde. Seine letzten Tage. Tod und Leichenbegängniß — S. 175.

Seydelmann, der Künſtler, eine dramaturgiſche Abhandlung. S. 179—214.

Zuſammenhang des Künſtlers mit dem Geiſte der Zeit und des Volks. Zuſammenhang des Schauſpielers mit dem allgemeinen Geiſte ſeiner Zeit und ſeines Volkes. Fleck, Eckhof, Schröder, Iffland, die weimarſche Schule und Ludwig Devrient. Standpunkt des Letzteren. Reaction gegen dieſen Standpunkt durch

Seydelmann. Wendepunkt der Schauspielkunst in Seydelmann. Seydelmann und die Kritik. Kontroverse ob die Gestalten Seydelmanns aus der Reflexion, oder aus der Genialität hervorgegangen sind. Die zwiefache Stellung des Verstandes zur künstlerischen Anschauung in der Schauspielkunst. Vertretung beider Formen durch L. Devrient und durch Seydelmann. Ursprünglichkeit Seydelmanns. Die zwiefache Begabung in der Schauspielkunst. Die schöpferische Kraft und die Naturseite der Persönlichkeit und des Tons. Die Physiognomie Seydelmanns, oder Material seiner Kunst. Seine Charakter-Maske und sein Ton. Umfassender Kreis seines Darstellungsvermögens. Schranke Seydelmanns, welche ihm sein Ton setzte. Entwicklungsgesetz der Darstellungen Seydelmanns. Das Allgemeine in individuellster Form nachgewiesen an Offty und dem Mohr im Fiesko. Die Bedeutung und der Werth seiner historischen Figuren. Ludwig XI., Cromwell, Alba. Individuelle Lebendigkeit Seydelmanns in reinen Gattungscharakteren. Nathan. Versinnlichung der allgemeinen Eigenschaften in individueller Form. Dorfrichter Adam, der gutherzige Polterer. Die individuelle Lebendigkeit, als Träger des Principiellen. Shylok. Gefahr dieser Richtung. Antonio im Tasso. Mephistopheles. Verhältniß des Mephistopheles zur Göthischen Dichtung. Größe der Aufgabe. Seydelmanns Standpunkt. Das Bewußtsein des Künstlers über seine Schöpfung. Vielseitiges Repertoir Seydelmanns.

Seydelmanns sittlicher Ernst in seiner Kunst. Verwurf der Rollensucht. Seydelmanns Erkenntniß seiner Schranke. Briefe an Laube und Bauernfeld in dieser Beziehung. Das Rollen-Monopol. Seydelmanns Polemik dagegen. Gedanken des Künstlers über das Vernunftwidrige des Rollen-Monopols. Bitterkeit Seydelmanns gegen fingirte Krankheiten der Künstler, wie gegen den Mangel an Achtung gegen die Kunst und die Künstler. Brief Seydelmanns an zwei junge Künstlerinnen. Bittere Polemik Seydelmanns gegen den Dünkel der Schauspieler, wie gegen die Arroganz der Bühnendichter. Sarkastische Zurechtweisung eines jungen dramatischen Dichters in zwei Briefen. Seydelmanns Zartheit im Empfinden. Mittheilung zweier Schreiben an von Goldner und von Gerstel. S. 215—237.

Gedanken Seydelmanns über seine Kunst. Abneigung desselben gegen schriftstellerische Thätigkeit. Seydelmanns Bekenntniß der Bewältigung der natürlichen Mängel seines Organs. Mahnung zum Fleiß, zur Ausdauer, der Besonnenheit und dem Muth in stufenweisem Fortschreiten. Bedeutung und Schwierigkeit der Schauspielkunst. Bittere Polemik gegen die gewissenlose und frivole Behandlung derselben. S. 238—254.

Pflicht des Schauspielers jede Rolle im Zusammenhange mit dem Ganzen aufzufassen. Dahingehörige Kritik Eßlairs als Kriegsrath Dallner und Gedanken über die Versinnlichung der Gräfin Orsina. Andeutungen über die Darstellungen einzelner Rollen in Mittheilungen an den Sohn.

Keller in den Räubern, Eichauf im Fest der Handwerker, Angelo in Emilia Galotti, Geist im Hamlet. Kritische Bemerkungen Seydelmanns über einige Darstellungen, namentlich in Dresden. Othello. Über den Charakter und die Darstellung des Jago. Polemik gegen das freie Parallelisiren der Darsteller. Kunsturtheile Seydelmanns über Fanny Elsler und die Pasta. Einzelne Urtheile desselben aus dem Gebiete der Musik, Skulptur und Malerei. Vergleichung zwischen Ernst und Paganini. Über die Figuren Schillers und Göthe's in Dresden. Die Abdankung Karls V. von Gallait. Schilderung der Physiognomie einzelner Orte: Warmbrunn und Hannover. S. 255—281.

Briefe Seydelmanns.

Bedeutung und Werth der Briefe Seydelmanns. S. 282—284.
Briefe Seydelmanns an von Goldner aus den Jahren 1839 und 1840. S. 284—299.
Briefe Seydelmanns an Gutzkow aus den Jahren 1840 und 1841. S. 300—316.
Briefe Seydelmanns an den Hofrath Teichmann aus den Jahren 1840—1842. S. 317—331.
Briefe Seydelmanns an Glaßbrenner aus den Jahren 1839 — Anfang 1843. S. 332—346.
Briefe Seydelmanns an Kötscher aus den Jahren 1841 und 1842. S. 347—357.

Carl Seydelmann iſt am 24. April 1793*), (nicht wie überall angegeben iſt 1795, zu Glatz in Schleſien geboren. Sein Vater war ein bemittelter Kaufmann. Der Knabe beſuchte das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und zeigte ſchon früh eine beſondere Vorliebe für Alles, was auf das Theater Bezug hatte. Damit verband ſich die lebhafteſte Neigung ſich ſelbſt in kleinen theatraliſchen Darſtellungen zu verſuchen. Wie wenig auch eine früh erwachte, noch ſo feurige Begierde Komödie zu ſpielen ſchon eine Bürgſchaft giebt für den wahren Beruf zur Ausübung dieſer Kunſt, da die erſtere oft nichts anders iſt, als der Ausdruck einer jugendlichen Erregtheit und der natürliche Trieb ohne beſondere Anſtrengung und Mühe einen augenblicklichen Triumph zu feiern, ſo darf man bei Seydelmann, da der Erfolg es gerechtfertigt hat, die jugendliche Begeiſterung deſſelben für dramatiſches Darſtellen wohl als den tiefen unabweisbaren Zug ſeines Innern zu dieſer Kunſt anſehn. Seydelmann benutzte nicht nur jede Gelegenheit in der Schule ſich vor ſeinen Mitſchülern als Schauſpieler zu produciren und in der Kunſt, wie er ſie ſelbſt einmal nennt, ein anderer zu ſcheinen, als man iſt, zu glänzen, ſondern nahm auch hochentzückt die Erlaubniß wahr, welche von Seiten der Lehrer und Profeſſoren den Schülern ertheilt wurde, ſich in theatraliſchen Übungen ſelbſtthätig zu verſuchen. Wenn ihm bei ſolchen Aufführungen der Preis vor ſeinen Mitbewerbern zuerkannt wurde, fühlte er ſich glücklicher als ein König und ſah

*) Die mir übergebenen Briefe aus Seydelmanns Jünglingsalter regten in mir den Zweifel an der richtigen Angabe des Jahrs 1795, als Geburtsjahr des Künſtlers auf, indem ſich manche Verhältniſſe damit nicht wohl vereinigen ließen. Indeſſen hat nun auch Madame Seydelmann meine Vermuthung, daß Seydelmann etwas älter ſein müſſe, als man es bisher immer angegeben hatte, mir ausdrücklich beſtätigt, indem in ſeinem Taufſchein das Jahr 1793 als Geburtsjahr deſſelben bezeichnet iſt.

darin einen höhern Lohn, als ihm die Anerkennung der Lehrer für seine Fortschritte in andern Zweigen des Unterrichts hätte gewähren können. Die Zeit, welche Seydelmann den Schularbeiten nur irgend abgewinnen konnte, war der Lektüre von Schauspielen und den Biographien berühmter Schauspieler gewidmet, welche ihm damals schon als Ideal zur Nacheiferung vorschwebten. Einzelnheiten, welche seine lebhafte Phantasie besonders beschäftigten, wurden von ihm in dialogische Form gebracht. Sah sich Seydelmann allein, so entströmten ihm die haarsträubendsten Stellen aus Schauspielen, welche sein Gedächtniß durch vielfache Lektüre derselben treu aufgenommen hatte, bis nicht selten das schallende Gelächter der Hinzutretenden den Verzückten aus seinen Himmeln riß. Diese Neigung zum Schauspiel fand übrigens in Glatz damals viel Nahrung, da sowohl die Officiere der Garnison, als auch die Bürger sich auf kleinen Privatbühnen als Schauspieler zu zeigen liebten und den jungen Seydelmann, dessen begeisterte Liebe in dem kleinen Orte natürlich den thätigen Freunden der Schauspielkunst nicht unbekannt bleiben konnte, zu kleinen Rollen verwendeten und dadurch die Neigung desselben zu dieser Kunst steigerten.

Indessen sollte ein tragi-komisches Mißgeschick den jungen Seydelmann dieser Lieblingsthätigkeit durch den Machtspruch des Vaters entreißen, der wohl bisher schon mit dieser das Gemüth des Sohnes fast ausschließlich in Anspruch nehmenden Beschäftigung nicht sehr zufrieden war. Wir geben diesen Zwischenvorfall mit Seydelmanns eignen Worten, wie er ihn in späterer Zeit selbst aus der Erinnerung aufgezeichnet hat. „Ein gar trauriger Vorfall unterbrach diese Seitenstudien auf lange Zeit. Ich hatte nämlich Ifflands Leben in die Hände bekommen, und wollte, obgleich ich mit meinen sonstigen Arbeiten erst spät Abends fertig geworden war, nicht ablassen, bis ich es durchgelesen hätte. Ein großer Wachsstock, das Geschenk meiner theuren Mutter (die mich als ihr einziges Söhnchen hegte und pflegte, und fast zu lieb gehabt hätte!) wurde aufgewickelt, angezündet und auf das Polster des Stuhls gestellt, der neben meinem Bette stand. Lesend und lesend ermatteten endlich meine Augen, das Buch entfiel der Hand und ich schlief ein. Eine ungewöhnliche Hitze machte mei-

nen Schlaf unruhig; ich erwachte und — ein dicker Qualm drohte mich zu erſticken. Voll Angſt ſprang ich auf, gewann die Thüre und machte Lärm. Welcher Schrecken für uns Alle, als die mit dem Lichte herbeieilende Magd die Scene beleuchtete. Der Wachsſtock war herabgebrannt, die Flamme hatte den Kranz ergriffen, ihn geſchmolzen, das herabhängende Kopfkiſſen war von der großen Hitze angeglommen, nur die Stelle, worauf ich gelegen, war noch unverſehrt, als Gott mich wach rief. Verſteht ſich, daß ich von dieſem Augenblick an weder Komödien, noch ſonſt ein damit verwandtes Buch mehr ins Haus bringen, daß ich mich nie wieder deklamirend vernehmen laſſen durfte, aber meine Luſt dazu blieb wenigſtens die alte, nur habe ich mich ſeither immer ſehr in Acht genommen, über dem Studium der Kunſt — einzuſchlafen.“ —

Indeſſen ergriffen den zum Jüngling herangereiften Knaben auch die großen Bewegungen der Zeit und namentlich war in ihm das Gefühl für das um ſeine Selbſtſtändigkeit gebrachte, von der eiſernen Hand Napoleons niedergehaltene Deutſchland lebendig. Öſtreich war zum zweitenmal 1809 mit größerer Energie und umfaſſenderen Kräften als je vorher auf den Kampfplatz getreten. Der Herzog von Braunſchweig-Öls hatte bekanntlich in Böhmen ein Freicorps geworben, um auch ſeiner Seits an dem großen Kampfe gegen die Franzoſen mit Erfolg Theil zu nehmen. Seydelmann damals im ſechszehnten Jahre war von dem Gedanken, für die Befreiung Deutſchlands mitzukämpfen ganz erfüllt. Des Herzogs von Braunſchweig Aufruf war mahnend auch in unſers Jünglings Seele gedrungen. Alle anderen Intereſſen verſchwanden ihm im Augenblicke gegen die einzige Leidenſchaft, in die Reihen deutſcher Streiter gegen Napoleon zu treten. Seydelmann begab ſich zu dieſem Zwecke mit noch einem Jugendgenoſſen zum Herzog von Braunſchweig, der damals an der böhmiſch-ſchleſiſchen Gränze ſeinen Wohnſitz genommen hatte, um in ſeinem Freicorps Dienſte zu nehmen. Der Herzog begegnete Beiden ſehr freundlich, nahm indeſſen den jungen Seydelmann nicht an, weil er ihn wegen ſeiner ſchwächlichen Körperkonſtitution zur Ertragung der Kriegsbeſchwerde für untauglich hielt.

Der Krieg mit Östreich war mit großen Opfern für daſſelbe durch den Frieden zu Schönbrunn beendet worden. In Seydelmann wirkte indeſſen der Gedanke auch für ſeine Perſon, ſo viel er vermochte, zu einer politiſchen Wiedererhebung Preußens beizutragen fort und beſtimmte ihn zu dem Entſchluß, ſich, mit Bewilligung des Vaters, zum Artillerie-Dienſt in Glatz zu melden. Es ſchien ihm bei ſeinen Hochgefühlen, für eine Erhebung Preußens mitzuwirken, der Militairdienſt diejenige Lebensthätigkeit, in welcher er ſich am direkteſten bei einer erſehnten Befreiung des Vaterlandes betheiligen könnte. Sein Körper hatte ſich indeſſen gekräftigt, Seydelmann ward angenommen, ſtand anfangs in Glatz, wurde indeſſen einige Monate ſpäter nach Neiſſe verſetzt, wo wir ihn ſchon Anfang Auguſt 1810 finden.

Dieſer Entſchluß muß als eine unmittelbare Nachwirkung des erſten Aufſchwungs angeſehen werden, der ſein Gemüth dazu erhoben hatte, mit in die Reihen der Streiter gegen Napoleon zu treten. Der in Preußen immer tiefer wurzelnde Haß gegen Frankreich war natürlich auch in ihn übergegangen und die glorreich begonnene Wiedergeburt des Vaterlandes im Innern mochte ihm in ſeiner reizbaren Phantaſie den Zeitpunkt des Kampfes für die politiſche Selbſtſtändigkeit des Vaterlandes als einen ſehr nahen erſcheinen laſſen. Das Militairleben, als ſolches, hatte ihn niemals gefeſſelt, niemals hatte er ſich mit Vorliebe in dieſen Stand hineingeträumt. Nur aus der patriotiſchen Aufregung ſeines Geiſtes erklärt es ſich, daß Seydelmann, welchen Alles, was einen edlen Geiſt in Schwung zu ſetzen vermag, mächtig ergriff, die Lieblingsbeſchäftigung ſeiner Jugend, welche ihn auf der Schule und im väterlichen Hauſe ſo ganz gefeſſelt hatte, für den Moment faſt vergeſſen zu haben ſchien. Aber der Sinn für ſie mußte mit einer ungeahndeten Stärke wieder erwachen, ſobald die harte Wirklichkeit ihn in den Widerſpruch zwiſchen der ſchwungreichen Empfindung, aus welcher ſein erſter feuriger Entſchluß ins Militair zu treten ſtammte, und ſeiner Tagesbeſchäftigung verſetzte, die ihn je länger, je mehr anwiderte. Das Feuer des erſten Entſchluſſes war niedergebrannt und nur die kahle Wiederkehr des täglichen Dienſtes und der militairiſche Zwang ihm geblieben.

Seine nie erſtorbene, ſondern durch die Begeiſterung für die allgemeinen Intereſſen nur augenblicklich zurückgedrängte Liebe zur Schauſpielkunſt brach nun, genährt einerſeits durch die in Neiſſe anweſende Vogtſche Schauſpielergeſellſchaft, andererſeits von ihm durch die wachſende Verſtimmung über ſeine Lebensſtellung als Tröſterin herbeigerufen, mit einer verſtärkten Gluth hervor. Seydelmann ſehnte ſich aus dem Militairdienſt immer heftiger und leidenſchaftlicher heraus, er bot Alles auf um ſeinen Abſchied zu erhalten. Vergebens! Weder der Vater zeigte Neigung ihm zur Erfüllung ſeines dringenden Wunſches die Hand zu bieten, noch bewies man ſich von Seiten der Behörden dieſem Verlangen günſtig. Da die legalen Schritte ihn nicht an das Ziel geführt hatten, ſo trieb die Verzweiflung ſeine reizbare Natur, welche ſich in dieſem Kampfe mit ſeinem täglichen Lebensberuf faſt aufrieb, zu dem Schritte, ſich auf dem Wege der Deſertion ſelbſt von dieſem Drucke zu befreien. Der mit Gewandtheit verfolgte und durch die von ihm geübte Fertigkeit, die Unterſchrift des Major Braun, ſeines Chefs, täuſchend nachzumachen, begünſtigte Plan ward im Jahr 1811 ausgeführt. Seydelmann begiebt ſich nach Troppau, bitter entzweit mit ſeinem Vater und lebt hier, nur durch die Briefe ſeines theuerſten Jugendfreundes Simmon getröſtet, unter dem Namen des Malers Syoron beim Schauſpieler Schmidt, der ſich des jungen von Mitteln entblößten Mannes auf das edelmüthigſte annahm, was Seydelmann mit tiefer Rührung und Dankbarkeit anerkannte. Seine Tage in Troppau verfloſſen in tiefer Verſtimmung. Kränklich und ohne alle Unterſtützung von Hauſe, allein auf ſeine Kräfte gewieſen, retteten ihn nur Schmidts Herzensgüte und der geringe Verdienſt, den er ſich durch Elementar-Unterricht erwarb, vor der äußerſten Noth. Indeſſen verſöhnte ſich der erzürnte Vater nach einiger Zeit mit dem Sohne, deſſen Lage ihm zuletzt doch an das Herz ging. Durch eifrige Verwendung des Vaters gelang es auch dem jungen Seydelmann, unter der Bedingung der Rückkehr und des Wiedereintritts in das von ihm verlaſſene Militair, die Verzeihung für dieſen Schritt zu erwirken, den man als eine aus jugendlicher Leidenſchaftlichkeit hervorgegangene Verirrung anzuſehn mild genug war.

Indeſſen war der gewaltige Wendepunkt in der Geſchichte Preuſſens eingetreten, in welchem es das Recht ſeiner Wiedererhebung, welche es in der Stille und durch eine tiefgehende Entwicklung ſeiner moraliſchen und materiellen Kräfte vorbereitet hatte, durch die That bewähren ſollte. Seydelmann, von dieſem Gefühle, das ſchon längſt ſeine Bruſt erfüllt hatte, mächtig ergriffen, konnte jetzt in dem ihm befohlnen Wiedereintritt in's Militair kein ihm widerwärtiges Begegniß erblicken, da jetzt der Krieg gegen Napoleon in Ausſicht ſtand. Derſelbe nahm ſeinen Anfang. Der junge Seydelmann ward mit einer Abtheilung Artillerie der Hauptarmee zugeſendet. In Goldberg angekommen, überfiel ihn aber das kalte Fieber ſo heftig, daß man ihn nach Glatz ins Feld-Lazareth zurückſchickte. Die zarte Organiſation Seydelmanns und die mancherlei Gemüthskämpfe und Sorgen, welche er vorher beſtanden, machten es ihm, auch nach erfolgter Geneſung, zu ſeinem großen Schmerze unmöglich, als Kämpfer den Fahnen zu folgen. Seydelmann ward daher nur zum Bureau-Dienſt verwendet. Seine ſchöne Handſchrift wie die Gewandtheit ſeines Ausdrucks machten ihn hier zu einer ſehr erwünſchten Acquiſition und die Feinheit ſeines Geiſtes, welche ſich weit über die ihm zugewieſene Beſchäftigung hinaus ankündigte, erwarb ihm die Achtung ſelbſt hochgeſtellter Perſonen, welche zufällig mit ihm in Berührung gekommen waren.

Da ihn aber dieſe Thätigkeit, der er nur nothgedrungen ſich hatte fügen müſſen, nimmermehr befriedigen konnte, ſo mußte jetzt die alte urſprüngliche Luſt zur Schauſpielkunſt wieder in die Rechte einer erſten Geliebten eintreten. Dieſe Luſt drängte ſich übrigens ſo gebieteriſch hervor, daß auch ſeine Gönner darin die Stimme eines tieferen Berufs erkannten, denn ſie ſelbſt waren ihm aus dieſem Grunde zum Austritt aus dem Militairdienſt behülflich. Nach einem kurzen Aufenthalt im väterlichen Hauſe eröffnete ſich ihm eine ſehr günſtige Gelegenheit dieſer lang genährten Neigung nun endlich offen folgen zu können. In ſeiner Vaterſtadt als einer der glücklicheren Dilettanten ſchon bekannt, wurde Seydelmann von dem in der Nähe reſidirenden Reichsgrafen von Herberſtein nach Grafenort eingeladen, das Perſonal ſeines Schloßtheaters zu vermehren.

Zum erstenmal, seit seinen Schuljahren, empfand Seydelmann hier in Grafenort einen wahren Lebensgenuß. Alles traf zusammen, um ihm diese Tage zu ebenso beglückenden, als seine innere Entwicklung fördernden zu machen. Er selbst sagte später über diesen Aufenthalt in Grafenort: „Dort — umgeben von feingebildeten Männern und Frauen, gern gesehn, weil ich mit glühendem Eifer trieb, was Allen wohlgefiel, dort an der Seite der für die Kunst viel zu früh entschlafenen Louise von Holtei (gebornen Rogée) lebte ich beneidenswerthe Tage.“ Auch in spätern Jahren dachte Seydelmann stets dieses Aufenthalts mit Entzücken und es überkam ihn bei der Erinnerung an jene Tage eine süße Wehmuth, der er sich dann ganz überließ. Zur Bestätigung des Gesagten mag hier eine Stelle aus einem Briefe Seydelmanns aus seinen letzten Lebensjahren*) folgen, in welchem er den tiefen Eindruck schildert, den ein Wiederbesuch der geliebten Stätte in ihm zurückgelassen hat:

„Ich habe, da ich badete und davon sehr angegriffen war, eine Pause von 8—10 Tagen machen müssen. Da folgt' ich einem Rufe, der mich täglich mahnte: ich zog mit Frau und Sohn nach Glatz, dem Ruheplatze meiner lieben, viel zu früh verstorbenen Eltern. Auch in Grafenort bin ich gewesen und habe das Theater wiedergesehen, von dem ich dann auf die öffentliche Bühne überging. Das sind nun 26 Jahre (ohne Jubiläum!) Als ich die kleine Bretterwelt sah, auf der mein jugendliches Feuer rauchte! so ganz war noch Alles, wie es damals gewesen, daß Vergangenheit und Gegenwart sich fast verschlangen, wie die Hände zweier Freunde. Zweier Freunde! Gott sei Dank dafür! Freilich fühlte ich den einen ältern etwas ernster, aber Freudenthränen weinten Beide.“

Nachdem Seydelmann nun seiner angebornen Lust darzustellen als Dilettant nachgegangen war, strebte er nach einem Engagement, um so in die Reihe Derjenigen einzutreten, welche die Schauspielkunst zu ihrem Lebensberufe gemacht hatten, und sich vor den Gerichtshof der öffentlichen Meinung zu stellen. Von jetzt an gilt es, sich durch stäte Tapferkeit in der Überwindung großer Schwierigkeiten, durch die gewissen-

*) Der Brief ist aus Warmbrunn vom 14. September 1842.

haſteſte Unterwerfung unter die Zucht ernſter Studien und die vielbewegliche Kritik der Maſſen, welche dem Darſteller wenigſtens immer den unmittelbaren Eindruck ſeines Spiels zurückſpiegeln, von Stufe zu Stufe zur Meiſterſchaft zu erheben. Sowohl der Graf Herberſtein, als die bei ihm wohnende Schauſpielerin Petrillo — ſonſt Fräulein Eigenſatz aus Berlin — hatten ihn mit Empfehlungen nach Breslau verſehn. Nach der Eltern Tode reiſte Seydelmann nach Breslau und wurde Mitglied der dortigen Bühne. Jugend und Ausſehn wieſen ihn zuvörderſt den Liebhaberrollen zu. Nach abgelegter Probe vor dem Publikum ward Seydelmann als Remplaçant des in gleicher Eigenſchaft nach Wien abgegangenen Schauſpielers Kettel angeſtellt. Seydelmann ſcheint indeſſen den Kreis der Liebhaberrollen, als ſeiner ganzen Natur wenig zuſagend, bald verlaſſen zu haben. Dumme Burſchen, Chevaliers, Gecken und Bonvivants bildeten faſt ausſchließlich die Sphäre ſeiner Thätigkeit. Der junge Schauſpieler gewann ſich übrigens auch hier ſchon die Theilnahme eines Theils des Publikums, obwohl daſſelbe ihn, wie er ſelbſt in einem Briefe an ſeinen Jugendfreund Simmon ausſpricht, durch lauten Beifall und Hervorruf nicht verwöhnte. Seydelmann, der mit ſo manchen Hinderniſſen des Organs zu kämpfen hatte, vermochte auf dieſem erſten Stadium ſeines öffentlichen Wirkens nicht, wie oft junge Schauſpieler, durch lyriſchen Schwung und feurige Kraft fortzureißen und dadurch augenblickliche Erfolge zu erringen, ſondern er konnte nur durch das in die Tiefe gehende Streben nach Charakter-Darſtellung wirken und ſich ſo die ſolide Achtung derjenigen erwerben, welche in dieſen Verſuchen ſchon den künftigen Charakterdarſteller durchſchauten. Zu dieſen gehörte namentlich Karl Schall und einige ſeiner literariſchen Freunde. Dem erſteren bewahrte Seydelmann auch ſtets eine beſondere Anhänglichkeit und Verehrung. Unſer Künſtler hielt es damals für ein Glück, nicht zu früh durch rauſchenden Beifall verwöhnt worden zu ſein. Seine zu ernſtem, gründlichem Fleiße ſich ſtets hinneigende Natur fand in dieſer Art der Aufnahme einen mächtigen Antrieb, ſich keine Härte der Arbeit auf ſeiner Laufbahn zu erſparen. Der Wahn, damals ſchon etwas Bedeutendes zu ſein, hat ihn in keinem Augenblicke beherrſcht.

Wir unterbrechen einſtweilen die Biographie des Künſtlers, indem

wir die Briefe deſſelben aus den Jahren 1810 — 1816, welche einen ſo tiefen Einblick in ſeine ganze Natur und Lebensrichtung gewähren, hier mit Hinweglaſſung aller, nur partikuläre Verhältniſſe und Intereſſen berührenden Stellen, folgen laſſen, vorher jedoch die Aufmerkſamkeit des Leſers für die Nachweiſung des Zuſammenhangs dieſer Briefe mit der ganzen Geiſteseigenthümlichkeit Seydelmanns in Anſpruch nehmen.

Die Briefe Seydelmanns aus der Zeit ſeines beginnenden Jünglingsalters ſind in mehr als einer Rückſicht wichtig, indem ſie uns den künftigen Mann im Keime darſtellen. Sie zeigen uns den Jüngling Seydelmann, in einem Alter von 17 Jahren einer Lebensthätigkeit hingegeben, deren Einförmigkeit, die individuelle Entwicklung zurückdrängende und unter das Gewicht eines Mechanismus beugende Bewegung mit ſeinem glühenden Triebe nach dramatiſcher Geſtaltung in ſchneidendem Widerſpruch ſtand. Das Gefühl deſſelben drang im Laufe der Zeit mit einer ſolchen Stärke in ihn ein, daß er ſich um jeden Preis davon zu befreien beſchloß. Wir ſehn ihn unter dem Druck dieſes Widerſpruchs ſeufzen, und ſeine Klagen in den Buſen des Freundes ergießen, ſpäter zu einer hartnäckigen Weigerung fortgehn, eine Prüfung zum Avancement zu beſtehen, zu welcher er vorzugsweiſe befähigt erachtet wurde, weil er darin ein Zugeſtändniß erblickte, das er ſeinem Berufe durchaus nicht machen wollte, und weil ihm Alles daran lag, ſeine tief wurzelnde Abneigung auf eine nicht geradezu ungeſetzliche Weiſe zu bethätigen, welche ihm doch zugleich die Genugthuung gewährte, die Entſchiedenheit ſeines Widerſtrebens auch ſeinen Vorgeſetzten gegenüber ausſprechen zu können. Seydelmann theilt dem Freunde die ganze Unterredung, in welcher er der heftigen und faſt gebieteriſchen Aufforderung, wie der ſanften Mahnung gegenüber ſich unter die zu Prüfenden aufnehmen zu laſſen, gleich ſpröde bei ſeiner Weigerung beharrt, mit dramatiſcher Lebendigkeit mit, in welcher man nicht minder den künftigen Darſteller, als den charaktervollen Jüngling ſieht, der immer gewiſſer wird, ſeinen Lebensberuf auf dieſer Bahn entſchieden zu verfehlen.

Dies Bewußtſein, indem es immer tiefer in ſeine aufgeregte Natur einſchneidet, treibt ihn nun endlich zu dem Entſchluſſe, ſelbſt mit Verletzung der Pflicht ſich einer Lebensthätigkeit zu entziehn, welche

immer gewaltiger auf ihm laſtet und deren Druck er nur noch die Verzweiflung entgegenzuſetzen hat. Wir ſehn Seydelmann über ſeine Entweichung brüten, dem Freunde die Abſicht, den Plan und die Mittel zu ſeiner Ausführung auseinanderlegen, und den Schmerz über die ſeinem Vater und ſeinen Geſchwiſtern durch dieſen Schritt werdende Kränkung, durch die Berufung auf die innere Nothwendigkeit dieſes Entſchluſſes beſchwichtigen. Indem er ſich in die Wahl zwiſchen der innern Zerſtörung ſeiner ganzen geiſtigen Natur und der Flucht aus dem Militairdienſte verſetzt fühlt, erſcheint ihm der letztere Schritt wie ein Schickſal, welches er, um ſeines Berufes willen, auf ſich zu nehmen habe. Die einzigen heiteren und genußreichen Augenblicke in dieſer widerſpruchsvollen Exiſtenz gewähren ihm die Freundſchaft und die Beſchäftigung mit der dramatiſchen Darſtellung, der er, wenn auch nur als Dilettant, mit einem Eifer und einem Entzücken obliegt, in der man ſchwerlich den durch die tiefſte Neigung zum Schauſpieler Berufenen verkennen wird. Seydelmann ergreift jede nur irgend dargebotene Gelegenheit thätig als Schauſpieler mitzuwirken; es iſt auch jetzt ſchon unter den Genoſſen ſein einziger Ehrgeiz auf dieſem Boden einen Sieg zu erfechten. Er ſehnt ſich von ſeinem einförmigen Garniſondienſt in Neiſſe nach den Ausflügen in ſeine Vaterſtadt Glatz, um dort in heiterer Geſellſchaft ſeinem ſüßeſten Verlangen nachzugehn, Komödie zu ſpielen.

Ob ihm der Urlaub nach Glatz werde bewilligt, oder verweigert werden, iſt ihm eine Lebensfrage, die ihn Tagelang beſchäftigt, weil er nur in der Ausſicht auf die Ausübung der Schauſpielkunſt lebt, und eine Störung dieſer gepflegten Hoffnung von ihm, wie ein Riß, in ſeinem innern Leben empfunden wird. Glatz mit ſeinem Theater und die Ausſicht dort mit den Freunden zu ſpielen iſt die Oaſe in der Wüſte ſeines Neiſſer Artilleriſten-Lebens. Der Jüngling ſchwelgt in dem Gedanken in Glatz mit den Genoſſen aufzutreten, alle ſeine Kräfte erſcheinen dazu geſpannt, ſeine Lebensgeiſter geſteigert. Man fühlt es ſeinen Ergüſſen an, wie er zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebt, und doch bei allem perſönlichen Ehrgeiz ſelbſt zu glänzen, zugleich den Blick auf das Ganze der Darſtellung richtet, wie es ihm damals ſchon darum zu thun iſt, daß allen Rollen ihr Recht widerfahre. Der Gedanke an den von

ihm geprieſenen Mitſpieler Marr beunruhigt ihn eben ſo, als er ihn entzückt. Er fürchtet von ihm verdunkelt zu werden, aber zugleich iſt ſeine Bruſt gehoben, indem er an die Wirkungen des Spiels deſſelben denkt. Seine ganze Seele iſt in fieberhafter Aufregung, wenn er ſich Marr als Peter den Großen vor ſeine Phantaſie ſtellt. Die Wirkung einer ſchön geſchloſſenen Charakterdarſtellung hervorzubringen iſt ihm das beneidenswertheſte Ziel, welches ein Sterblicher ſich zu ſtecken vermag. In allen dieſen Zügen iſt der künftige Darſteller vorgebildet. Man fühlt es dieſer Sehnſucht nach dramatiſcher Darſtellung an, dem Ernſt, der ihn erfüllt, indem er ſich mit ſeiner Rolle beſchäftigt, dem Troſte, den er darin findet, daß ſich hier der Beruf des Lebens ankündigt, nicht nur eine dilettantenhafte Luſt, wie ſie Jünglinge und Mädchen ſo oft aus Eitelkeit und augenblicklicher Erregtheit ergreift, ohne nur im geringſten eine nachhaltige Kraft zu verbürgen.

Dieſe Briefe zeigen uns aber auch den Jüngling Seydelmann von einer wahrhaft ſchwärmeriſchen Freundſchaft ergriffen, wie ſie hingebender, verzückter kaum gedacht werden kann. Hier iſt er der von idealen Empfindungen geſchwellte Jüngling, dem Vergötterung des Freundes der entzückendſte Genuß, das unabweisbarſte Bedürfniß des Herzens iſt. Seydelmann erſcheint hier oft von einer Sentimentalität ergriffen, welche ſogar an die Ergüſſe ſtreift, denen wir in einer frühern Epoche unſerer Literatur ſo häufig begegnen. Der Jüngling Seydelmann durchlebt gewiſſermaßen in ſeinem Verhältniſſe zu ſeinem Freunde Simmon dieſe ganze in der Literatur ſchon überwundene Stufe. Während Seydelmann in der Freundſchaft gleichſam wie ein Werther empfindet, alle Scalen der Hoffnung, der Furcht, augenblicklichen Mißtrauens, ſeliger Liebesgewißheit durchläuft, aus des Freundes Stimmung gegen ihn Troſt und Entzücken ſchöpft, und in allen ſeinen Affekten gewiſſermaßen nur die Töne erklingen läßt, welche der Freund in ihm anſchlägt: ſo ſehn wir ihn in ſeinem Verhältniß zum weiblichen Geſchlecht damals mehr nur von einer augenblicklichen Erregtheit ergriffen, deren er bald Herr wird, und über die er ſich ſogar mit einer gewiſſen Selbſtzufriedenheit über ſeine Stärke erhebt. Hier erſcheint daher Seydelmann in ſeinen Mittheilungen an den Freund, dem er Nichts verſchweigt, ſo ſehr er auch

auf Augenblicke einer ſentimentalen Stimmung hingegeben iſt, obgleich er ſelbſt der Mondſchein-Romantik nicht entbehrt, dennoch bald über eine ſolche Stimmung triumphirend, indem er ſogar die Kraft gewinnt, ſich in die ſichere Burg des Beobachters und des Kritikers zurückzuziehn. In ſeinem Verhältniß zum weiblichen Geſchlecht waltet damals vielmehr der Sinn für die Schönheit der Formen vor, durch welche er auf Augenblicke künſtleriſch berührt wird. Er iſt wohl auch in ſolchen Augenblicken entzückt, aber der ganze Menſch iſt hier nicht, wie in der Freundſchaft, auf Tod und Leben dabei. Seydelmann iſt in dieſen Briefen dem Pylades viel verwandter, als dem Romeo. Der Sinn für plaſtiſche Schönheit hält ſein Gemüth von Überſchwänglichkeit und einem völligen Aufgehn in die Schwärmerei der Liebe fern.

Dieſe Briefe bekunden aber auch noch in ſehr beredter Weiſe Seydelmanns außerordentliche Geſtaltungsfähigkeit und ſeinen oft wunderbar überraſchenden Sinn für dramatiſches Leben. Nur die Freundſchaft zeigt ihn durchaus lyriſch, denn ſie hält ſeine ganze Empfindung ſo ſehr befangen, daß er ſich hier am wenigſten zu einer in ſich mannigfaltigen Darſtellung, oder gar zu einer dramatiſchen Lebendigkeit befreien kann. Dieſe Ergüſſe haben daher natürlich etwas Einförmiges, die Concentration dieſer einzigen Empfindung hält den ſonſtigen Reichthum ſeines Ausdrucks gewiſſermaßen gefangen. Dennoch ſehn wir auch ſchon in dieſen Briefen, zugleich mit dem ſich mächtig regenden und zu dem bitterſten Ernſt des Lebens ſich ſteigernden Drange nach dramatiſcher Darſtellung, die Keime ſeiner bewunderungswürdigen Gewalt des Ausdrucks, wovon uns ſeine ſpäteren Briefe ſo glänzende Zeugniſſe geben. Dem Jüngling wohnt eine für ſeine damalige Bildung, Lebensſtellung und Lebenserfahrung überraſchende Kraft des Worts und eine wunderbar dramatiſche Lebendigkeit bei. Dieſer Zug zum dramatiſchen Leben tritt oft ſo ſchlagend hervor, daß wir Seydelmann die Mittheilung einer Unterredung am liebſten gleich in der Form des dramatiſchen Dialogs machen und dieſen noch mit Bemerkungen ausgeſtattet ſehn, welche den Trieb verrathen, Alles und Jedes ſogleich in Bezug auf dramatiſche Darſtellung anzuſchauen. Wie entſchieden tritt dies z. B. in der Mittheilung ſeiner Unterredung mit dem Major Braun und den dabei bethei-

ligten Perſonen hervor, deren mimiſchen Ausdruck er uns ſogar wiederzugeben nicht unterläßt. Dieſer Zug iſt ſehr bedeutſam, weil er die Richtung auf dramatiſche Darſtellung ſo mächtig verkündet, indem wir Seydelmann ſelbſt da, wo wir ſeine ganze Seele doch von dem Ergebniß einer Unterredung, wie der gedachten, aufgeregt wiſſen, noch mit Luſt erfüllt ſehn, das Ganze in ein dramatiſches Gemälde zuſammenzufaſſen und die ſich unterredenden Individuen gleich nach der Seite der dramatiſchen Darſtellung einzuführen.

Da nun dieſe Briefe Seydelmanns aus ſeinen Jünglingsjahren die Keime des Mannes enthalten, ſo haben wir ſie auch gleich dem erſten Abſchnitt der Biographie einverleibt, und ihnen auch die wenigen Briefe aus ſpäteren Jahren beigefügt, welche der reife Mann und berühmt gewordene Künſtler an den ſchwärmeriſch geliebten Freund der Jugend gerichtet hat. So ſehr auch ſpäter die Lebensrichtungen, die Bildung, die Intereſſen und ſelbſt die äußern Verhältniſſe der beiden Jugendfreunde ſich geſchieden hatten, ſo bewahrt Seydelmann doch ſtets eine treue, liebevolle Anhänglichkeit für den Pylades des Jünglingsalters und hat dieſelbe in dem natürlichſten, nur das volle Herz verrathenden Tone in einigen ſpäteren Briefen ausgeſprochen. Dieſe können daher nicht wohl eine andere Stelle finden, als die wir ihnen angewieſen haben, weil ſie dazu dienen das Bild Seydelmanns nach dieſer Seite hin zu vervollſtändigen.

Theuerſter Freund!

Du thuſt ſehr Unrecht mich ſo lange auf einige Zeilen von Dir warten zu laſſen, oder weißt Du nicht wie's thut, von geliebten Gegenſtänden weit entfernt zu ſein, und nichts, gar nichts von ihnen zu hören? — Seit der Abreiſe meines Vaters aus Neiſſe ging ich vergebens jeden Poſttag 2 bis 3 mal auf die Poſt, um mir einen Brief von Dir zu holen, ich glaubte immer feſt: heut muß ich einen bekommen, und leider hatte ich ſtatt deſſen nur Gelegenheit, mich in der Geduld zu prüfen. — Verfloſſenen Sonnabend ging ich ſchon früh um halb 6 Uhr aus meinem Quartier, um auf den Briefträger irgend wo zu lauern, denn heut war Poſttag. — Eine halbe Stunde mocht ich ohngefähr auf dem Platz herumgegangen ſein, des Briefträgers Faulheit und er ſelbſt waren ſchon hundert mal verflucht und verwünſcht, und ſchon ſchwebte ein neues Donnerwetter auf meinen Lippen, was über ihn ſich ergießen ſollte, da klopfte mir Jemand auf die Achſel — ich ſah mich ſchnell um und der brave herrliche Kerl, den zu verfluchen ich eben wieder im Begriff war, reichte mir mit einer freundlichen Miene einen Brief. — Haſtig riß ich ihm denſelben aus der Hand, erbrach ihn und wollte ſchon anfangen zu leſen, als ich äußerſt freundlich um das Porto angehalten wurde.

Ich. (ſchnell) Wie viel bekömmt Er?

Briefträger. (ſchmunzelnd) Häha! Vier Groſchen werden der Herr belieben! Hähähä! —

Ich. (immer ſchnell) Hier ſind ſie — Marſch! —

Brief. (wie vorher) Ich bin zu Dienſten — Hähähä! — (mit einem Bückling fort.)

Vor Ungeduld wollte ich den Brief auf der Straße leſen, doch

miſchte ſich ein Gedanke von Unanſtändigkeit in dieſe Idee, und in einem ungewöhnlich geſchwinden Schritt gings in das Haus, wo Pohris wohnt; da ſtellt' ich mich in einen Winkel und las den Brief wohl 3—4 mal. Der Inhalt gefiel mir ſehr — doch Etwas fehlte, er war zu kurz. — Verſtanden? — — Und bei aller dieſer Kürze ſchreibt der Menſch noch, um mich nur recht toll zu machen: er habe ſo viel Schönes und Neues mir zu ſagen.

Gelten Dir Simmon meine Bitten nichts? —

Du machſt mich in Deinem letzteren Schreiben aufmerkſam, daß mir das gute Mädchen, die P — s etwas von ihr mit in Dein Schreiben einlegen werde. — Ich freue mich darüber; — erinnere Dich durch meinen Vater Deines Verſprechens. —

Was machen die Schauſpieler? — Schmidt?

Was meine Anverwandten?

Alle Montage wird hier Komödie geſpielt. — Willſt Du Zeuge ſein, ſo richte Dir's ein. — Erinnert man ſich zuweilen noch meiner in Glatz? — auf welche Art? — Ich bitte Dich recht herzlich, ſchreibe viel und vergiß nichts.

Neiſſe, den 28. Auguſt 1810.

Neiſſe, den 8. October 1810.

Guten Morgen! Lieber Junge. Haſt Du meinen letzten Brief und mit ihm die Einlage erhalten? — Heute morgen bin ich wie gewöhnlich bei dem Herrn Major; — der Lieutenant F. kommt hin und ſtattet den üblichen Rapport von der Gewehr-Fabrik ab, da fällt mir denn auf einmal ein, ihn zu bitten, mir in ſeinem Quartier ungeſtörtes Gehör zu geben: Er ſagte es mir auch mit vieler Freundlichkeit zu, und heute Abend gehe ich zu ihm, und werde ihn erſuchen mit mir vereint mir zu meinem Abſchiede zu verhelfen.

Bei meinem Vater weiß ich, ſchlimm genug, nicht mehr viel Tröſtliches und Hülfreiches zu ſuchen, ich nehme daher meine Zuflucht zu Fremden, vielleicht handeln ſie, unbekannt mit mir, mit der größten Liebe für mich. —

Neiſſe, den 13. October 1810.

Guter Simmon! Dein Schreiben nebſt Jenkners Einlage habe ich von Wendel erhalten, und dankbar Eure guten Abſichten daraus erkannt, mich zu tröſten — Dein Brief war zugleich eine treffliche Schilderung Deines ſehr edlen Herzens, auf deſſen alleinigen Beſitz als Freund ich ſtolz ſein würde. — Brüderchen! ich kann Dir nun ſchon einmal nichts verſchweigen, alſo muß ich Dir auch recht offen geſtehen, daß unſer guter Jenkner durch ſeine übertriebenen Sprünge vom größten Ernſt zur größten Narrheit bei ſeinen gewiß edlen Abſichten, meiſt, wo nicht immer, ſeinen Zweck verfehlt, und ſich ſogar in der Achtung eines jeden unpartheiiſchen Zuſchauers herabſetzen muß.

Unſer aller Zukunft iſt ſehr dunkel, und am dunkelſten wohl die meine nebſt Jenkners. — Alſo ſollte es wohl unſer feſter Grundſatz ſein, mit ſolchen Augenblicken zu geizen. Du ſagteſt in Deinem lieben Schreiben, ich hätte Hoffnung den Abſchied zu bekommen, und indem Du Dich ſo unvollkommen darüber ausließeſt, ahndeteſt Du, guter Simmon, nicht, daß meine ſchon geſpannte Ungeduld dadurch um einen hohen Grad ſtärker wurde; und ich befürchte, daß die liebe Saite der Geduld bald ſpringen werde. — Ich bitte Dich daher recht ſehr, erkläre Dich in ſolchen wichtigen Sachen deutlich, denn auch unangenehme Gewißheiten ſind mir lieber, als eine peinigende Ungewißheit, denn im erſteren Falle weiß man ſich darnach zu richten. — In Deinem baldigen Schreiben hoffe ich Rapport von dem guten Fortgang Deines Geſchäftes zu erhalten; und nun frage ich noch: wie ich mir das Stillſchweigen meines Vaters erklären ſoll, nach einer Sache von größter Wichtigkeit? — Will er mich durch Hoffen und Harren einſchläfern? — Mich dadurch nur toller machen? Ja, das kann er, und das wird wohl auch der Fall ſein. —

Da hier die Collegia bald ihren Anfang nehmen werden, welche bis zur Revue künftigen Jahres dauern, und während der Zeit keiner derjenigen die ſie beſuchen, auf Urlaub gehen darf, ſo ſehe ich mich wohl genöthigt, bald zu kommen, wenn ich NB gern geſehen werde. — —

Ein Küßchen! lieber Junge — ich muß zur Parole. —

Neiſſe, den 14. October 1810.

Heute Morgen habe ich geputzt und Nachmittags habe ich in den Kaffeehäuſern, welche ich in Geſellſchaft beſuchte, Zeitungen durchblättert und Theaternachrichten geleſen. Was ich Abends machte — werde ich Dir bei Gelegenheit ſagen. —

Neiſſe, den 15. October 1810.

Höre Brüderchen! Etwas Wichtiges! Sobald der Major kommt, bitte ich ihn um Urlaub auf 8 oder 10 Tage, und komme, wenn ich ſolchen erhalte, — gern oder nicht gern geſehen. — Aber eins hält mich doch zurück nach Glatz zu kommen; — und das iſt: ich habe keine Stiefeln, in denen ich vor ehrlichen Leuten, und überhaupt in Glatz auftreten kann und mag. — Wie wärs, wenn Du mir unter 8 Tagen ein Paar nach Deinem Fuße machen ließeſt, und ſo wie Deine ſind. — 5 Thlr. habe ich baar, alſo fehlten mir noch 2½, oder 2, oder 1, oder — — indeſſen ſei es wie es wolle — bezahlen werde ich ſie. — Die Beſorgung überlaſſe ich Deinem Geſchmacke — — nur um Gotteswillen nicht zu klein; ich wachſe ſehr — recht reichlich nach Deinem Fuße. Ich verlaſſe mich darauf. Aber wenn Du mich ſitzen ließeſt! — — — —

Beſter Franz!

Denke Dir nur einen Augenblick meine Pein, als ich durch meinen guten Wendel Deinen Bierzettel erhielt. — Ich habe Dir eine mächtig geſchwollene Backe, und alles Lachen möchte daher wegen größerer Schmerzen unterbleiben, aber was man gerade nicht ſoll, das geſchieht, wenn auch unwillkührlich, immer am öfterſten. So auch bei dieſer Gelegenheit. — Den lieben Zettel in die Hand nehmen, einen Blick auf ſeine alte ehrwürdige Geſtalt und auf ſeine Adreſſe werfen und lachen war eins; — Du armer Monſieur Schmerz! Du warſt in dieſem Augenblicke trotz Deiner Macht, doch ein Nichts gegen die Freude, welche Du mir, guter Franz, durch dieſe Paar Worte gemacht haſt. — Ich ſehe daraus mit herzlicher Freude Deine Bereitwil-

ligkeit, andern Leuten Deine Sachen zu offeriren, und Deine Gleichgültigkeit, solltest Du auch dabei verlieren. — Aber ich bitte Dich um Gotteswillen, laß Dir diesen kleinen freundschaftlichen Verweis nicht zu Herzen gehen, wenigstens unter der Zeit nicht, welche ich bei Dir bald, sehr bald zuzubringen hoffe. — Verstehst Du? — Alter braver Junge!! — Ich habe des Majors Wort, daß ich den Urlaub erhalte, ich weiß auch, wie kurze Frist noch bis dahin — aber, ich rufe mit vielen ungeduldigen Herren aus: Grausame Zeit, willst auch du mich durch dein langsames Schleichen peinigen?

Hinweg mit diesen Narrenspossen. Dergleichen Dinge sind Erholungen in ganz müßigen Augenblicken, und indem ich mich mit Dir unterhalte, bin ich doch wohl nicht müßig?! — Nein bei Gott nicht, die Augenblicke mit Dir, mit der Erinnerung an Dich verbracht, sind mir die frohesten, und mit Ungeduld sehe ich dem entgegen, wo sich zwei edle Seelen wieder näher kommen werden. — Nah, unzertrennlich sind und werden unsere Seelen wohl immer sein, aber einander ins ehrliche Auge blicken, bieder die Hand reichen und Brust an Brust uns so die seligsten Empfindungen einhauchen, das Freundchen, das ist es, was ich so sehnlich erwarte!

Schaffe schöne Schauspiele an! — O seelige Unterhaltung! — — In dem heimlichen Zirkel guter Freunde zu sitzen und ein gutes Schauspiel zu lesen, während es draußen stürmt. O ihr abscheulichen Menschen! mich so lange auf einen Brief warten zu lassen! Konntet Ihr's denn über's Herz bringen? — Ich wollte mir diese Frage schon längst selbst beantworten und entschloß mich daher, recht lange, sehr lange nicht an die zu schreiben, an denen mein ganzes Ich so unauflösbar hängt, aber nein! ich kann nicht mehr länger schweigen; so manche Freude, die ich hier genossen, verlangt Mittheilung gegen Freunde. So manche durchlebten traurigen Augenblicke, die mir leider von meinem Schicksal in einer ziemlich großen Anzahl zugetheilt worden sind, heischen Linderung und Trost von fühlenden Freunden, und wo finde ich die, als in Glatz und in Euch! meine lieben Brüder! — — Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich schon im Voraus behaupte, Euch diesmal mit interessanten Begebenheiten zu un-

terhalten, die mich, Euren Bruder, (wenn ich anders nicht irre) betreffen. — Doch hinweg mit ſolchen Scrupeln, ich lebe in der Hoffnung, wir ſind immer noch die Alten, alſo hört, und ſeid vergnügt: —

Wie ich von Glatz hieher gekommen bin, weißt Du Simmon, denn ich vermuthe es daher, weil Dir mein Vater meine Briefe gezeigt, oder Dir den Inhalt derſelben mitgetheilt haben wird. Weißt Du aber auch was ich bin? — Dein Freund? Freilich, weiter bin ich Dir aber auch gar nichts. — Iſt Dir alſo daran genug? — Was ich mache, will ich Dir ſagen: Fleißig an Dich denken, Dich meinem Herzen immer noch unzertrennlicher machen und mich in der dramatiſchen Kunſt üben, wenn mir Zeit übrig bleibt, das iſt mein Leben! Übrigens gehe ich früh Morg — — doch was ſoll ich Dir meinen gewöhnlichen kalten Geſchäftsgang her buchſtabiren; Du weißt ihn, und ihn nochmals zu erzählen, würde mich wahrhaftig ermüden und mir meine Laune verderben. — Kurz geſagt: — ich ſchreibe, laborire, eſſe, trinke und ſchlafe, die letztern Dinge müſſen gewöhnlich ſehr ſchnell betrieben werden, wegen Mangel an Zeit. — Doch ſeelenvergnügt bin ich, wenn ich nach vollbrachter Arbeit des Abends bei Tiſche ſitze, Deine und Jenkners Briefe leſe und Lafontaine's treu dargeſtellte Gemälde des Lebens, wie weiland ein liebender Ritter umherirre, Bürgers Leonore und Kotzebue's Spiele ſtudire, und dann bei dem Gedanken, bei dem ſeeligen Gedanken ſtehen bleibe, daß ich — daß wir für dieſe zeitliche Trennung einſt unzertrennbar ein frohes Alter genießen werden, Du und Jenkner mit den Seinigen, ich als liebender Freund, als Glied der Familie in Eurem Zirkel und wir alle herzlichen Freuden der Gegenwart feſthalten und ſie vereint genießen werden. Mit ähnlichen Gedanken, denn die wahren darzuſtellen, iſt meine Feder zu ſchwach, lege ich mich dann zu Bette, und ſchlafe wenigſtens glücklich ein, und ſtehe in der Erinnerung ſeeliger Träume auf, um muthig die kalte, froſtige Wirklichkeit behandeln zu können, denn zu einem Zwecke muß doch unſer gegenwärtiges Handeln führen, und warum ſoll ich mir da nicht den beſten träumen, warum ſoll ich die Hoffnung einer glücklichen Zukunft nicht feſthalten, da die Gegenwart ſo wenige Freuden mir giebt. —

Liebes Brüderchen, Du willſt Fragen beantwortet haben, die 1ſte iſt: Wie gehts dem Präceptor und ſeinen Zöglingen?

Setze Dich in die Lage, rohe Bauern unterrichten zu müſſen, und Du haſt die beſte Antwort; das Facit von der Sache iſt: Mühe, Ungeduld, Ärgerniß und — Lachen.

2te Frage: Bekommt man mehr Sold?

Der Fond, aus welchem der Sold für die Subjecte meines Gleichen genommen werden ſoll, wie es ehedem einen gab, hat, trotz der jämmerlichen Lage und der äußerſt commismäßigen Situation, worin ſich die Herren Vice-Oberfeuerwerker befinden, noch nicht ausgemittelt werden können, und man iſt bemüht, ſolche Subjecte mit nahen, guten Ausſichten zu tröſten. —

3te Frage: Kömmſt Du nach Glatz zu Weihnachten?

Nein! obgleich ich weiß, daß ich ohne Umſtände Urlaub bekommen würde.

Nun komme ich in Deinem Briefe an die Stelle, wo Du anfängſt, etwas erzählen zu wollen, und Dein Entſchluß facht auch den meinigen an.

Was machen die Neiſſer Mädchen? — —

Liebes gutes Brüderchen, wie oft ſchon iſt es mein ſehnlichſter Wunſch, ja mein feſter Vorſatz geweſen: du willſt dich verlieben, aber ich weiß nicht wie es zugeht, es iſt mir unmöglich. Ich habe ſchon Aventuren erdacht, habe ernſtlich ein ſchmelzender girrender Seladon werden wollen, und es würde jedem Andern an meiner Stelle leicht, ſogar zur Nothwendigkeit geworden ſein. — Doch Du kennſt meinen Geſchmack und wirſt Dir die Verfaſſung nach Belieben machen; das Modell zu der vollſtändigen Büſte meiner Schönen war und iſt noch immer Hannchen U. und Madam L. Und nun zur Sache: —

Die Zeit der kaltmachenden Kälte war noch nicht da, der Abend war einer der ſchönſten von den ſchwülen, mondhellen, und für die Liebenden ganz geſchaffen. Unter der großen Menge der Straßenläufer und Straßenläuferinnen befand auch ich mich und übte meine Sitte, den Mädchen unter die Schleier, oder feſt ins Geſicht zu ſehen. So beſchäftigt war ich ſchon eine Zeit lang gewandert und hatte gefunden

und verworfen, da kam ich bei Verfolgung einer Schönen durch eine Nebengaſſe auf den groſſen Platz in Neiſſe. Ein Mädchen von einer ſchlanken Geſtalt, gehüllt in einen ſchwarzſeidenen Überwurf bog um die Ecke, um welche ſchnell ich mich wandte; ſie ging an der Hand eines andern Mädchens unter der groſſen Menge auf und ab. Ich betrachtete ſie näher und der Mond beleuchtete mir ein Geſicht, das für den Pinſel eines Raphaels gemacht zu ſein ſchien. Kurz ich ſage Dir, ein auffallend ſchönes, ſanftes Geſicht, — der Buſen, durch das zufällige Umſchlagen des Überwurfs ſichtbar, ſchien um den Preis des ſchönſten ſeiner Schweſtern zu ringen. — Ich betrachtete mit einer fliegenden Röthe noch einmal das Mädchen von Kopf bis zu Fuß, ich wollte muſtern mit meiner gewöhnlichen Kälte, aber ich vermochte es nicht; ich hatte endlich gefunden, was vielleicht auf immer mich feſſeln ſollte. — Wie hingezaubert ſtand ich da! — Das Mädchen warf einen Blick auf mich, der meinige begegnete ihm. Trotz meiner Verlegenheit war ich doch noch zu bemerken im Stande, daß ſie die Augen vor meinem ſtarren feſten Blicke ſinken ließ, ſich zu ihrer Gefährtin neigte, und ihr Etwas ins Ohr flüſterte und ich hörte ſie leiſe ſagen: das iſt er. — — Ich wurde neugierig, wollte näher; die Menge der Menſchen brachte uns jedoch bald zum Weichen und ſinnend ging ich die entgegengeſetzte Straße. — Aber bald trafen wir uns wieder und mit Entſchloſſenheit nahte ich mich ihr, mein Compliment herſtotternd. — Nach einem kleinen Präludium bat ich um die Erlaubniß ſie begleiten zu dürfen und ein freundliches: Ja, mit einer Artigkeitsformel verknüpft, ſicherte mir dieſe zu. O Freundchen! Brüderchen! indem ich dieſes ſchreibe, durchbebt mein Innerſtes eine wonnige Rückerinnerung der ſeelig genoſſenen Augenblicke. — Ich ging an ihrem Arm die Straßen auf und ab, und daß mir 3 Stunden wie 3 Minuten verfloſſen, mag Dir ein Beweis ſein, wie ich mich unterhalten hatte! — Noch muß ich mich wundern, wo ich die Beredſamkeit hernahm, mit welcher ich jenen Abend das Mädchen verlegen machte; doch machte auch ſie es mich und der kleine Streit, in den wir uns verwickelt hatten, ließ mich das Mädchen ganz kennen lernen. — Eine edle — erhabene Seele!! — Sie iſt jetzt in Breslau und wahrſcheinlich würde mein armes Herz hier

das Ende seines fesselfreien Standes gehabt haben, wäre sie noch hier. Allein Trennung und mein bekanntes leichtes Gemüth verlöschten bald den Eindruck, welchen ihre Gegenwart hätte auf mich machen können. — Doch weiter. — — Ich wurde unter dem Schutz der Dunkelheit kühner, feuriger, ich drückte sie sanft an meinen Körper, sie sah an mir herauf, unsere Blicke trafen sich und ein himmlisches Lächeln schwebte auf ihrem Antlitz. — Die Straßen und Plätze waren unterdeß leer geworden, es war ziemlich spät, und nur wir schienen nicht bemerken zu wollen, daß es Zeit sei, heim zu kehren. Wir kamen jetzt ans Breslauer Thor. — Wohin ist's Ihnen nun gefällig, zu gehen, fragte ich sie, und da sie mir die Wahl ließ, so schlug ich einen Spaziergang auf den Wall vor, der um die Stadt führt und den ich mit Euch gegangen bin. — Meinem Vorschlage wurde Beifall und wir gingen. — Herzensbrüderchen! Hier schlägt mein Herz doppelt stark und mit einer ungewöhnlichen Sehnsucht wünsche ich die seeligen Augenblicke jenes Abends zurück. — Das sanfte Rieseln der hier fließenden Biele, das traulich Flüstern der Blätter, der Mond, der so schelmisch uns einsame Wanderer anzulächeln schien, die sonst feierliche Stille und die dunkeln hohen Gebäude in der Ferne, alles das gab unserer Stimmung den Anstrich einer heiligen Rührung. — O wie schön ist es hier! rief sie voll Empfindung aus und ein Blick in ihr funkelndes Auge zeigte mir die Wahrheit derselben. — In meinem Innern wogte es, stürmisch drückte ich sie an mein Herz, und rief: „um wie viel schöner noch für den Glücklichen, der an Ihrer Seite geht! — Theures Mädchen! wann werde ich Sie endlich überzeugen können, daß ich die Wahrheit, die reinste Wahrheit spreche? Wann?" — Da bog sie ihr himmlisches Gesicht nach mir; ihr süßes Lächeln, — ihr heiterer Blick — das sittsame Heben ihres Busens, alles entzückte mich, und meine Lippen begegneten den ihrigen. — Hier tauschten wir unsere Herzen und unsere seeligen Empfindungen verschwisterten sich in diesem Hauche. — O Carl! lispelte sie leise, und schlug die Augen nieder. — In ein süßes Anschaun ihrer Reize versunken, ging ich still neben ihr her und nur meine Blicke sprachen. — Küsse wurden genommen und gegeben und der sanfte Druck ihrer Hand und ihr beredter Blick waren die gültig-

sten Beweise der gewünschten Gegenliebe. — Brüderchen ich war glücklich! — —

Wir waren wohl 3 bis 4 mal diesen Weg gegangen und Scherz und Witz wechselten mit einander. — Endlich verbot uns die Sittsamkeit länger zu verweilen, ich begleitete sie bis zu ihrer Wohnung, noch ein Erguß unserer Zärtlichkeit und Liebe und wir schieden, nachdem ich hatte versprechen müssen, morgen um die und die Zeit sie zu besuchen. — Konnte ich in diesem Augenblicke ein seligeres Versprechen geben? — Sieh Brüderchen, so verfolgte ich alle Gelegenheit mit ihr allein zu sein bis zu ihrer Abreise, der Abschied war stumm und doch äußerst lebhaft. — Es würde vielleicht ermüden, die Zärtlichkeit eines jeden Rendezvous zu schildern; — kurz, wir liebten uns mit dem Feuer der ersten Liebe. — Sie ist nun nicht mehr da, sondern hat mit Eltern, die sehr reich sein sollen, Neisse mit Breslau vertauscht. Ob ich sie je wieder sehen werde und wie!? — Ich sollte ihr schreiben, — sie bat mich so dringend — und ich — schrieb nicht. — Seitdem bin ich wieder ganz der kalte, gegen Mädchen unempfindliche Artillerist, der blos die Mädchen als Spielwerkzeuge seiner Launen betrachtet und behandelt — ob ich recht daran thue — will ich nicht untersuchen. —

Ich habe in Wahrheit viele gute Gelegenheiten zu neuen Liebesspielen, aber wie schon gesagt, es ist mir unmöglich. — Hier nennen mich die Mädchen, die Neisser schöne Welt, allgemein: den Stolzen, denn ein stummes Compliment ist alles, was ein Mädchen von mir erhält. — Es hat sich nun schon oft der Fall ereignet, daß Mädchen mit Auszeichnung von mir behandelt zu werden dachten; ich merkte es, brach mitten in der Unterredung, vielleicht in der interessantesten Unterredung ab, und ließ — sie stehen. — Die armen Dinger brüten dann über einen Plan der Vergeltung und ich — lache. — Daß man an mich denkt, ist mir recht lieb — ich lasse die guten Mädchen herzlich grüßen, mit der Bitte, mir geneigt zu bleiben. — Vergiß das nicht. — Meinen Freunden einen Gruß und Kuß, ich befinde mich wohl; auf jeden Deiner Briefe werde ich antworten. Die Schauspieler bei Nieder kommen mir verächtlich vor. Die bekannte Gesellschaft ist vielleicht schon in Neisse, wenn Du diesen Brief liesest; und ich sage mit beklommenem Herzen, was

ängstlich der Zukunft entgegen sieht, daß ich für keinen Erfolg stehe. — Die Flamme ist mit dünner Asche bedeckt. Muß sie jetzt, da sie neue starke Nahrung bekömmt, nicht mächtig, vielleicht unauslöschbar werden? — Ich fürchte und fürchte und gehe — muthig jedem feindlichen Schicksal entgegen. — Du erinnerst mich an verflossenes Jahr, und gießt Öl in die Flamme. — Doch ich bin zu gewiß, daß ich durch alle bösen Zufälle nur zu dem schönen Ziele, gesteckt von Freundeshand, gelange, und so bin ich

Dein
ewig treuer wahrer Freund
Carl Seydelmann
Vice-Oberfeuerwerker.

Neisse, den 20. December 1810.

Neisse, den 11. März 1811.

Mit dem Gefühl eines Unglücklichen, der im Begriff ist den Glauben an die Menschheit zu verlieren, weil er sich von seinen Freunden, ohne die ihm diese schöne Welt eine freudenleere Einöde ist, vergessen, hintergangen glaubt, und dann auf einmal aus seiner dumpfen Verzweiflung durch die angenehmsten Überraschungen gerissen wird, erhielt ich Deinen Brief, Deinen lieben Brief. Beschämt, mit innigem Reuegefühl über meine so unrecht gehegten Zweifel, und den feuchten Blick, Vergebung suchend, gegen den Himmel gerichtet eröffnete ich ihn und sein Inhalt machte mich wieder ganz zu jenem glücklichen Menschen, der ich während dieser so langen Zeit unsers beiderseitigen Stillschweigens nicht mehr zu sein wähnte. —

Guter, bester Junge! Du bittest um Verzeihung?! ach! ich war ja schon versöhnt, als ich den Zeugen Deiner immerwährenden Freundschaft noch uneröffnet in meinen Händen hielt; ich las, und träumte mich an Deiner treuen Brust, in Deinen Armen, ich drückte den heißesten Kuß der Liebe auf Deine Lippen und war seelig, denn ich — träumte; o solche Träume versüßten mir ja schon so sehr oft manche trübe Stunde

meines Lebens, das mir bis jetzt noch immer wie ein frostiger neblichter Herbsttag erschien. Doch was murre ich; ich bin bei Dir und fühle mich glücklich, ich höre Dein Herz an dem meinigen klopfen und unser beredtes Schweigen ist der wiederholte Schwur einer ewigen Freundschaft! Ich lese in Deinem ehrlichen, freudefunkelnden Blicke, daß Du, mein Simmon, immer noch der Alte bist, und nur rascher jugendlicher Leichtsinn (und daran liege ich ja auch krank) die Schuld Deines Schweigens war.

Daß mein lieber guter Gloger wieder Comödie spielt, o das freut mich unaussprechlich; hätte ich ihn hier, oder wäre ich bei Euch, ich hätte ihn vor Wonne schon zu Schanden geprügelt und geherzt; aber Monsieur Franz, daß er spielt und so lange schwieg, das mag ihm Gott vergeben! Ich kann mich unterdessen nur bedauern und Dich beneidend an mein vor stürmischen Empfindungen klopfendes Herz drücken; Olbrichen lasse ich meinen herzlichen Gruß vermelden und er soll weniger Eigenliebe haben und besser spielen und denken. — Auf Urlaub komme ich noch lange nicht, denn die Schauspieler gehen gewiß erst im Mai ab; Ursache genug. — Dein

Carl.

Neisse, den 27. März 1811.

Ich komme, ganz gewiß wenn ich NB. Urlaub erhalte; indeß soll es gewiß nicht an meinen Bitten liegen.

Der einzige Beweggrund, daß ich komme, ist allein der bewußte. Schreibe mir daher bald, was ihr geben wollt; schicke mir dabei das ganze Verzeichniß des Personals des Stücks und die Eintheilung desselben; meine Rolle nicht zu vergessen. Für die etwanig erforderliche Garderobe bitte ich zu sorgen, indem es mir hier unmöglich ist; doch vergiß meinen Eigensinn darin nicht. Meine Schwestern werden dir wohl behülflich sein. Sollte ich einen Liebhaber machen müssen, so ersuche ich flehentlich um eine gute Besetzung meiner Donna; im entgegengesetzten Falle verderbt ihr mir und Euch den ganzen Spaß, denn ich mache Scandal; verlasse Dich darauf.

Wählt ein gutes Stück; am beſten wäre eins von Kotzebue; macht viele Proben, für mich habt keinen Kummer deshalb; mein Wunſch iſt viel mit eurem Premier des Spektakels zu thun zu bekommen; doch ſei deswegen nicht ängſtlich in der Wahl des Stücks. Gloger, Du, Olbrich müſſen durchaus mitſpielen.

Ich will in Glatz dieſe 3 Tage mich gar nicht ſehen laſſen; blos mit Dir, Jenknern und Gloger mir die Zeit zu Hauſe, oder irgendwo, und auf dem Theater vertreiben.

Mir nur hübſche und lange Rollen und gute Garderobe! Das erſtere wünſchte ich ſobald als nur immer möglich zu erhalten, indem ich ſehr wenig Zeit zum Lernen habe und noch 14 Tage bis Oſtern ſind. Ihr laßt doch um Himmelswillen nicht viel Militair in Euer Schauſpielhaus? Lieber gar keins; es würde mich im entgegengeſetzten Falle ſehr verdrießen und ich würde ſchlecht oder gar nicht mitſpielen.

Vergiß nichts und bleib gewogen

Deinem Freund und Bruder
Carl.

Neiſſe, den 29. März 1811.

Beſter Simmon! Deine ſogenannten Freundſchafts-Briefe ſind äußerſt dürftig; drei Zeilen!

Heute kann ich weiter nichts als Dich zu beſſern, größern Thaten im Briefſchreiben aufmuntern und Dich meiner Freundſchaft verſichern.

Mit der erſt höchſt ſcheinbaren und nachmalig veritablen Freudigkeit ſchreibe ich folgende Verba an Dich und grüße zugleich den jederzeit rollenfeſten Schauſpieler.

Dieweilen Er zu wiederholtenmalen den Amtmann aus dem Taubſtummen ſo brav und des Nachruhms Seiner und Seiner Mitſpieler würdig expedirt hat, ſo beſinne ich mich, nicht unterlaſſen zu dürfen, Ihm hiermit, als alter und noch mit derſelben Heftigkeit exiſtirender Schauſpieler, meinen wärmſten ungeheuchelten Dank durch einen Kuß und deutſchen Händedruck abzuſtatten.

Noch iſt die Sitzung meiner Sinne nicht geendiget, und es daher

noch nicht beſchloſſen, ob ich auf Oſtern Euch beſuchen werde, doch Luſt und Ehrgeiz es Ihm und allen wieder gleich zu thun auf den Brettern, die ich künftige Jahre meines Lebens ſo häufig betreten werde, — thun vielleicht das Ihrige und man wird mich ſehen als — Artilleriſt und als Schauſpieler in einer aus einem Kotzebueſchen gutgewählten Stücke mir zugetheilten Rolle.

Seiner gnädig erlangten Anſtellung als Actuarius, oder Gott weiß was für eines Thiers, erfreue ich mich herzlich, doch nicht ausgelaſſen, denn ich weiß was aus Ihm und

Seinem

wahren Freunde

Seydelmann noch werden wird.

Neiſſe, den 1. April 1811.

Alleluja!!!!!!

Auf Oſtern ſind wir beide da; ich und der alte Wendel; doch um Gotteswillen nicht der ganz alte, nein, nein, unſern alten Theatermeiſter, den mein ich! —

Warum ſchreibt Ihr denn nicht am Sonnabend! Verfluchte Nachläſſigkeit! Wir vergehen hier ſchier für Ungeduld, weil wir den Oſterſonnabend nicht erwarten können, der Euch ein Paar reiſende Schauſpieler zuführen ſoll. Wendel ſpielt auf jeden Fall mit, und ſein Rollenfach iſt beinahe daſſelbe unſeres Glogers, Göbels und Simmons; alſo gebt ihm, was ſeiner würdig iſt. Auf den 2ten Feiertag möchten wir beide gern, daß die „ungebetenen Gäſte" aufgeführt würden, worin wir die Rollen des Lieutenants und Wachtmeiſters beſetzen wollen, mit den übrigen Rollen macht, was Ihr wollt.—Ich glaube wenn Ihrs meiner Schweſter, der Nanni ſagt, ſo ſpielt ſie mir zu Gefallen meine Geliebte und P—s S. das Kammerkätzchen. Wie würde es ſtehen mit dem Herrn v. Aſt? beſetzt ihn gut.

Wenn ihr das Kind der Liebe von Kotzebue gebt, ſo ſchickt für den Wendel auf den Sonnabend die Rolle des Tafeldeckers.

Sonntag.

Heute war ich bei dem Lieut. Jäger, bat ihn um einen 3tägigen Urlaub und erhielt ihn. Er hat jetzt als einziger Offizier bei der Compagnie das Commando, kommt aber bis Ostern ein älterer Lieutenant, so verliert er daſſelbe wie natürlich wieder, und der ältere erhält es, alſo muß ich den erſt wieder um Erlaubniß Euch zu beſuchen bitten; doch es ſoll, wie ſchon geſagt, an meinen Bitten nicht liegen, und der ältere Offizier ſoll ja erſt in 6 Wochen wieder nach Neiſſe kommen. Iſt dies wahr, ſo könnt Ihr Euch darauf verlaſſen, daß ich komme, denn ich habe das Wort des Lieut. Jägers, gehen zu dürfen. —

Wendel ſpielt wahrhaftig nicht nach meinem Geſchmack, doch er denkt es und ſeine ſtolze Idee von ſich läßt ihn noch mehr glauben. — Ich gönne ihm die Freude und nehme alles warm und empfindungsvoll auf, was er in Hinſicht der Dramatik thut. Nun! er komme mit oder nicht; es iſt mir gleich; ich, Du und Jenkner (und Gloger) ſind einander überlegen.

Lebe recht wohl und gieb Nachricht ſehr bald

Deinem

Carl Seydelmann.

den 3. April 1811.

Schon ſeit 6 Uhr des Morgens liege ich auf dem Anſtand um den vermaledeiten faulen Briefträger zu ſehen und ihm einen Brief von Dir abzunehmen, denn daß ich einen bekommen mußte, daran hegte ich nicht den mindeſten Zweifel. — Keine Straße iſt von mir unbetreten geblieben, nach allen Ecken und Enden der Stadt laufe ich und ſehe, mit jeder Viertelſtunde wird meine Ungeduld größer, peinlicher, und der arme Apoſtel wäre ein Opfer meiner Wuth geworden, wenn ich ihn jetzt in meinen Händen gehabt hätte — es ſchlägt 7, halb 8, und noch iſt er nicht da. Wild laufe ich umher, eben ſo behandele ich die Menſchen, die meinem Lauf entgegeneilen und nicht geſchwind ausweichen. Hier hätte ich längſt ihn ſuchen können, dachte ich grimmig bei mir ſelbſt, und ohne die geringſte Höflichkeitsformel fordert ich wild meinen Brief.

Laſſen Sie mir doch um Himmelswillen Zeit, ſchrie er, meine Hände von ſeinem Packet zurückdrängend; Sie ſollen ja gleich erhalten — doch halt! ich habe ihn ja gar nicht bei mir, er iſt noch in meinem Quartier. — Himmel und Hölle! wo wohnt er? Geſchwind. —

Er ſah mich ſtarr, verwundert an, zog mechaniſch ſeinen Hut. — Ich laufe, fliege dahin und bezahle — eile heraus; wundere mich über das doppelte, ſeltſame Siegel des Briefes, reiße ihn auf und leſe — und ſchreibe ſchon wieder Antwort. —

Ich komme! gewiß! das weißt Du nun ſchon aus meinem letzten Briefe; Du weißt auch ſogar daß Wendel mitkommen und ſpielen will, und daß er wieder nicht will, und doch will.

Ich komme und ſpiele!!!

O welche ſeelige! unbeſchreiblich ſeelige Empfindung! welch ein Feuer ergreift mich immer bei dieſem Gedanken; er macht mich am Ende noch verrückt — was indeß Gott verhüten möge zu meinem und Eurem Wohl.

P — s S. macht, wie ich errathen kann, meine Geliebte; ich glaube es wenigſtens; ich ahne es, und — ich werde mit Feuer, mit natürlichem Feuer ſpielen, denn ich liebe ſie außerordentlich. In der Rolle und nach einer ſo langen Trennung das gute Mädchen wieder ſehen und ihr vor den begierigen Augen eines ehr- und felſenfeſten Publikums meine Liebe geſtehen zu können, das wird, das muß mich hinreißen mit unwiderſtehlicher Gewalt; — doch Apropos! meine Garderobe, — was ich brauche weiß ich nicht und ihr müßt es beſorgen.

Ein 2tes Apropos! wird meine Mutter, die Wilhelmine gut ſpielen? — ſie hat, wie mir däucht, eine ſchwere Rolle; und

Ein 3tes Apropos! werde ich von Marr verdunkelt werden? Verflucht! — Verflucht! das würde mich kränken, ſchreibe mir, liebſter beſter Bruder, die allerreinſte ungeheucheltſte Wahrheit darüber mit nächſter Poſt; denn ich muß es wiſſen, um nicht lau zu ſein im Studiren meiner Rolle.

Ein 4tes Apropos! ich bin ein ziemlich Stück, wie Jenkner Dir geſagt haben wird, gewachſen.

Was meinſt Du zu dem

5ten Apropos! Ich will den 3ten Feiertag, wenn Ihr keine Rolle für mich habt, Declamatoria halten. Schreib mir auch darüber, hörst Du, ſo wie auch Deine genaue Sinnesmeinung über meinen letzten Brief, den Du Mittwoch bekamſt. Wie wird Olbrich ſeine Sache machen? — ich hätte den Franzoſen auch gern geſpielt, denn es ſind, wie ich glaube, meine Force-Rollen, doch immerhin!

Was ſagt denn mein Vater? meine Schweſtern? — Was ſagen denn die Glatzer bekannten Familien über meine Ankunft? — machen ſie ſchiefe Geſichter, hegen ſie gute, üble Gedanken —

Mir ganz egal! Ich komme!

Geſchrieben nach der Parole deſſelben Tages.

Verflucht! — Ich komme vielleicht nicht! — Nun habe ich die verwünſchte Nachricht gehört, daß auf den 12ten der Major Braun aus Berlin zurückkommt; ich muß nun alſo dieſen erſt wieder um Urlaub anſprechen; er läßt mich vielleicht nicht gehen und ich ärgere mich zum Teufel — verſtehſt Du? Was iſt zu machen? Ihr müßt Euch jetzt auf jeden Fall in die Lage ſetzen, als käme ich nicht und die Rolle des Fritz einem tauglichern Subject geben, denn auf mich könnt ihr Euch auf keinen Fall verlaſſen, und für Spaß, oder Tändelei haltet dieſe Worte nicht. Bei Gott es iſt Wahrheit! Wahrheit, die mich am Ende verrückt macht; was indeß Gott verhüten möge!

Ich habe das Buch: das Kind der Liebe; habe es ſchon ein Paar mal geleſen und mich ſo herzlich über die ſchönen Charactere darin gefreut; es wäre alles ſo gut gegangen, und nun?!

Wünſche ſind Seifenblaſen; ſie gehen gleich nach ihrer Entſtehung in ihr voriges Nichts zurück und man iſt unglücklich, weil man gewünſcht hatte.

Nun! ich will alles mögliche aufbieten; alles mögliche! und gelingt mir nichts, ſo ſei Gott meiner armen Seele gnädig; doch ich hoffe! hoffe noch ſehr auf die Erfüllung meines und Eures Wunſches.

Ich habe das Stück nun geleſen und bange Zweifel über das Ausfallen mancher Rolle darin erfüllen mein Herz. — Olbrich wird durchfallen. Der Menſch muß ungeheure Mühe verwenden, wenn er mir gefallen ſoll; ich kenne ihn zu genau und weiß, was von ihm zu erwar-

ten iſt. Er kann ja nicht franzöſiſch ſprechen, und der kleinſte Fehler in der Ausſprache eines jeden franzöſiſchen Worts iſt, was das Quitſchen einer Violine einem feinen muſikaliſchen Gehör iſt. Nun wie Gott will! — noch einmal, ich hätte die Rolle ſehr gern, ſehr gern geſpielt! — Ferner Wilhelmine, iſt eine äußerſt ſchwere Rolle; wird ſie paſſabel ausfallen? — Wenn ich nur kommen kann! —

Um Gotteswillen, irritirt Euch nur ja nicht im Studium des Stücks; denn für mein Kommen iſt im Ganzen noch viel mehr zu hoffen als für das Gegentheil. Gebt einem andern die Rolle, und thut ganz als ahnetet Ihr es gar nicht, ob ich kommen werde. Du verſtehſt mich ja. Mache nur ja keinen dummen Streich; ich höre endlich auf zu kritzeln, lege mich in's Bett und ſtudire beim Licht meine Rolle. —

Gute Nacht!

Dein

Seydelmann.

Neiſſe, den 7. April 1811.

Die Zeit meines Kommens iſt ſehr unbeſtimmt, doch daß ich komme iſt gewiß; ich hoffe daß ich immer, (wenn auch nicht gerade bei heiligen Zeiten) willkommen bin und alſo — Baſta! —

N. . ſchreibt mir nur bald alles Mögliche, was mich etwa intereſſiren könnte, und intereſſiren kann mich außerordentlich viel.

Simmon! Du mit Deinem ſchönen Herzen, biſt Du nicht beneidenswerth?? — P—s S., das gute, unbefangene Kind der Natur! liebt Dich. Liebt Dich! wie glücklich würde ich mich fühlen, könnte ich das in Beziehung auf mich ſagen; doch, was Dir iſt, iſt auch mir, und ſo nehme ich den herzlichſten Antheil an Deinem Glücke! Die ſchöne Unbekannte muß, wird Dich lieben, ſobald ſie Dich kennt; und vielleicht liebt ſie Dich jetzt ſchon, da noch bange Ungewißheit Dein liebend Herz füllt. Nur Deine Schüchternheit, der ſchönſte Beweis einer edlen Liebe, hält Dich von Deinem Glücke noch entfernt; ſei dreiſt, ſei offen und Du mußt — wirſt glücklich ſein! — Freund! die Liebe zu Dir, die mein

Herz, mein ganzes Wesen beseelt, diese Liebe wünsche ich in das Herz Deines Mädchens versetzt zu sehen!

Gott! gieb mir doch Worte! um sagen zu können, wie ich meinen Freund schätze, liebe! — doch nein — was wäre das Gefühl was mich beglückt, wenn mit kalten Worten ich es verdollmetschen könnte; denn was mich durchglüht, wenn ich arme Menschen nach Freunden seufzen höre: ist Vorgeschmack von Seeligkeit; stolz, triumphirend sage ich dann zu mir — ich habe es gefunden, das Wesen, was mich eure sinnlichen Triebe, euer Verlangen nach Lust, entbehren lehrt! —

Verzeih'! liebes Brüderchen! ich wagte es — o wie armseelig komme ich mir vor — ich wagte es meine Gefühle auf das elende Papier zu hauchen und fiel durch, denn die schönsten, wärmsten Betheurungen meines Freundschaftsgefühls schwinden, wie ein verächtliches Nichts, in Deiner Umarmung. — Bis dahin

Dein

Carl.

den 10. April 1811.

Dein Brief hat mir sehr viel Freude gemacht, als er noch ungeöffnet in meinen Händen logirte; der Inhalt zwar auch, doch ich las mit jeder Zeile mehr Verdruß in meine Seele und so taugte er am Ende doch nichts. — Ich komme nicht! —

Der Herr Marr wird nun des Kinderspiels, mich zu übertreffen überhoben sein. Der arme Mann, auch ihm ist nun eine Freude verdorben. — Doch mit meinem Willen geschah es wirklich nicht. Die einzige und sehr wichtige Ursache, daß ich nicht komme ist die, weil ich nicht kommen darf. Meine Unschuld ist nun klar bewiesen. — Nach Ostern — werd ich dann kommen? — Es ist möglich — denn Pfingsten heißt auch nach Ostern, auch der 11. April 1812. —

War meine Sehnsucht nach Glatz zu kommen und mit Euch zu spielen groß, sehr groß, so ist sie, Euch spielen zu sehen, besonders den Herrn Marr, unendlich vor allen andern Sehnsuchten!

Czar Peter der Große!!

Aus Deinem Schreiben weiß ich, daß der Herr Marr ſehr beſcheiden iſt und beſtimmt ſchließt er mit dieſer guten Eigenſchaft noch viele andere mit ein, z. B. Großmuth, einen hellen durchdringenden Verſtand, ein edles Herz, und was wichtig iſt eine Figur, der man dieſe Tugenden auf den erſten Blick anſieht; und wenn ich nun alle dieſe vortrefflichen Eigenſchaften verbinde, ſo ſehe ich auch bald ein, daß er den Czar Peter unverbeſſerlich dargeſtellt haben muß und daß Du gegen mich viel zu gütig warſt, indem Du ſagteſt: ich würde ihn nicht beſſer geben, denn das Publikum in Glatz könnte wohl viel anders urtheilen.

Der Glanz, den Herr und Frau Marr um ſich her verbreiten, verhindert die oft beſtochenen Äuglein eines Publikums die dürftigen Bilder im Hintergrunde zu erblicken. Schon eine Urſache mehr mir und Euch dieſen Marr unvergeßlich, Euch allein aber unentbehrlich zu machen. Czar Peter der Große!!! Geprieſen ſeiſt du, du 3mal Glücklicher der Menſchen! Geprieſen ſeiſt du, du Zeitvertreiber des Glatzer Publikums! Du Dorn im Auge eines Neiſſer Artilleriſten!

Auf dem Parolbefehl, den ich nach Glatz geſchickt habe, iſt bemerkt, daß ich, wenn ich wollte, nach den Feiertagen auf Urlaub gehen könne und ich will dieſes Verſprechen nützen und die Zeit meines Daſeins in Glatz ſo einzurichten ſuchen, daß ich Sonntag über 8 Tage noch in Glatz bleibe. Um mich nun gut zu amüſiren bitte ich unter andern Schauſpielen auch Czar Peter den Großen anzuſchaffen. Übrigens will ich die Leitung unſeres Geſchäftsganges ganz der weiſen Einſicht und Erfahrung des Monſieurs Simmon überlaſſen und ich fürchte nicht unrecht gethan zu haben. Tanz, geſellſchaftliche Spiele, beſonders Zirkel liebenswürdiger Mädchen denke ich nicht zu vermiſſen. Verſichere nur die bekannten Mädchen daß ich mich ſehr auf ihre Geſellſchaft freue und ſie mich ſolche recht genießen laſſen ſollen. —

Dein

Carl.

Neiſſe, den 18. April 1811.

Am Sonnabend vor Oſtern habe ich um meinen Abſchied angehalten. — Auf den 22., 23. oder 24. mehr davon. Bis dahin den Finger auf den Mund wegen meines Vaters, zu deſſen Ohren es denn doch kommen könnte. —

Glatz, Ende April 1811.

Guten Morgen liebes Brüderchen!

Warſt Du heut Morgen ſchon glücklich? — Nein. — Nun ſo war ich es ſtatt Deiner. — Ja, liebes Brüderchen, ich befinde mich jetzt noch im lieblichen Taumel meiner Sinne, in den mich Dein Mädchen (id est der Anblick derſelben) verſetzt hat. Um halb 7 Uhr war ich auf und ſtellte mich alsbald auf den Anſtand. — Es ſchlägt ¾ auf 7; nun kommt ſie gewiß und meine armen Äuglein werden laut der Ordre meiner Sehnſucht gräßlich angeſtrengt; — doch noch ſollte ich nichts ſchauen. — Es ſchlägt 7 Uhr — ich werde ungeduldig, und der Entſchluß mich auf einen andern Poſten zu begeben, reiſte ſchon in meiner Seele, als ich plötzlich freudetrunken ausrief: „Da iſt ſie!" — Ich will nun vom Fenſter herab mich ganz des Genuſſes ihres Anblicks verſichern, recognoscire das liebliche Bild genauer und — o Himmel — ſie iſt es nicht; — es waren nur ähnliche Kleider, die mich in den Wahn ſetzten, ſie ſei es. — Nun ſchlägt es ¼ auf 8 und noch immer muß ich mich blos mit beſchmutzten Bildern, die auf dem Markt einher wandlen, amüſiren. — Meine verzweifelt ſtarke Anlage zur Deſperation bekam neue Nahrung, da tritt die Liebliche mit dem Korb unterm Arm hervor; aber welch ein Anblick! Freund! So reizend ſah ich ſie noch nie und noch kein Mädchen hier und in Neiſſe erſchien mir bis jetzt ſo. — In den niedlichſten Locken zeigte ſich ihr Vorderhaar und gab durch ſeinen Schatten dem ſanften Auge einen Anſtrich von rührender Schwermuth, — ihr zum Kuſſe ſo ſchön geformter Mund, himmliſch lächelnd, bildete mit den Augen den ſchönſten Verein und machte das Geſicht zu dem einer Madonna von Rubens. — Ich hätte

ihr um den Hals fallen und ſie küſſen mögen, die vielleicht — gewiß, für Dich ſo viel empfindet! — Ihr Buſen und der ſchlanke Oberleib wurden von einem ſchwarztuchenen und ſehr niedlich geformten Jäckchen verhüllt; eine himmelblaue Schürze und ein weißer oder gelblicher Rock, blendend weiße Strümpfe und ein ſchwarzer Schuh machten ihren Anzug zu einem der geſchmackvollſten und ſchönſten. —

Schwer, ſehr ſchwer iſt es dieſes Mädchen ſehen und gefühllos bleiben. — Gott ſei gedankt, daß ich nach Neiſſe zurück muß, ſonſt würde ich wohl der Freiheit meines Herzchens hier die letzte Meſſe leſen laſſen müſſen. Ihr Gang, ihre Bewegungen waren ungezwungen und ſo anziehend, daß manche Koquette ſie ſich um zu gefallen zu eigen machen möchte. — Sie ging, oder hüpfte wie eine Grazie. — Ich ſahe ſie kommen — und ach! nur zu bald wieder verſchwinden, — nur ihre Geſtalt blieb mir in der Erinnerung zurück und ein peinigender und ein glücklicher Gedanke — der letzte faßt den Wunſch, Dich im Beſitz dieſer Schönheit zu wiſſen und den erſteren verſcheuche ich mit der Bitte mein

Freund
zu bleiben es komme wie es wolle
Seydelmann.

Gegend vor Neiſſe.

Ich ging mit äußerſt bittern Gefühlen aus dem väterlichen Hauſe. — Meine Schweſtern und mein Vater weinten, als ſollten ſie mich nie wiederſehen und wie leicht kann dies möglich werden, denn meine Entſchlüſſe ſind in allem Ernſt zur völligen Reife gediehen. — Mein Vater begleitete mich bis über die Hälfte des Weges zum nächſten Dorfe; ſtumm gingen wir nebeneinander her — väterliche Ermahnungen — gutgemeinte Lehren unterbrachen von Seiten meines Vaters öfters die Stille — und ich hörte und hörte nicht — ich konnte mich ſchon den ganzen Morgen über nicht von dem Gedanken über Trennung und Wiederſehen loswinden, ſo oft ich es auch mit Gewalt verſuchte. — Oft traten mir Thränen in die Augen und an der zitternden Stimme

meines Vaters bemerkte ich das nämliche. Schmerzlicher gab es noch nie für mich eine Trennung. — Oben am Kreuze ſtand der Vater ſtill und klagte über plötzliche Müdigkeit die ihn befiel; — auch ich blieb ſtehen, ſchöpfte Athem und ſah dem guten deutſchen Manne ins Geſicht, der mich ſo bewegt anblickte. — Sein Blick ſchien mir ein Lebewohl, ein ewiges Lebewohl zu verkünden. — Freund! nun konnte ich nicht mehr länger meine Gefühle verbergen — ein Strom von Thränen brach aus meinen Augen, ich wendete mein Geſicht abwärts, und auch mein Vater weinte. — Mein Vater weint äußerſt ſelten, wie koſtbar waren mir daher dieſe Thränen. — Schluchzend erinnerte er mich noch an Manches, was ich etwa könnte vergeſſen haben — ſchluchzend und noch immer mein Geſicht abgewandt, antwortete ich — Nun ſo lebe wohl! mein lieber Carl! habe Gott vor Augen und denke an Deine Geſchwiſter und Deinen alten Vater! — vielleicht ſiehſt Du mich nicht mehr! — Hier brach mir vollends das Herz — vielleicht iſt das der letzte Weg den Du mit mir machſt, er konnte vor Thränen nicht weiter reden. — Leben Sie wohl beſter Vater, hoffen Sie alles Gute und befürchten Sie von mir nichts, was Sie betrüben könnte — ſeien Sie mir und meinen Geſchwiſtern ferner ein guter Vater, wie Sie bis jetzt immer waren. — Adieu! rief ich ſtürmiſch und doch noch weinend und wollte fort, da zog er mich an der Hand zurück und küßte mich — ach vielleicht zum letztenmal; — los riß ich mich aus ſeinen Armen — vorwärts ging ich und er — blieb ſtehen, mir nachſehend. Bleib geſund und ſchreibe mir bald, rief er mir nach und zurückſehend winkte ich mit dem Kopfe. — Eine lange Weile ging ich raſch vor und ſah mich nicht um. — Dann ſah ich, als ich nicht mehr bemerkt zu ſein glaubte, zurück, und noch an der nämlichen Stelle, noch am Kreuz gelehnt, ſtand er — vielleicht betet er für mich — dachte ich bei mir und konnte nicht aufhören zu weinen, da ſah er mich ſtehen, er winkte mit dem Tuche, nahm den Hut ab und — ſchied! — Dieſer Augenblick war der ſchmerzlichſte! — Jeder Schritt entfernte ihn mehr von mir — Adieu! rief ich mit erſtickter Stimme, und fort gings nun in die Gebirge unverwandten Blicks mit raſchem Schritt. — Ich ſehe ihn nie wieder! —

Seydelmann.

Neiſſe, den 13. Mai 1811.

Beſter Freund!

Liebes Brüderchen! der erſte Schritt zu meinem Vorhaben iſt bereits gethan, und es kommt nun Alles, ich ſage Alles unbedingt auf meinen Vater an. Er allein iſt jetzt im Stande mich glücklich und unglücklich zu machen; in welchem letzteren Fall er es auch mit wird. —

Geſtern Nachmittag ging ich zum Herrn Major Braun, mit dem feſten Entſchluſſe es ihm zu ſagen, daß ich den Abſchied wünſche. — Er iſt noch bei Tiſche, heißt es, und ich wartete eine Stunde ehe er kam. — Jetzt kommt er; nein es iſt der Adjudant. — Iſt der Herr Major noch nicht im Büreau? fragt er. — Nein. — So will ich den Schlüſſel dazu holen. Er bringt ihn, ſchließt auf und da ich auch zum Schreiben commandirt war, ſo ließ er die Thür hinter ſich offen, in der Meinung, daß ich folgen werde. Er ſah ſich um und ich ſtand noch auf meinem vorigen Platz. — „Kommen Sie doch herein, Seydelmann.“ — Herr Lieutenant verzeihen Sie! ich möchte gern den Herrn Major abwarten und ihn einige Augenblicke allein ſprechen — So? — vermuthlich wegen Ihres Abſchieds, nicht wahr? — Ich ſtutzte, daß er es ſchon wußte, faßte mich aber bald wieder und ſagte: Ja, Herr Lieutenant! Nun, Sie werden ſchön ankommen, der Lieutenant Wocke hat ihm ſchon davon geſagt und er war ſehr böſe. — Ich war ſchon zu kalt geworden, als daß mich ſolches Zeug hätte erſchrecken und in meinem Entſchluſſe wankend machen können; ich antwortete daher ganz feſt: Ich kann nicht helfen, Herr Lieutenant! ich muß ihn haben. — Ich zählte ihm dann recht ausführlich meine Gründe vor, welche waren: daß ich der einzige Sohn meines 56jährigen Vaters ſei, der ſeit ſeiner letzten Krankheit nie mehr recht geſund werden könne, immer ſchwach ſei und den ein unglücklicher Augenblick auf einmal aus dieſer Welt nehmen könne. — Er habe bis jetzt immer gekränkelt, ſei nach der Ausſage ſeiner Ärzte hektiſch, und betreibe mühſam und unbeholfen ſeine ſo große Thätigkeit fordernde Wirthſchaft. — Er habe außer dieſer 2 Häuſer und einen Kaufladen, und zu deſſen Bedienung blos eine 15jährige Tochter, die andere ſei auch erſt 12 Jahr und wenig Hülfe zu leiſten im Stande. — Da, wie gewöhnlich, Dienſtleute immer

nur auf ihren Vortheil denken, ſo gehe die ganze Wirthſchaft, von der eine ganze Hälfte beinahe unbeachtet bleiben müſſe, ihrem Sturze immer mehr entgegen; er ſei unverheirathet und nicht mehr willens zu ehelichen, und ich ſei daher nach dem dringendſten Wunſche meines kränklichen Vaters ihm durchaus zum Beiſtande nöthig; und da ich überhaupt die ganze Wirthſchaft, als einziger Erbe männlicher Seits, mein nennen könnte, ſo wäre es Zeit mich jetzt derſelben anzunehmen. — Dieſe gewiß wichtigen Gründe, welche, nach vieler vernünftigen Männer Ausſage, allein ſchon genug ſind, mir meinen Abſchied zu erwerben, hörte auch der Adjudant mit mitleidigem Achſelzucken über meine bedauernswerthe Lage an, und ſagte: Ja, ſo kann er ihnen nicht vorenthalten werden. — Freundchen! und iſt nicht alles pünktliche, obgleich traurige Wahrheit? — Du kennſt ja meine und meines Vaters Umſtände und weißt es. — Nun kam der Herr Major. — Ich wiederholte ihm die eben angeführten Gründe, die mich meinen Abſchied zu fordern nöthigen, und er verſprach, mich ebenfalls bemitleidend, ſich meinen Wünſchen nicht im mindeſten entgegenzuſetzen und ſich nach der Sache zu erkundigen, dann aber das weitere zu verfügen. — Vermuthlich will er ſich nach der Wahrheit meiner Gründe erkundigen, weil er mich, ohne mir hiemit zu ſchmeicheln, äußerſt ungern verliert. —

Nun Freund! ſiehſt Du ein, daß Alles, ja unbedingt Alles an der Ausſage meines Vaters liegt. — Mein Vater muß ſich daher immer gleich bleiben, wenn er das Unglück ſeines Sohnes und ſeiner ſelbſt nicht will. Ich trete nie mehr zurück, dies ſchwöre ich bei unſerer ewigen Freundſchaft, bei meiner einſtigen Seeligkeit!! bei dem Wohl und der Ehre meiner Familie! — Er ſoll nur diesmal meinen Wünſchen Genüge leiſten, ganz ſoll er's, und mein unbegränzter Dank ſoll ihm Zeit meines Lebens werden, nur diesmal! — Lies den Brief meinen Schweſtern, meinem Vater vor, ſo weit es nöthig iſt, ſcheue Dich nicht, es gilt das Glück Deines Freundes — ſage meinem Vater, ich werde ihm nächſtens alles ausführlich ſchreiben, da ich heute unmöglich Zeit habe — ſage ihm er ſoll bis zum Sonnabend einen Brief mit den eben angeführten Gründen an den Major Braun

ſenden, er ſoll ihn dringend bitten, ſeinem Sohne den Abſchied zu ertheilen, indem es ſchlimm mit ihm ſtehe. Ach Gott! er ſoll ſelbſt Unwahrheiten ſagen, nur diesmal, ich werde ihm ewig danken. — Erbiete Du Dich ihm zu ſchreiben, und laß ihn ſeinen Namen zu mehrerer Bekräftigung unterzeichnen; nur ſäumt um Gotteswillen nicht, — der Major kommt mir ſonſt zuvor und vereitelt könnte mein Plan ſein und ich unglücklich — das iſt dann gewiß, ganz gewiß! —

Leb wohl

Seydelmann.

Neiſſe, den 20. Mai 1811.

Was meine Sachen anbetrifft, ſo bin ich auf der einen Seite ganz und gar damit aufs Reine, es kommt nun blos auf meinen Vater an. Will er haben, daß ich ein ehrlicher Kerl vor den Augen der Welt bleiben und den guten Ruf unſerer Familie nicht beflecken ſoll, ſo mag er ſich um meinen Abſchied bemühn. Ich thue mein möglichſtes für die ehrlere Erreichung meines Zweckes, doch weiß ich auch nur zu gut, daß die Hauptſache ſeine Verwendung iſt, ſein Bitten. Will er das nicht, ſuchen meine Geſchwiſter, meine Bekannten oder Freunde, die um die Sache wiſſen, ihn nicht dazu zu bewegen, will er ſich nicht bemühn, nun in Jeſusnamen, ich bin fertig! Sein nächſtes Schreiben iſt die Ordre zum Bleiben oder vielleicht zum ewigen Scheiden. Bitten zu warten, muß er nicht, denn es iſt vergebens; ich gehe. Wohin? nach Frankreich. — Man ſorge auch nicht, wie ich hinkomme, genug ich komme hin. Jenknern beſuche ich vorher, denn ich wende mich nach Reichenbach, von da nach Hirſchberg, und in den Gebirgsgegenden verliere ich mich aus Schleſien. Anhalten wird mich niemand, denn ich habe 3 falſche Päſſe, mit dem königlichen Siegel und die Unterſchrift des Majors mache ich ſo nach, daß er ſelbſt nicht weiß, ob er ſie geſchrieben hat. — Nimmt man mir, oder verliere ich einen Paß, ſo habe ich auch noch nebſt den andern 2, 3 Päſſe von meinem Urlaub nach Glatz; das Datum wird verändert, und die Jahreszahl 1810 in 1811 verwandelt, — kurz, ich habe nicht den ge-

ringſten Kummer und darf ihn nicht haben. In Schleſien werde ich mich eine Zeit lang aufhalten, doch in Gegenden, wo ich wenig und keine Garniſon finde. — Nun Brüderchen! lebe wohl, es dürfte dieſes Schreiben vielleicht auf lange Zeiten das letzte ſein. Doch denken werde ich an Menſchen, denen ich mein ganzes Herz hingab. Nun, lebe wohl, bleibe geſund, grüße wen Du willſt, ſei glücklich, wie Du's verdienſt und wenn Leere Dein Weſen einſt wieder füllt und Dein Herz Freundſchaft wieder kommen heißt, ſo denke an

Deinen

Freund
Carl Seydelmann.

Neiſſe, den 3. Juni 1811.

Mein Vater hat mich erſucht oder gebeten hier und in meinem Stande zu bleiben, wenn ich ihn nicht ins Grab und die übrige Familie in Schande bringen will, denn er meint ganz väterlich, was würde die Stadt nicht ſprechen, wenn ich meinen Abſchied nehmen wollte, — für meinen Gehorſam wolle er mir auf Lebelang ein guter und nach ſeinen Kräften alles mögliche thuender Vater ſein. Doch er wird wohl nicht mehr von ſeinem Sohne incommodirt werden, der gute Mann, der Alles und Nichts auf einmal thun will, und blos Nichts thut! —

Es iſt närriſch, ich bringe ihn ins Grab und meine Familie in Schande, wenn ich den Abſchied fordere, und ich ſchrieb ihm, daß er mich ewig, wenigſtens Lebenlang unglücklich machen würde, wenn er ihn mir nicht verſchaffte, da er es ſo gut, ſo leicht konnte — nun, er wird leben und die Familie ehrlich bleiben und ich! — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Dein Seydelmann.

Neiſſe, den 11. Juli 1811.

Herzens Brüderchen!

Ein Brief von Dir war mir jetzt gerade ſo nöthig, wie einem trocknen Boden der Regen. — So wie der Landmann bei immer heißer Witterung ſeine Pflanzen mit dem größten Schmerz verwelken ſieht, ſo glaubte ich Dich nach ſo vielen Briefen, auf welche ich nicht eine Antwort erhielt, verloren zu haben. Doch nun hinweg mit der Erinnerung vergangener trauriger Tage. Du biſt mein und wirſt es bleiben! das iſt es, was meinen Geiſt erhebt und ihm jene unendliche Schwungkraft giebt, durch die wir ſo Vieles vermögen. Ich bin wieder ſtark, ſo ſtark, als ich vorhin ſchwach war, und nun einen Kuß, Brüderchen! den erſten nach langer Zeit — und höre.

An Deiner Bereitwilligkeit mir zu helfen zweifelte ich, trotz meiner andern ſchlimmen Zweifel (die nun alle gehoben ſind) doch nicht im geringſten. Die ſeeligen Vorempfindungen des Wiederfindens auf einem andern Boden, unter andern Menſchen, wo wir uns allein verſtehn, kann kein Anderer mehr mit dir fühlen als ich. — Zur Hebung Deiner freundſchaftlichen Bedenklichkeiten nun Folgendes:

Der K...bly iſt ein edler junger Mann (das Hauptſächlichſte) von 19 Jahren. Er hat mit Deinem Alter auch Deine Größe — aber auch Dein Herz? — O nein! Freund! Bruder! wer hat noch ſolch ein Herz, wie Du? und wer iſt ſtolzer auf ſeinen Beſitz, als ich! — Weiter! — Seine Denkungsart iſt in jedem Betracht edel und immer feſt. Sein ganzes Betragen iſt anſcheinend kalt, und man würde in ſeinem blaſſen Geſicht die größte Gleichgültigkeit bei allen Dingen leſen, wenn man nicht bei näherer Beobachtung fände, daß er ſtets denkt — auf das Glück ſeines künftigen Lebens denkt. Er ſieht dabei jeden Menſchen ſtarr an und ſein tiefliegendes Auge wirft abſchreckende Blicke. Überhaupt iſt ſein Äußeres nicht empfehlend. — Er geht, wie vom Kummer und Alter gebeugt, immer den Kopf nach der Erde geſenkt und ſelten bemerkt man ein Lächeln auf ſeinem Geſicht. — Schwer würde es mir geworden ſein, mich dieſem Menſchen zu nähern, und viel weniger dacht ich einſt ſein Freund zu ſein. — Doch hingeworfene Meinungen über den Stand und die Verhältniſſe des Soldaten mach-

ten mich aufmerksam auf ihn. — Ich näherte mich ihm in einer lustigen Gesellschaft, wo berauschende Getränke alle, nur seinen Kopf nicht düstern gemacht hatten, und fand, was ich nicht vermuthete, einen ganz gleichdenkenden Cameraden — er sprach und ich wähnte gesprochen zu haben, doch dabei war er stets zurückhaltend und blieb in den Schranken der bloßen Höflichkeit. — Wochen, Monate vergingen, wir sahen und sprachen uns, doch waren wir uns um keinen Schritt näher gekommen. — Was ist K..bly für ein Mensch? — fragte ich seine Cameraden. — Ein sehr stiller, aber auch eben so guter und kluger Mensch. Das brachte mich einen bedeutenden Schritt näher — und einst wurden wir, was wir jetzt noch sind — Freunde! Er verbindet mit sehr vieler feinen Bildung, die jedoch sein sehr gutes Herz nicht verbirgt, ziemliche Schulkenntnisse. Er dient 3 Jahre und ist Unterofficier, spricht weniger als er thut, — ist aber dabei nicht verschlossen, sondern sehr offenherzig. — Durch widrige Schicksale in mancher Hinsicht ist er sehr klug gemacht. Er will in baiersche Dienste, und zwar zur Cavallerie gehen. So sehr ihm daran liegt, daß ich ihn begleite, so hat er es doch nie laut werden lassen, nur errathen ließ er es mich. — Er ist dabei nichts weniger, als eigennützig und würde es im Gegentheile übelnehmen, wenn man ihm seine Dienste bezahlen wollte. Kurz: ihn hat ein äußerst edles Herz erzogen. Nimm den Abglanz Deiner Tugenden und ich erkenne darin meinen Leidens- und Freudensgefährten K..bly. Wir haben zu unserer bevorstehenden Reise Päße mit dem Königl. Artillerie Brigade Siegel und Brauns Unterschrift, die ich den Päßen gebe. Habe keinen Kummer um die Ächtheit der Unterschrift, denn Braun wußte es vor einigen Tagen bei einem unterschriebenen Briefe nach Berlin nicht, daß ich seinen Namen hingeschrieben hatte, er las ihn noch einmal und schickte ihn ruhig fort. Es war ein Versuch von mir, ob ich gut nachmalen könnte. — Also bis nach Weiswasser kommen wir schon. — Sonntags, den 22. gehen wir hin und Montag kann Jenkner uns da treffen zum Valet. Wen sähe ich lieber als Dich! — Dein

Seydelmann.

Neiſſe, im Juli 1811.

Über alles Geliebter!

Warum ſoll ich es verſchweigen, daß Du jetzt das einzige Weſen biſt, welches mich noch an dieſe Welt kettet, an eine Welt, die mir bis jetzt ſo wenig Freuden ſchenken konnte. — Deinen letzten Brief habe ich mit einer Kälte durchgeleſen, für welche Du fürchten mußt, ſobald Du ſie als ein mächtiges Mittel anſiehſt, mir alles Irdiſche überdrüßig zu machen — und, ich geſtehe es — daß es nicht anders iſt. — Glaube mir, guter Franz! daß ich mit der höchſten Rührung, mit dem höchſten Schmerz dieſen Brief ſchreibe, indem er vielleicht einer der wenigen iſt, die ich überhaupt noch ſchreiben werde. — Wer fühlt mit mir, außer Dir? — Ich weiß eine Perſon, — heiliger Schauer ergreift mich bei dieſem Gedanken — die ſo fühlen könnte und würde, wäre ſie unglücklicherweiſe nicht vorangegangen in jene Gefilde, die ich bald betreten werde. — Gott ſtehe mir bei! rufe ich öfters aus, wenn ich, wie gewöhnlich, einſame Spaziergänge beſuche, und wenn ich mir alles überlegt habe, was zu machen iſt, und was ſein könnte. — Es iſt weit mit mir gekommen! — Muth und Ausdauer, — Hintanſetzung aller thörichten Zweifel und Gedanken — Gleichgültigkeit gegen das heimliche Ziſcheln der ſchadenfrohen und neugierigen Menge — Übung — die Welt in ſich und ſeiner einſtigen Kunſt zu ſuchen und zu lieben! — Das iſt es, was ich mir wünſche, wenn ich länger unter den ſogenannten Menſchen umherwandeln ſoll. — Ja, dann, dann würde ich vielleicht glücklich ſein; doch ich fühle ſogleich, daß ich es nicht ſein würde, wenn ich Dich nicht bei mir hätte! — Nicht wahr? Freundchen! wer dieſen Brief mit Hinweglaſſung Deines Namens hörte, müßte glauben, der Verfaſſer deſſelben wäre verliebt; doch ich ſage — was iſt ſolche Liebe gegen ſolche Freundſchaft, wie die unſrige? — Nichts! —

Die Worte in Deinem Briefe: Dein Vater ſpricht mit vieler Wärme von Dir — entpreßten mir Thränen. — Weißt Du wohl warum? — — Ich machte den Brief zu und wiederholte ganz dumpf und gezogen noch oft: „Der Vater ſpricht mit Wärme von dem einzigen Sohn.“ — Hahaha! — Erklärſt Du Dir nun, warum ich vorher ſagte: „Du

biſt das einzige Weſen, was mich noch an dieſe Welt kettet.“ — O Himmel! höre Bruder! indem ich Letzteres ſchreibe, bemächtigt ſich meiner ein häßlicher Gedanke: ob auch Du mich verlaſſen könnteſt?! —

Dann Adieu! Welt mit deiner Schönheit! für mich biſt du todt! Grüße mir alle gute Bekannte — vorzüglich auch meinen guten Jenkner! — Ich liebe ihn, glaube mirs, doch recht ſehr! — — Nicht wahr er iſt auch unglücklich? — der arme gute Junge! — Ich leſe um mich noch zu erhalten Schauſpiele und Schillers und Bürgers Gedichte. — Vorgeſternabend ging ich einmal nach langer Zeit heiter zu Bette, denn ich hatte der dramatiſchen Kunſt Liebhaber geworben.

Dein

Carl Seydelmann.

Neiſſe, den 8. Auguſt 1811.

Lieber Freund!

So eben leſe ich in der Breslauer Zeitung vom 5. Auguſt folgendes:

Breslau, den 5. Auguſt:

„Die hieſigen Theaterfreunde ſehen 11 genußreichen Abenden entgegen. Iffland, dieſer Meiſter in ſeiner Kunſt, wird vom 8. bis zum 20. d. M. auftreten als Graf Savern im Fridolin, Abbé de l'Epée, Graf im Puls, Don Ranudo de Colibrados, Heinrich Lindner im zugemauerten Fenſter, als Geiziger, Marinelli, Lorenz Stark, deutſcher Hausvater, Lämmermayer in Künſtlers Erdenwallen, Eſſighändler, König Lear, Wittburg in Clementine.“

Wer doch jetzt in Breslau ſein könnte!

Hier ſind junge und alte Artilleriſten avancirt, doch ich nicht, weil ich durchaus nicht mehr avanciren will; ſondern mit Ungeduld dem Augenblicke entgegen ſehe, wo ich wieder zum freien Menſchen avancire; als ich unters Militair ging, wurde ich degradirt zum Sklaven.

Ja, iſt es nicht ſo?

Zum Examen der Artilleriſten iſt jederzeit ein Termin feſtgeſetzt und geſchieht die Examination in Neiſſe. — 53 Bombardiere, 10 Unteroffiziere, 6 Feuerwerker wurden dem Chef der Examinations-Commiſſion, dem Hrn. Major Braun auf der Liſte aufgeführt, die ſich zu einer höhern Charge prüfen laſſen wollten. Nur ich war unter den 53 Bombardieren der einzige, den er gleich vermißte und eine Ordonanz beſchied mich am Tage vor dem Examen zum Major. — Als ich in die Stube zu ihm trat, empfing er mich, die 2 Bogen ſtarke, oben erwähnte Liſte in der Hand, folgendermaßen:

M. Braun. Mein Sohn, es iſt Ihnen bekannt daß morgen das Examen der jungen Leute iſt, die zum Unteroffizier und Feuerwerker avanciren wollen; hier habe ich das namentliche Verzeichniß von allen den Menſchen, und wen ich nicht zu vermiſſen glaubte vermiſſe ich eben; warum ſind Sie nicht mit aufgezeichnet?

Ich. Das Warum wird Ihnen noch bekannt ſein, Herr Obriſt-Wachtmeiſter. Ich habe um meinen Abſchied angehalten und es würde—

Braun. In 3 Teufelsnamen Herr, laſſen Sie die Idee von Ihrem Abſchied fahren, mit dem es noch ſehr dunkel ausſieht; laſſen Sie ſich examiniren! —

Ich. Herr Obriſt-Wachtmeiſter, ich laſſe mich nicht examiniren, (hier ſah er mich ſtarr und finſter an) und es würde ſehr thöricht ſein, wenn ich mich einem Examen unterwürfe, da ich meinen Abſchied haben will. Es müßte allen Leuten, die darum wiſſen, die Idee in die Hand geben, als hätte ich blos darum um meine Entlaſſung angehalten, weil ich noch keine Treſſe um den Kragen und kein Port-Epée am Pallaſch trage, welches doch im mindeſten nicht der Fall iſt.

(Pauſe — in der er mich feſt in die Augen faßt; ich blicke ihn dreiſt an)

Braun. Sie laſſen ſich alſo nicht examiniren?

Ich. Ich bitte um Verzeihung; (ſehr feſt) Nein!

Braun. (wild aufſpringend) Herr! gehn Sie zum Teufel!

Gelaſſen ging ich — nicht zum Teufel — ſondern zur Thür hinaus und nach Hauſe, und mein Vorſatz wurde immer unerſchütterlicher.

Allgemein wünſchte man mir Glück zum Examen, ich dankte höflichſt und lachte; denn man ahndete nicht, daß mir der Abſchied lieber, als ein Offizier-Patent iſt. Da kam ein Bombardier.

„Seydelmann, du ſollſt zum Herrn Hauptmann kommen.“ —

„„Gleich?““

„Den Augenblick.“ —

Mit hochfliegendem Herzen und dem Stolze, wieder Gelegenheit zu haben, hintereinanderfolgende Stürme abzuſchlagen, es ſei, wem es ſei, hing ich mir den Pallaſch um, drückte meinen Czako auf den Kopf, als ginge es in die Schlacht, und eilte zum Kapitain.

Mit gütigem Ernſte kam er auf mich zu und ſagte eben ſo gütig:

„Nun mein Söhnchen! Sie werden doch morgen auch beim Examen gegenwärtig ſein?“

Dieſe ſo freundliche Anrede decontenancirte mich ganz, da ich ſie gar nicht vermuthet hatte, und es ihm recht barſch abſchlagen wollte, was er in Hinſicht des Examens verlangen würde. Ich ſtockte daher etwas mit der Antwort, ſagte aber zuletzt:

„Mein Herr Hauptmann, Sie werden gütigſt verzeihen, wenn ich Ihr gnädiges Anerbieten ausſchlagen muß.“

Hauptm. (erſtaunt) Ausſchlagen muß? — Warum das?

Ich. Wegen der Forderung meines Abſchieds. (Hier ſagt' ich ihm das, was ich dem Major geſagt).

Hauptm. (gezogen indem er ſich nachdenkend in den Stuhl wirft) Alſo werden Sie ſich nicht examiniren laſſen? (nachdrücklich) Nicht? —

Ich. Nein! —

Hauptm. (raſch) Nun dann Gott befohlen. Gehn Sie.

Und ich machte kehrt! und ging und habe mich nicht examiniren laſſen. Der Major iſt wieder ſehr freundlich gegen mich, ſogar ungewöhnlich freundlich, und wenn ich ihn dann ſo lächeln ſehe, dann glaube ich immer einen hämiſchen Teufel lächeln zu ſehen und ſeine gleißneriſch freundlichen Worte ſind tödtendes Gift für meine Wünſche und ihre Erfüllung. — Der Hauptmann iſt ſo wie er ehedem war, er behandelt mich nach wie vor, und es hat den Schein, als wäre zwiſchen uns Dreien

nichts vorgefallen. Am Sonntage habe ich einen ähnlichen Antrag wieder kurz und bündig abgeſchlagen und hoffe nun meine Feinde überzeugt zu haben, daß Lockſpeiſen dieſer und jeder andern Art bei mir fruchtlos ſind. — Nun überlaſſe ich Dir es hierüber nach Gutdünken zu urtheilen. — Ich weiß nur zu gut, daß ich meinem Entſchluſſe, ohne Rückſicht auf alles andere (auch vielleicht auf das Gute) getreu bleiben werde; mein Ziel muß ich erringen, es koſte was es wolle, ich muß! Und dann? — Freund! Bruder! dann? — O dann ſinke ich an Deinen Buſen und höre Dein ehrliches Herz an dem meinigen klopfen, dann brennt der Bruderkuß erneuert und mit heiligerem Feuer auf unſern Lippen.

Seydelmann.

Neiſſe, den 1. September 1811.

Im Lazareth.

Streiche immerhin die Zeilen in meinem letzten Briefe an Dich aus, worin ich ſage, in höchſtens der oder der Zeit bin ich in Glatz; ſie ſind unwahr dieſe Worte; ich komme nicht, d. h. ich darf nicht kommen, und wie das mich ärgert, ſo hat mich ſelten etwas geärgert.

In 14 Tagen wird die hieſige Bühne mit einem Prolog, geſprochen von Mad. Kieſel, eröffnet; und man flüſtert ſich bereits ins Ohr — daß er werde herzlich ſchlecht werden. — Aber nicht wahr Brüderchen? das Schlechte in ſeiner Vollkommenheit zu ſehen, intereſſirt auch, und ſo bin ich äußerſt begierig auf das Heraborgeln dieſes Prologs. — Herr Klingohr hat ſich davon gemacht und viel, ſehr viel, und wenig, ſehr wenig hinterlaſſen — Schulden, und ein Abſchiedsſchreiben in den kürzeſten und bündigſten Ausdrücken.

Wie's mit der Geſellſchaft übrigens ſteht und geht, weiß ich nicht, werde es jedoch bald erfahren. Herr Vogt hat ſich als zärtlicher Vater, Zimmer miethend für ſeine öfters ausgelaſſenen Rangen, in Neiſſe erblicken laſſen — man ſagt, er habe immer gelächelt. — Gott gebe, daß wir bald hier über ihn lachen; — und Du neben mir, mit mir! —

Carl Seydelmann.

Troppau, den 21. November 1811.

Edle Seele!

Dein troſtvolles Schreiben habe ich am 21. d. M. erhalten und mit ihm die 30 fl.; für welche ich Dir meinen wärmſten Dank ſage. Ich habe jetzt wieder einen Wunſch mehr, den: Dir mein einziger Freund, Deine ſchönen Handlungen einſt wett machen zu können; o! und ich fühle es, Gott wird meine dringende Bitte erhören.

Guter Franz! Du willſt ein frohes Schreiben? und kann es denn jetzt traurig ſein, da ich Dich und meine Geſchwiſter wieder habe; — ach! ich glaubte Euch durch meine Handlung verloren zu haben, und nun erhebt mich wieder der Hochgedanke an eine beſſere Zukunft! Lägſt Du jetzt an meiner Bruſt, hörteſt Du das freudige Schlagen meines Herzens, ſäheſt Du die Thränen in meinem Auge, die Eure wiedergefundene Liebe mir auspreßt, o Du würdeſt — müßteſt mich glücklich heißen und Franz! guter Franz! ich bin es — bin es in Dir — in der Erinnerung an meinen edlen Vater — meine Geſchwiſter!

Den 16. November, es war Sonnabend, kam ich mit meinem Transporteur in Troppau an. — Von der Menge und der Mannigfaltigkeit ſolcher Kerls, die mich abwechſelnd von Dorf zu Dorf brachten — dann von den Begebenheiten auf der Flucht von Neiſſe nach Weidenau, und von dort bis hieher, das künftige mal. — Es war Markttag, und die große Menge Menſchen und neuer Gegenſtände, die ich mit neugierigen Augen beantlitzte, ließ mich das eben ſo neugierige Angaffen der Leute nicht bemerken, die einen ſo wohlgekleideten Deſerteur wohl ſelten geſehen haben mochten. Gut gekleidet war ich, denn ich hatte den noch ganz neuen Überrock, wozu mir der Vater durch die Schweſter das Tuch ſchickte, an; dann meine Überknöpfhoſen, ein hübſches Weſtchen, ſchwarzſeidenes Vorhemdchen nebſt dito Halstuch, eine ſchöne Mütze — und zuletzt ein Paar gute Stiefeln. In der Hand ein echtes, dickes Rohr; (Andenken von Wendel, der es wohl noch öfters vermiſſen wird) in der Rocktaſche ein Königl. Preuß. Reißzeug — ein Schnupftuch — noch ein ſeidenes Vorhemdchen. Auf dem Leibe trug ich ferner noch 2 gute Hemden, 1 Weſte und 1 neues grautuchenes Jäckchen. In meiner Briefta ſche hatte ich nebſt den theuren Andenken an Dich — und meine Ange-

hörigen — 75 fl., mit denen ich bis jetzt lebte, ausgenommen die Schulden, die ich seit 14 Tagen machte, und welche die erhaltenen 30 fl. tilgen. Da hast Du nun mein ganzes Inventarium beim Eintritt nach Troppau.

Nun weiter.

Ich wurde auf die Hauptwache, die weit schöner als unsrige in Glatz ist, gebracht, von da zum General Feldmarschall von Hasteler, dann in die Polizei und zuletzt ins Kreisamt, woselbst ich mir einen Paß nach Ollmütz geben ließ, den ich auch noch habe; und wohin zu gehen mich meine Krankheit hinderte, die sich jetzt, Gott sei Dank, gelegt hat. Nun suchte ich ein Quartier und fand es in den 7 Churfürsten. Ich lebte als Maler Sporon, hatte noch Böhmchens und folglich auch Courage — die sich aber nach — 6 Tagen minderte bei der Bezahlung von 33 fl. Der Schauspieler Schmidt — ein sehr edler Mann — freute sich ungemein als er mich sah, nahm mich gleich zu Tische, und recommandirte mich in ein Privat-Haus, wo ich wöchentlich 20 fl. für Quartier, Bette, Frühstück, Mittagessen und Abendbrot bezahle und in der Gesellschaft des Zettelträgers Natzer und des Souffleurs Starke, lauter brave, sehr brave Leute, — lebe. Die Wirthsleute, biedere, aber sehr geschwätzige Östreicher, haben sich bemüht, mir Alles zu thun, was mir Linderung und Nutzen schaffen konnte, und so gelang es mir, meinen bisher wohl sehr kummervollen Aufenthalt hier zu fristen. Ich habe mich unter der Zeit nach Kräften bemüht ein Unterkommen durch diesen Winter zu erhalten, und wendete mich daher mit Bittschreiben an die Advokaten hieselbst, allein mit der Bewunderung meiner Schrift, die ich freilich ganz zur Schau stellte — und mit der Hoffnung vielleicht zu Neujahr angestellt zu werden, hatte es immer sein Bewenden, und ich bemühe mich um Familien aufzusuchen, die einen Instructor im Lesen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen u. dgl. m. für ihre Kleinen brauchen. Auch ist es mir gelungen einige zu erhalten, und ich bekomme jeden Orts wöchentlich einen freien Tisch und 1 fl. Bankozettel. Lache nicht, Brüderchen! obgleich es lächerlich klingt, wöchentlich 3½ gl. preuß. Münze zu bekommen. Finde ich 7 solcher Orte, so habe ich doch durch die ganze Woche das Mittagessen und 7 fl. wofür ich mir dies, und jenes anschaffen

kann, dann freies Quartier, Bette, Frühstück und Abendbrot. So lange ich noch nicht genug, d. h. 7 Kunden habe, helfen mir gute Menschen aus, die ich zu verehren gezwungen bin, durch ihre zarte, schonende Behandlung, durch die Art, wie sie geben. Ja! Freund, es lebt noch ein Gott über uns, der zwar den Fehlenden bestraft, doch nie verläßt. Freue Dich mit mir, wenn Du Antheil an meinem Schicksale nimmst, und das bin ich versichert, fest versichert, freue Dich mit mir und ehre meinen Wohlthäter in dem Schauspieler Schmidt. Frei hat er sich meiner in der größten Noth angenommen, und war edel genug, mir anzubieten, was er bei seiner schmalen Gage anbieten kann. O es ist ein sehr edler Mann! Möchte ihm einst, auch hienieden schon vergolten werden, was er an mir, der ich ihm doch fremd bin, that und noch zu thun fortfährt. Höre! in Deinem nächsten baldigen Schreiben schließe auch ein Paar Zeilen an ihn mit ein, worin Du Dich für das Gute bedankst, was er an mir, Deinem Freunde, thut. Nimm mir dies nicht übel — hörst Du? — ich weiß Du thust so etwas gern. Wenn er nach Glatz kommt, kannst Du seine nähere Bekanntschaft machen — o es ist ein braver Mann!

Was macht denn mein guter Vater? — ist er sehr aufgebracht auf mich? und meine Schwestern? — O schreibe mir recht bald und viel und erhöre die Bitte Deines Carl, hilf mir die Verzeihung des besten der Väter erringen. Du kennst mein Innerstes besser als ich, Du kennst meine Liebe zu ihm, zu meinen Geschwistern, und ich mache es Dir zur schönsten heiligsten Pflicht: hilf den Sohn mit dem beleidigten Vater versöhnen. Deine Eltern! verzeihen sie mir auch? — o bitte sie in meinem Namen um Verzeihung, demüthige mich bei ihnen, nur schreibe mir bald!

Bruder! Guter Bruder! treffen wir uns auch?! — Ins Schauspiel gehe ich frei und — täglich. Das Theater ist sehr schön, und die preuß. Schauspieler sind im Vergleich mit den hier herum vacirenden Halbgötter. Mit kaiserlichen Studenten habe ich und Natzer mich geprügelt, und Wonne! die Preußen schlugen die Kaiserlichen, daß sie in der Flucht ihr Heil suchten. Heute geben sie im Schauspielhause: Columbus, oder die Entdeckung der neuen Welt; und ein Kais. Schau-

ſpieler Herr Grimm, ſpielt den Columbus. Ich gehe ungern hinein, denn er iſt widerwärtig monoton. Ich leſe Schillers dramatiſche Werke und fühle mich oft in den Himmel verſetzt! O Schiller! — du machſt einen fühlenden Menſchen zum Gott! —

Was ſagt man denn in Glatz von mir?

Freund! Lebe wohl! lebe wohl! und ſchreibe ſehr bald. O Gott! wo nehm' ich denn Worte her, um Dir hier am Schluß wieder zu ſagen, wie ſehr ich Dich liebe!

Dein

Carl Sporon.

Troppau, den 30. November 1811.

Bruder!

Hilf! hilf! ich kann nicht mehr ſchreiben. Krank liege ich hier in Troppau, ohne Pflege, mein Geld, alles — alles was ich hatte, iſt weg! Hilf! laß mich nicht an Gott, an Deiner Bruderliebe verzweifeln. Rette mich vor — o! ich kanns jetzt noch nicht ausſprechen. Aber hilf! Ich bin Dein bis in den Tod

Carl Seydelmann, unter dem Namen Sporon, Mahler.

ich liege in der Herrnſtraße No. 395.

In 14 Tagen — o welche lange Friſt — in 14 Tagen kann ich, von heute an gerechnet, Antwort haben. — Kannſt Du mir helfen o ſo thuſt Du's! Ich fühl' es, werde ich einſt wieder geſund, ſo gehört blos Dir mein Leben — denn Du mußt es mir jetzt durch Deine Hülfe retten. — Ich kann nicht mehr! Leb wohl! leb wohl! —

Dein

Carl.

Troppau, den 14. Januar 1812.

Herzens Brüderchen!

Ich bin noch immer bei Schmidts, studire einige junge Rollen von ihm ein und befinde mich so ziemlich wohl. — Heute geben sie: das neue Sonntags Kind, worin der Herr Tschwanischeck nebst Frau, von der Budnopschen Gesellschaft — jetzt in Glatz — das erstemal auftreten werden. Er spielt den Hauptmann Valeur und sie die Lisette. Du hast vermuthlich beide in Glatz schon spielen sehen und weißt was an ihnen ist. Wir erwarten alle begierig den heutigen Abend, um dies zu erfahren. Schmidt, dessen Frau noch immer von ihm entfernt lebt, möchte gern wissen, was die Gesellschaft für Mitglieder hat, wie sie beschaffen sind, was der Director für Gagen giebt, und welche Stücke ohngefähr — weil wir erfahren haben, daß er daran nicht reich sei, auch nicht viel Opern geben könne, da es ihm an einem guten Bassisten fehlen soll. Schmidt, der letzteres ist, und auch wohl in allen Stücken seinen Mann steht, Schmidt hat nicht übel Lust zu ihm zu gehen, weil er überdies auch heirathslustig ist, und gehört hat, daß er 3 bildschöne Mägdleins bei der Bande haben soll. — Gieb mir bald eine umständliche Nachricht davon, ich bitte Dich; recht bald. Ich möchte ihm gern gefällig sein, also vergiß nicht.

Neue Stücke sind hier außer folgenden 3, nebst einem kleinen Vorspiel, nicht gegeben worden. Diese sind:

Johann, Herzog von Finnland, ein Schauspiel in 5 Akten, von Johanna Weißenthurn. Es ist gut geschrieben, der Stoff selbst ist passabel und die Aufführung des Stückes ließ nichts zu wünschen übrig. Reder als Johann spielte sehr brav, auch Mad. Löffler als Königin und Dem. Lion die ältere als Herzogin.

Die Quäker. Schauspiel in 1 Akt aus Kotzebue's neuestem Almanache. Groche, Löffler und Dem. Lion d. J. als Quäker und Quäkerin. — Wurde ziemlich gut gegeben.

Columbus. Ein Vorspiel zu dem Schauspiel Columbus. Recht gut.

Jephtha's Gelübde. Trauerspiel in 5 Akten. Ein morali-

ſches Stück, gut beſetzt und aufgeführt. Reder ſpielte ſehr brav als Jephtha, eine ſehr ſchwere Rolle, eben ſo Mad. Löffler als Sina. —

Nun geht die Poſt fort! Leb wohl, und ſchreibe mir ja recht ſehr bald und viel.

Dein ewig treuer Freund und Bruder,
Carl Seydelmann
hier Sporon.

Breslau, den 23. Februar. *)

Sage mir doch altes Kerlchen, wo lebt Jenkner? wie lebt er? Ich zweifle nicht, daß Du Nachricht davon haſt, und wenn Du weißt, daß mir dies fidele Haus noch eben ſo am Herzen liegt, wie ehemals, ſo wirſt Du mich gewiß bald Etwas von ihm hören laſſen. Daß der Keucher Feldwebel geworden, hab' ich wohl vernommen; weiter aber keine Silbe. Das wäre mir ein Jubel, wenn ich Euch, Ihr wackern Pagen mehrere Tage bei mir haben könnte! Das ſollte bei Tabak und Wein ein ächtes Raiſonniren geben. Ja, ja, Herr Bruder, Wein! nicht Bier. Nach ſo langer Trennung müßte edler Saft die oft erprobten Gurgeln ſchwemmen, und wenn ich, Euer Wirth, ein Kleid verklappen ſollte. Geh mir mit Bier! Das ſchafft Melancholie; der Wein erfreut des Menſchen Herz, la la!

Du gehſt oft zum Toppey? Nun, unter Miſerabeln iſt er nicht der Miſerabelſte; obwohl ich böſe bin, daß der Menſch ſich nicht aus ſeinen Pfählen wagt. Oder, nennt er ſeine Spaziergänge nach Neiſſe, Liegnitz, Reichenbach Reiſen? Verfluchter Windhund! Macht mit ſeinem ſchwarzen Antlitz die ehrlichen Spießbürger ſolcher Städte glauben, daß er Künſtler gradweg's aus Italien ſei und ſteckt ſein

*) Die Jahreszahl fehlt dieſem Briefe aus Breslau, der, nach der langen Zwiſchenzeit ſeit Seydelmanns Aufenthalt in Troppau bis zu ſeinem Engagement in Breslau wieder der erſte uns vorliegende an ſeinen Jugendfreund Simmon iſt. Auf jeden Fall iſt derſelbe bald nach Seydelmanns Engagement in Breslau geſchrieben, alſo entweder Ende 1815, oder Anfang 1816. Wir deuteten oben ſchon auf die Bedeutung dieſes Briefes hin.

Lebelang bei ſeinen Windeln. Pfui über ſolche Kerle! Solch ein herrliches Talent nicht wahrhaft auszubilden! Soll mir kommen der verdammte Glatzer Schnurrbart! Spricht jedem Menſchen von nichts Anderm, als von Sehnſucht die er fühlt, zu reiſen; ſich herauszufinden aus dem Schlamm von Irrthum, der ihn faſt erdrückt; will ſich zum achtungswerthen, kunſterfahrnen Mahler ſtempeln — und Alles das in Glatz! O Stempler du! — Zwar er hat Frau und Kind. Nun ja; ſo ſollt' er aber nicht ſo gar viel ſchwatzen, und in ſeinem kleinen Kreiſe fleißig wirken, nicht immer in Venedig und Neapel und in Rom ſein, während er in Glatz und Habelſchwerde ſitzt. Das macht ja lächerlich, entzieht ihm manchen Leckerbiſſen, den ihm Menſchen reichen würden, die ſolide Künſtler lieben. — — Macht ſich aber Toppey daraus nichts, entbehrt er lieber, will er ſchlechterdings durch Narrheit imponiren, nun, ich habe nichts dagegen, nicht im mindeſten: nur ſollt' er dieſer Narrheit einen genialen Anſtrich geben, nicht blos ausſehn wie ein Narr, nein! einer ſein in Wort und Werk, ein ganzer ächter Narr; denn nichts iſt unausſtehlicher, beſchimpfender, als Etwas nur halb zu ſein. Ein halb Verrückter iſt ein langweiliges, Ekel weckendes Geſchöpf. Und ſo iſt mir auch in der Kunſt keine Stufe mehr zuwider, als die der Mittelmäßigkeit. Schauſpieler, die man weder lobt noch tadelt, können wahrlich Furcht und Graun mir erwecken, durch die Nichtigkeit in der ich ſie erblicke.

Ad vocem Schauſpieler. Du biſt begierig mich als ſolchen zu erblicken. Nun, ich darf, auch wenn ich Dir fremd wäre, Dein Urtheil ohne Bangigkeit erwarten; Anfänger pflegt man ja zu ſchonen; und bin ich etwas anders? Nein gewiß nicht! Ich achte die Schauſpielkunſt zu hoch, um mich für etwas mehr, jetzt ſchon für etwas mehr zu halten. Man lobt mich, ja! doch worin hat das ſeinen Grund? — Ich bin mit Manchem ausgerüſtet, was auf der Bühne doppelt ſchätzenswerth erſcheint. Ich ringe ſtets mit Feuer nach dem Beſſern, laß' es alſo nie an Fleiße fehlen, und Fleiß nun eben iſt es, den man bei Hunderten — die ſich den Namen Künſtler und ſo oft auf lächerliche Weiſe anmaßen — vermißt. Dieſer Mangel, der der Ehre eines jeden Mannes nahe tritt, hat nun die — trau-

rige Veranlaſſung gegeben, Schauſpieler ſchon dann zu loben, wenn ſie deſſelben ſich nicht ſchuldig machen. — Wie aber kann die Pflichtausübung Lob verdienen, und wie kann man darauf eitel ſein?? Talent zu manchen Fächern in der Darſtellungskunſt wird mir von Allen, ganz beſonders aber von den Männern zugeſprochen, welche für die Bühne ſich ausſchließlich intereſſiren. So habe ich den Dichterklubb zu meinem Vortheil eingenommen; man prophezeit mir eine gute Folgezeit. Das Publikum wird ſtets aufmerkſamer auf meine Leiſtungen, das weiß ich wohl; und wenn es öfters auch zu zögern ſcheint mit lautem Beifall augenblicklich mich zu lohnen: ſo ſind die hintendreingefällten Urtheile doch meiſtentheils dazu gemacht, mich überängſtlichen Patron zur Ruhe erſt und dann zu neuem Fleiß zu bringen. Mit lautem Beifall habe ich geſagt. Obwohl ich ſchon die Ehre des Hervorrufens genoſſen habe, obſchon ich auch bei manchem Abgang Hand und Mund zu meiner Freude in Bewegung hörte: ſo iſt das doch auch öfters unterblieben, und wohl nur deshalb, weil man noch auf meine Lehrzeit blickt, und mich, wie Meiſter ihre Zöglinge, nicht ſtolz und vielleicht — läſſig machen will — durch allzuoft geſtreuten Weihrauch. Und das iſt, wie ich darüber denke, wohl von großem Nutzen. Viele, Viele ſind durch großes und zu frühes Lob von ihrer Bahn gekommen, Andere im umgekehrten Fall darauf erhalten worden. Und ſo möge es Gottes Wille ſein, daß ich zu den Erſten nicht gehöre! Aber dringt ſich Dir beim Leſen meiner letzten Worte nicht allgemach die Wahrheit auf, daß Niemand an das Ende kommt, wenn er von ſich und ſeinen Neigungen zu ſchwatzen angefangen? Ich kann ja gar nicht fertig werden. Daß doch ſo ziemlich Alle kaum ermüdlich ſind im Reiten ihres Steckenpferdes! Das meiſte And're findet uns ſehr bald ermattet; und ſollte daraus nicht der Schluß folgen, daß wir zu irgend Etwas ganz beſonders ſind berufen worden? Oder glaubſt Du an Beſtimmung nicht? Sind wir nur Spiel des Ohngefährs? — Du ſollſt mir Deine Meinungen darüber hier mittheilen. Komme bald! doch nicht gern unvermuthet möcht' ich Dich erblicken. Laß mich alſo früher etwas davon wiſſen; und wie lange Du von Glatz entfernt ſein kannſt, vergiß nicht zu bemerken; wobei ich rund erkläre, daß ich

lieber ganz auf den Beſuch verzichte, wenn er ſich nicht wenigſtens auf vierzehn Tage erſtreckt. Ich kann mir keinen ſchönern Eingang in die freundlichere Jahreshälfte denken, als den an Deiner Seite. Möchte mir kein Queerſtrich in die Rechnung meiner Freude kommen!! Kommt Toppey mit? das ſoll mich herzlich freuen! Ich hab' den Burſchen lieb, recht lieb, wenn ich auch ſeine Art und Weiſe zu raiſonniren und zu handeln mit der meinigen nicht oft im Einklang finde. Mich ärgert hauptſächlich nur das von ihm, daß er an die Glatzer, die er doch gewiß nicht liebt, wie angeſchmiedet ſcheint. Er ſchimpft ſtets über ſie, doch meidet er ſie nicht; und kann daraus wohl etwas Anderes entſtehn, als ſeine eigne Beſchämung? Entweder mit den Wölfen heulen, oder ſolche Beſtien meiden. Ich weiß es ſehr gut, daß ich in Glatz verloren wäre. Mir reicht dort Niemand eine Hand. Doch daß ich es mit ſolchen Kreaturen ſo weit gebracht habe, das macht mich eben ſtolz. Wer wäre ich, wenn mich die Klicke leiden könnte! Beſſere Menſchen giebts auch unter ihnen, doch ſie ſind ſo ſelten, wie in Breslau reine Gaſſen. Man wird ſie kaum gewahr.

Dein
Seydelmann.

Prag, den 30. März 1822. *)

Mein lieber Simmon!

Dein Brief muß früh geſchrieben und ſpät abgegeben, oder die Beſorgung vernachläſſigt worden ſein. Ich beantworte ihn ohne Verzug.

---

*) Wir laſſen hier die drei Briefe an den Jugendfreund Simmon folgen, welche aus drei verſchiedenen Lebensperioden des Künſtlers ſind, nämlich aus Prag vom Jahre 1822, aus Stuttgart aus dem Jahre 1829 und aus Berlin vom Jahre 1839. Der Grund, aus welchem wir ſie hier eingeordnet haben, iſt oben bereits ausgeſprochen worden. Der letztere, beſonders intereſſante und bedeutſame, weil Seydelmann ſich in denſelben ganz in die Jugendzeiten verſetzt, iſt ſchon früher einmal von Carl von Holtei mitgetheilt worden, welcher darin ebenfalls ein ächtes Zeugniß des tiefen Gemüths Seydelmanns ſieht.

Meiner Schweſter dann und wann einen leeren Brief zu ſchicken, d. h. einen Brief ohne Geld — das hätte ich freilich oft thun können, wollte es aber nicht! Von meinen redlichen Geſinnungen muß ſie überzeugt ſein.... In Angelegenheiten des Geldes aber lacht mir keine Sonne. Ich bekomme weit weniger als eine Tonne Goldes; reiche ſehr oft mit dieſem Wenigen für meine nothwendigen Bedürfniſſe nicht. Bitter iſt es mir, davon reden zu müſſen, denn ich helfe gern, und nicht immer nur der Schweſter möchte ich Gutes erweiſen. Erklärt Euch Beide nun mein längeres Schweigen. Klagen? Immer Klagen? — Wozu? — Die mir ſo ganz entſetzlich lieben Glatzer haben mich ſchon oft in herrliche Laune verſetzt! Was für Umſtände mit den Paar Thalern! 's iſt, um — Nun, fluchen macht es auch nicht beſſer.

Als ich 1819 aus Breslau nach Grätz abreiſte, erhielt ich von der Königl. Preuß. Regierung einen Paß für drei Jahre; weil — meine Angabe nur drei Jahre forderte. Ich hätte freilich auf die Zeit nach drei Jahren auch denken können! Von Grätz ging ich nach Verlauf des Jahres nach Wien, Brünn und Ollmütz. In letzterm Orte blieb ich — deshalb: weil ein weiteres Umherreiſen mit Weib und Kind theils meine ökonomiſchen, theils meine Geſundheitsumſtände nicht geſtatteten. Ein halbes Jahr darauf erhielt ich das Engagement in Prag. Als ich mir meinen (Preuß. Regierungs-) Paß zur Reiſe dahin ſtellen laſſen wollte, bot man mir, an der Stelle des ſchon ziemlich begriffenen und beſchriebenen, einen neuen Paß an, und reſervirte dafür den alten. Er liegt nunmehr ſeit jener Zeit in den Paßbüchern der Ollmützer Polizeibehörde. Ich habe damals keine Ahnung mehr von dem Gelde gehabt, welches ſo feſt in dem Verwahrſam des hochlöblichen Glatzer Magiſtrates liegt. Als mir die Schweſter davon ſchrieb, erfreute es mich wahrhaftig nur aus der Urſache, weil ich Gelegenheit erhielt, dem armen Mädchen damit helfen zu können. Ich war bisher gewohnt, ohne alle Hoffnung auf irgend ein Erbtheil, käme es woher es wolle, mir mein tägliches Brot durch eigne Kräfte zu verdienen; dieſe Gewohnheit ſollte mir ein an und für ſich ſo unbedeutendes Geldquantum nicht unterbrechen.

Ich ſchreibe dieſen Poſttag an den Magiſtrat zu Ollmütz und bitt' um meinen alten Paß. Dieſe Demonstratio ad oculos wird hoffentlich der Sache das Ende — endlich geben! Als Deſerteur übrigens kann man mich keineswegs betrachten. Ich habe gedient — den Abſchied auf den Grund der Untauglichkeit zum Militairdienſt erhalten. Dieſer Abſchied liegt ebenfalls auf der Breslauer Regierung — zudem bin ich, wie Du früher einmal ſelbſt ſehr richtig ſagteſt, durch mein Geſchäft der Welt, nicht einem Orte nur gegeben, und einer, von allen Behörden unſerer Regierungen bekräftigten Erlaubniß, in die Welt zu reiſen, ſollte man gar nicht erſt bedürfen.

Eh' meine Schweſter nach Breslau geht, mag ſie mich beſuchen. Jedoch erſt im Anfang Mai. Ich ziehe aus, bedarf eines größeren Quartiers; mein Junge ſchreit die beiden kleinen Stuben, die ich jetzt bewohne, ſo — durcheinander, möcht' ich ſagen, daß ich oft nicht weiß in welcher ich mich befinde, wohin ich laufen ſoll, um Et was vorzunehmen. Iſt das Wetter nur erträglich, muß ich mit der Rolle in der Hand in's Freie laufen. —

Was Dich, mein guter Franz! betrifft: ich ſähe Dich gar gern! Leicht wollte ich den Aufenthalt Dir machen, kämſt Du nur! Geändert hab ich mich, in Rückſicht unſrer frühern Freundſchaft, wahrlich nicht; glaube feſt daran! Schreiben aber iſt ganz ſicher meine ſchwächſte Seite. Empfindlich ſollteſt Du deshalb nicht ſein. Erprobe mein Gefühl und Du wirſt Deinen alten treuen Jugendfreund erkennen. Ja gewiß!!! Drum fort mit Argwohn, Kälte, Bitterkeit! Beſuche mich, und ſtark an Glauben und Vertrauen ſollſt Du mich verlaſſen. So iſt es auch mit Glogern, ſo wäre es auch mit meinem biedern, biedern Jenkner, lebte der noch! Friede mit ihm! O Jugendzeit!!!

Tröſte meine gute Schweſter! Ermuntre ſie an meiner Statt! Sie ſoll mir ſchreiben. Grüße Willmann herzlich! Wahrhaftig ich vergaß Euch Alle nie! Du aber mußt mir über Deine Lage baldigſt, baldigſt ſchreiben; und offen, hörſt Du? Du darfſt ohn' alles Bangen meiner Bruſt vertrauen, was die Deine ſcheinbar gar ſo ſchwer belaſtet.

Adieu! Adieu!

Carl Seydelmann.

Stuttgart, am 21. November 1829.

Mein lieber, guter Simmon!

Herzlichen Dank für Deine 12 freundlichen Zeilen! Es hätten immer einige Dutzend mehr ſein können. Wer wird ſo karg ſein, wenn man an Freunde ſchreibt! Beſſere Dich! — Es hat mir und meiner Frau recht weh gethan, Dich am Morgen unſerer Abreiſe von Breslau nicht mehr zu ſehen. Und doch fuhren wir nicht, wie ich wollte — um 8 Uhr, nein, erſt um 10 Uhr ab. Was hat Dich denn abgehalten, wenn es keine Grille war? Ich war alſo, nach zehn langen Jahren, wieder einmal im Vaterlande! Werd' ich je wieder hinkommen? Wer beantwortet das, da wir den, der es kann, nicht hören? Zwar iſt Hoffnung da! Nicht blos die Hoffnung, die aus der freundlichen Aufnahme, die ich vor Euch — meinen Landsleuten gefunden, hervorgeht, nein, noch eine andere. Ich habe nämlich vor einigen Wochen von dem Grafen Redern, Intendanten der Königlichen Schauſpiele in Berlin, eine ſehr artige Einladung zum Gaſtſpiel auf der dortigen Hofbühne erhalten, und wenn man ſich nicht an die Beſchränkungen ſtößt, die ich wegen der Rollenauswahl machen zu müſſen für nöthig erachtete, ſo dürfte mich der liebe Gott vielleicht ſchon nächſten März wieder in Deine und Glogers Arme führen. Aber dann bleibe ich einige Tage in dem lieben Breslau, ohne Seel' und Körper durch Komödienſpiel abzuhetzen und untauglich zu machen für jede andere Freude. Iſt es mir doch wie ein Traum, wenn ich daran denke, bei Euch geweſen zu ſein! Nein, gewiß; nicht zum zweitenmale darf es ſo ſein!

Wie ich in die ſchwäbiſche Heimath zurückgekommen, weißt Du alſo. Seit der Zeit — dem fatiganten Gaſthausleben entnommen — ſitz' ich ruhig in meinem Schreibeſtübchen, (Studirſtübchen klingt mir gar ſo beſonders, ſo ironiſch!) und betreibe mit alter Liebe mein Geſchäft. Auch hat es einen guten Fortgang. Man läßt es an Beweiſen lebhafter Anerkennung meines Fleißes nicht fehlen, und da ich ſonſt keinen herben Kummer zu empfinden habe, muß ich mein Loos als ein ſehr glückliches preiſen und es durch wackere Aufführung in jeg-

licher Hinsicht zu verdienen ſuchen. Meine arme Schweſter in Caſſel hat einſtweilen ihren Udo verloren. Er iſt binnen 5 Tagen geſund und todt geweſen. Eine ſtarke Erkältung und dazu getretene Gehirn-Entzündung hat ſeinem Leben ein ſchnelles Ziel geſteckt. Du kannſt Dir ihren Schmerz denken. Ich habe gethan und thue noch, was ich vermag; und thu' es gewiß gern. Du kannſt glauben, daß mir die Reiſe nach Breslau, und was d'rum und d'ran hing, ſehr viel Geld genommen hat. Nun — die Welt iſt ein Marktplatz, und der Pfennig geht eben aus einer Hand in die andere. Deine liebe gute Schweſter in Glatz beſucht zu haben, iſt mir jetzt in ſo großer Entfernung, noch Einmal ſo lieb! Das iſt ein wackeres — Mädchen, hätt' ich bald geſagt! Es iſt mir ſo ungewohnt, diejenige, mit der ich als Junge herumgeſprungen, nun Hausfrau und Mutter betiteln zu müſſen. Ach ja, lieber Simmon, die Summe unſerer Lebenstage iſt geſtiegen und — rollt ſich nun mächtig ab. Wenn wir am Ende ſtehen werden, wird uns Alles anders vorkommen, als ein Traum? Nein! Wie aus einem, mitunter recht ſchweren Traum werden wir dann aufblicken zur Sonne eines heiterern Tages. Gottes Barmherzigkeit nehme uns auf!

Ich habe dieſen Zeilen ein eben nicht wohlgerathenes Conterfei Deines Jugendfreundes beigelegt. Es iſt in Darmſtadt erſchienen; die Zeichnung iſt meiſterhaft und man hat ſie mir zum Geſchenk gemacht. Du haſt ſie ja wohl geſehn? Wenigſtens lag ſie während meiner Anweſenheit in Breslau in der Brieftaſche. Vielleicht iſt Dir der Abdruck doch etwas werth; und kommt einmal was Beſſeres nach — man hat mich hier ſchon aufgefordert, einem tüchtigen Künſtler zu ſitzen — ſo kannſt Du das Erſte ja kaſſiren. Auch dem neuvermählten Gloger will ich Eins ſchicken. Ihr werdet mich nicht mißverſtehen, oder wohl gar verlachen? Meinen Freunden, den Geſpielen meiner erſten wie ſpätern Jugend, darf ich ſchon ein Bildchen von mir geben.

Wie lebſt Du? Sehr beſchäftigt? — Wie weit biſt Du vorgerückt in dem Unternehmen, nach Berlin zu gehen? Wird überhaupt was d'raus werden? Laß mich doch recht bald davon hören! Aber ſchreibe nicht ſo entſetzlich karg! Macht es Dir gar keinen Genuß, Dich einem

Freunde mitzutheilen? Oder — zweifelſt Du etwa, daß ich ein ſolcher ſei? Laß mich ja nicht lange warten! In einer halben Stunde iſt der Brief fertig! Meine Frau und Wilhelm, die, Gott ſei Dank, geſund ſind, laſſen Dich vielmals grüßen; den jungen Ehemann auch! Ich bin und verbleibe

Dein

treuer

C. Seydelmann.

Berlin, den 1. Sept. 1839.

Mein lieber S . . . . .

Herzliche Freude machte mir Dein unvermutheter Brief vom 26. Aug. Wie oft habe ich an Dich gedacht! Nie wußte ich mit Gewißheit wo Du lebteſt, und aus einem Schreiben, das mir Freund Gl. einmal zuſchickte, konnte ich Deinen damaligen Aufenthalt auch nicht errathen. So liegt denn die Schuld meines bisherigen Schweigens wohl nicht allein an mir.

Mein Leben war dazu auch ein ſehr bewegtes: meine Kräfte, meine Thätigkeit waren fortwährend in Anſpruch genommen; ich war viel auf Reiſen, und zu Hauſe konnte ich mich nie einem ſüßen Hinſchlendern überlaſſen. Wie raſch nun in fortdauernder Aufregung Tage — und Jahre vorübergehen; wie man auch entfernte Gegenſtände und Perſonen zuweilen wohl vergeſſen kann, brauche ich Dir nicht zu ſagen; das Alles haſt Du an Dir ſelbſt erfahren. Indeß, auch ohne Briefe von Dir aus dem Schranke hervorzuholen, habe ich Deiner doch oft, ſehr oft gedacht, und unſere Jugend zog dann an meinem innern Blicke vorüber.

Erſt neulich, als ich die Rolle des Präſidenten in „Kabale und Liebe" zu wiederholen hatte, ſah ich mich — freilich nur in Gedanken — plötzlich an Deiner und G.'s Seite ſitzen. Weißt Du noch? es war an einem freundlichen Sonntage, des Nachmittags, nach der Kirche; da ſchlenderten wir Drei zwiſchen den frommen Spaziergän-

gern hin und ließen uns, zwiſchen dem grünen und böhm'ſchen Thore*), dem neuen Kirchel gegenüber, im Feſtungsgebüſch auf dem grünen Raſen nieder und ich zog, in freudiger Haſt, ein anderes Gebetbuch aus meiner Taſche, den Schiller, und las. Ihr zwei lagertet Euch links und rechts, ſtrecktet Euch recht bequem, ſah't mir in's Geſicht und horchtet mit einem Antheil, der mich immer mehr begeiſterte, und mich Ingrimm und Liebe, Schmerz und Freude, wie der Dichter es wollte, wirklich empfinden ließ. Ich lachte und weinte und auch Euere ruhigeren Naturen waren von der Gluth unſeres Dichters ergriffen worden. Ich las „Kabale und Liebe"; und als wir, von der einbrechenden Dunkelheit und vom Lärmen des Zapfenſtreichs an beiden Thoren aus unſerer Phantaſiewelt aufgeſchreckt, nach Hauſe gingen, waren wir tief erfüllt vom empfangenen Eindrucke und blieben lange ſtumm und ſtill. Dann löſ'te ſich die Sprache und Ihr begannt, die Rollen zu vertheilen, im Falle das Stück in unſerm Tabernentheater ſolte gegeben werden. Du, mein Lieber, warſt, wie meiſt, ein ſehr ruhiger, nach jeder Perſönlichkeit hin, höchſt wohlwollender Regiſſeur; Franz G. hingegen war ſchon weit ſtrenger und zeigte ſich, vom kleinſten Widerſpruche aufgeregt, ſchon damals als ein rechter Streithahn. Ich ſchwieg; mich hatte das ganze Werk ſo erfaßt, daß mich der Meiſter, bei der Aufführung, auf den unbedeutendſten Platz hätte ſtellen können, er würde doch meine volle Liebe wahrgenommen haben.

Iſt mir's doch, als wären ſeit dieſem Nachmittage nicht ſo viele Jahre, ſondern kaum ſo viele Stunden nur verfloſſen.

Ich habe inzwiſchen alle Männerrollen in „Kabale und Liebe" ſpielen müſſen; aber weder Du, noch G. wart irgendwo dabei! — Wenn wir uns nun auf die beſchriebene Stelle ſetzten, dem Kirchhofe gegenüber, und beſprächen die Vergangenheit! —

Du ſchreibſt mir, ſeit drei Jahren wohneſt Du wieder in Glatz? Wo warſt Du früher? In welcher Verbindung ſtehſt Du mit A? Er ſcheint nicht in den beſten Verhältniſſen zu leben. Sollte er das ver-

*) In Glatz, zu Preuß. Schleſien gehörig.

ſchuldet haben? Seine Neigungen ſchienen ihn frühzeitig einer beſtimmten, nützlichen Thätigkeit zu entführen. —

Das Blatt mit ſeiner Aufſchrift habe ich ohne Verzug durch die Stadtpoſt beſorgen laſſen.

Weißt Du nichts von G.? Dann und wann ſchreiben wir uns; jetzt iſt es wieder längere Zeit unterblieben. Er iſt auf's Neue verheirathet, und Vater. Seine Mußeſtunden füllt er mit Muſik und mit Streitigkeiten über die Breslauer Theaterverhältniſſe. Ich hätte ihn in dieſem Jahre ſehen können; ich erhielt eine Einladung zum Gaſtſpiel; allein, es wurden mir von allen Seiten ſo abſchreckende Schilderungen von den Breslauer Bühnenzuſtänden gemacht, daß ich mich nicht entſchließen konnte, der Einladung zu folgen. Vielleicht geſchieht es im nächſten Jahre.

Ich kann Dir nicht beſchreiben, welchen Drang ich oft nach unſerm Vaterländchen empfinde, nach unſerm traulichen Glatz, oder ſeinen lieben und geliebten Umgebungen. Zu Fuße hin zu eilen, und ganz allein, wäre mir faſt eine größere Luſt, als in Geſellſchaft hin zu fahren; wär' es auch nur die Geſellſchaft eines Kutſchers und ſeiner Pferde. Es giebt Freuden, deren Vollgenuß darin beſteht, daß wir durch keinen Zweiten darin geſtört werden; dahin zähle ich den Wiedereintritt in die Heimath, nach langen, langen Jahren! Der Anblick des Platzes, auf dem unſere Wiege ſtand, auf dem wir zuerſt empfanden, weinten und lachten, — auf den wir zurückkommen mit der Summe, oder der Laſt von Erfahrungen, die wir, fern vom Spielplatze unſerer ſorgloſen Jugend, in der Fremde gemacht: die ſüße und auch bittre Kraft eines ſolchen Anblicks will ohne Zeugen empfunden ſein.

Herumgehen, allein, ganz allein, möchte ich nun als Mann auf allen Wegen, auf denen ſonſt der raſche Knabe lief. Von dieſem Anfang meines Lebens möchte ich ausſchauen bis zum nahen, — nahen Ende!

Ich bin nicht unglücklich geweſen. Mir ward ein freundliches Loos; freundlicher als das von Vielen, die gleiche Anſprüche mit mir zu machen hatten. — Wofür ich Gott recht innig danke, iſt, daß er mir meinen letzten Wohnort im Vaterlande angewieſen hat. Ich war, wo ich

war, gern; lieber aber als irgendwo, bin ich in Berlin; hier bin ich, wohin ich ja von der Wiege aus gehöre, unter Menſchen, die, — wenn auch einander noch ſo fremd, — doch durch ein Gefühl zuſammengehalten werden, und eng verbunden ſind: durch das Gefühl für ihren angeſtammten König und ihr Vaterland! O gewiß, ich werde hier ruhiger ſterben, als ich in Schwaben, Heſſen, Böhmen, oder Steyermark geſtorben wäre. Wohl iſt Gottes Welt überall ſchön; am ſchönſten aber iſt es doch daheim!

Mein Sohn, — Wilhelm heißt er, — iſt tüchtig herangewachſen; er wird von Allen, die ihn ſeh'n, ein hübſcher Burſch genannt. Er iſt größer, als ich, und obwohl ſchlank, doch auch ſehr kräftig gebaut. Er will durchaus auch zum Theater. Zum Glück beſitzt er eine gute Singſtimme, die er nun fleißig ausbildet; dann mag Gott und unermüdliches Streben ihn ſeinem Ziele näher bringen. Ohne Ausdauer läßt ſich nichts Rechtes erreichen!

Meine Frau und Schweſter ſind ziemlich wohl und grüßen Dich und Deine Schweſter tauſendmal. Das Gleiche thun ich und mein Sohn. Der Himmel behüte Dich! Und ſchreibſt Du auch nicht gern, ſo ſchreibe doch; ich will Dir dann die Antwort nicht ſchuldig bleiben. Dein Seydelmann.

Wenn Du mir wieder ſchreibſt, ſo ſage mir doch, welche von unſeren früheren Bekannten und Genoſſen noch oder wieder in Glatz ſind und was ſie machen, wie es ihnen geht?

Ich bitte Dich! Mit Gott!

Wir haben Seydelmann bei ſeinem erſten Engagement in Breslau verlaſſen. Derſelbe war hier mit unermüdlichem Fleiße thätig, manche Hinderniſſe ſeines Organs, namentlich das Anſtoßen mit der Zunge zu überwältigen, welches ihm bei allen Rollen, welche eine gewiſſe Volubilität, oder einen freien Erguß der Rede forderten, ſehr hemmend entgegen trat. Er hatte in dieſer Beziehung manche Unterredungen mit dem Profeſſor Rhode, der dieſe Mängel des Organs ſogar als ſo bedeutend anſah, daß er Seydelmann zum Rücktritt von der Bühne zu bewegen ſuchte. Der junge Künſtler fühlte indeſſen jene äußeren Schranken nur als eine Hemmung, welche der ſchöpferiſchen Kraft, und der unwiderſtehlichen Macht des Geſtaltens wohl eine Zeitlang die volle Freiheit der Bewegung wehren könnte, welche indeſſen tapfern Anſtrengungen weichen müßte. Wirklich hatte Seydelmann ſchon in Breslau die Freude manche jener Schranken fallen zu ſehn, welche Einzelne als unüberwindlich bezeichnet hatten.

Seydelmanns Gage war übrigens in Breslau nur eine ſehr geringe; ſie betrug wöchentlich 10 Thaler. Dies und der natürliche Trieb, ſich ein vielſeitigeres Repertoir zu ſchaffen, beſtimmten unſern Künſtler einer Einladung nach Grätz in Steyermark zu folgen, welche ihm ſein Gönner, der Graf Herberſtein erwirkt hatte. Dort hatten nämlich die Kavaliere, Graf Thurn und Baron Born die Direktion des Landſtändiſchen Theaters übernommen und hofften in ihrem Eifer das goldne Zeitalter der Kunſt wieder heraufbeſchwören zu können. Graf Herberſtein, welcher ſich damals auf ſeinen Gütern in Steyermark befand, rieth Seydelmann das ihm durch ſeine Vermittelung angebotene Engagement anzunehmen, weil die Bühne in Grätz ganz neu beſetzt werden ſolle und der eintretende Schauſpieler keine nachtheilige Gegenwirkung ſeiner

alten, ſchon heimathlich eingeſeſſenen Kunſtgenoſſen befürchten dürfe, alſo eine freiere Bahn für ſeine Entwicklung gewinne. Graf Herberſtein äußert dem jungen Seydelmann daher in einem Briefe vom 3. März 1819 ſeine große Freude darüber, daß derſelbe ſich mit der Theater-Direktion in Grätz geeinigt habe.

Der Künſtler war indeſſen durch die Macht der Liebe dauernd gefeſſelt worden und ſah ſich als Gatte und Vater, ſo glücklich er ſich auch durch dieſe Bande fühlte, in Verhältniſſe verſetzt, welche ihm Verpflichtungen auflegten, deren Ernſt er in vollem Maaße empfand. Die Überſiedelung nach Grätz wurde natürlich dadurch erſchwert. Die ſanguiniſche Hoffnung, mit welcher er den neuen Schritt in den erſten Augenblicken begrüßt hatte, wich, bei Seydelmanns ſchon damals hervortretender Neigung, die Dinge und Verhältniſſe düſter zu ſchauen, bald einer ſehr ernſten Stimmung. Denn in dem Briefe an Graf Herberſtein, worin Seydelmann ſeinem Gönner die Annahme des Engagements definitiv anzeigt ſagt er: „Ob ich mich in meinen Erwartungen von dem neuen Aufenthalt werde getäuſcht haben, muß ich der Zukunft allein zur Beantwortung überlaſſen; indeß befremden ſoll mich das Schlimmſte nicht, weil es von jeher meine Art geweſen iſt, ehe auf etwas Übles gefaßt zu ſein, als mich mit Luftſchlöſſern zu beſchäftigen.“

Als Seydelmann ſeine Verhältniſſe in Breslau löſte, ſtellte ihm die Direktion des Theaters am 22. März 1819, als Beweis der Achtung ein Zeugniß aus, in welchem ſie erklärte, „daß ſich derſelbe während der ganzen Zeit ſeines Engagements, als ein ſittlicher und friedlicher Mann betragen und alle ihm obliegenden Pflichten mit Treue erfüllt habe, ſo wie auch ſein Beſtreben, ſich in der Kunſt zu vervollkommnen gern anerkannt werde.“

Seydelmann gewann in Grätz einen ziemlich bedeutenden Rollenkreis. Sein Eifer und ſeine Luſt wuchſen mit ſeiner Beſchäftigung. Die Kunſtverſtändigern im Publikum erkannten es namentlich an, daß Seydelmann in ſeinen Darſtellungen komiſcher Charaktere die frühere rohe Weiſe der Komiker, ſich in burlesken Sprüngen zu ergehn und die Komik in eine Gliederbeweglichkeit zu ſetzen, durch eine feinere Charakteriſtik zu verdrängen ſtrebte. Die Direktoren der Bühne übertrugen dem

jungen Künſtler, angezogen von dem Kunſtverſtand, den er überall an den Tag legte, die Regie. Namentlich wandte Julius Schneller dem ſtrebſamen Künſtler ſeine Aufmerkſamkeit zu und Seydelmann fühlte ſich dadurch wahrhaft erhoben. Bei dem ſittlichen Ernſt, welchen derſelbe in der Ausübung ſeiner Kunſt bewies, nahm er jeden Tadel, mit dem ſich zugleich die Achtung gegen ſein Streben verband und aus dem die wohlwollende Abſicht des Belehrens ſprach mit Dank auf. Dagegen konnte ihn eine Kritik, oder eine hingeworfene ſarkaſtiſche Bemerkung, der er nur die Stacheln anfühlte, tief verwunden. In dieſem Gefühl richtete er einſt in Grätz an Julius Schneller, auf deſſen Urtheil er dankbar hinhorchte, die folgenden Zeilen, aus welchen eben ſowohl der reizbare und ehrliebende Menſch, als der ſtrebſame Künſtler zu uns ſprechen. Wir laſſen dieſelben hier folgen:*)

„Schelten Sie mich ſchwach, tadeln Sie mich! aber ich kann es nicht verſchweigen, Ihnen nicht verſchweigen, daß es mich tief im Innern verwundet — daß es mich recht bitter gekränkt hat, Ihren letzten Aufſatz im „Aufmerkſamen" ſo geſchloſſen zu ſehn. Wohl verſtehe ich, was Sie ſagten. Vergäß' ich's nur ſchnell! — Eine beiſſendere Kritik über die Darſtellung meines Benefizſtückes können Sie nicht ſchreiben und ſchrieben Sie ein Buch darüber.

Das Beſte habe ich gewollt! Ich will es wahrlich immer! Wenn es mir gelingt, mag das Publikum in's Himmelsnamen richten und mit Strenge, denn ich kenne ihren Nutzen. Aber der Ruf an die im „Fauſt" mitwirkenden Künſtler mit Hinweiſung auf die Ausführung meines Luſtſpiels, iſt ſo voll von Gift, als leer an freundſchaftlichem Ernſte, und weit mehr geeignet, das Vertrauen, das der Getadelte bisher zu Ihnen hegte, zu tödten, als zu erhalten. Ich habe Sie ſo wahrhaft lieb, daß ich mich nicht ſchäme Ihnen zu geſtehn, daß mir Ihre Kränkung — Thränen entlockt hat, Thränen, wie Correggio ſie weint, wie Michel Angelo ihn niederwirft von ſeinen Höhen in das Treiben unberufner Sudler. Mein Wille iſt ſo rein, als der des armen Ma-

*) Ich verdanke dieſen Brief an Julius Schneller der Güte des Herrn Auguſt Gerſtel in Hamburg.

lers. O noch einmal, guter Herr Professor, würdigen Sie mich immer Ihres strengsten Tadels: Sie gewinnen meinen besten, wärmsten Dank, das Publikum und ich die bessere Leistung; was ich aber heute von Ihnen erfahren mußte, habe ich nicht verschuldet. Sie haben mich beschimpft und alle Welt hat es gesehn. Mir gilt die leise Warnung schon genug und fruchtet mehr, als die geballte Faust auf meinem Körper.

Von ganzem Herzen immer Ihr ergebener

Grätz, den 12. December 1819.

Karl Seydelmann.

Dieser Brief, weit entfernt Schneller dem Künstler zu entfremden, brachte denselben dem letzteren nur näher. Auch in späterer Zeit gedachte Seydelmann mit Wärme und Verehrung des Mannes, der ihm in Grätz eine so fördernde Theilnahme bewiesen hatte, wie es denn überhaupt ein sehr früh hervortretender Grundzug in Seydelmanns Charakter war, einmal ihm bewiesenes herzliches Wohlwollen nie wieder der Vergessenheit Preis geben zu können.

Dreiviertel Jahr hatte Seydelmann in Grätz ungetrübt seiner Kunst gelebt, als die vornehmen Wirthe dieses Theaters Bankrott machten; und dem Künstler, welcher auf drei Jahr engagirt worden war, nur die Aussicht auf einen völlig vergeblichen Prozeß eröffneten. Es blieb ihm unter diesen Umständen nur übrig bis zu den nächsten Ostern im Solde der Steyerschen Landstände fortzuspielen. Denn die Letzteren hatten sich einstweilen der verwaisten Bühne ihrer Hauptstadt annehmen müssen. Seydelmann schied zu Ostern 1820 von diesem Theater. Obwohl, unter sehr annehmbaren Bedingungen auf dem Papiere, zu bleiben eingeladen, fürchtete er doch nicht ohne Grund einen wiederholten Noth- und Angstschrei unter der nachfolgenden Direktion, welche, nicht ohne mancherlei Schwierigkeiten, aus einem verzweifelnden Fiacre und einem blödsinnigen Drechslermeister zusammengesetzt worden war. Ein Jahr später erfüllte sich Seydelmanns Ahnung, indem die neuen Direktoren fallirten.

Frau und Kind, wohlversorgt in Grätz zurücklassend, versuchte Seydelmann sein Heil in der Kaiserstadt. Gegen die ersten Unfälle war derselbe durch ein bedeutendes Geschenk der Steyerschen Landstände ge-

ſichert, deren beſonderes Wohlwollen er ſich im letzten Vierteljahre als Schauſpieler und Regiſſeur erworben hatte. Auch mit Empfehlungsbriefen hatten ſie den wanderluſtigen Kunſtjünger verſehn. Aber die Empfehlungen fruchteten nicht und das Geld ſchwand allmälig. Graf Palfy in Wien wartete eben, ob er ſein ausgeſpieltes Theater an der Wien ſelbſt wieder gewinnen würde. Geſchähe dies, dann ſollte es auch Seydelmann wohl gehn. Denn der Graf hatte den Künſtler, in Folge der oben gedachten Empfehlungen vor einem ſehr gewählten Publikum und vier Regiſſeuren des wankenden Theaters zur Probe ſpielen laſſen. Sowohl die vornehmen Herren als die Männer von Fach hatten ſich darauf ſehr günſtig über den Künſtler geäußert. Einige der erſteren verſahen ihn in Folge deſſen mit Empfehlungen an Bekannte und Verwandte in den Hauptſtädten des Kaiſerreichs. Vor allen ſchenkte Graf Pachta dem jungen Künſtler eine warme Theilnahme, und würde demſelben ſogar zum Spiel im Burgtheater die Erlaubniß ausgewirkt haben, wenn Seydelmann den Muth zu dieſem Schritte gehabt hätte. Die Scheu vor den Veteranen der Kunſt und die Vorſtellung, daß ſich auf dieſer Muſterbühne nur Gäſte von bedeutendem Rufe zeigen könnten, beſtimmten Seydelmann auf ein Gaſtſpiel im Burgtheater zu verzichten. Indeſſen wurden die fünf Wiener Kunſttempel eifrig beſucht, aber die hohen Erwartungen, mit welchen der junge Künſtler an die Vorſtellungen herangegangen war, im Ganzen nicht erfüllt. Er begab ſich darauf, im Weſentlichen wenig bereichert durch das, was er geſehn hatte, nach Preßburg. Dort gelang es ihm als Kotzebue's: Graf von Burgund den leicht erregbaren Ungarn außerordentlich zu gefallen und man würde ihn ſogleich engagirt haben, wenn nicht der alte jugendliche Liebhaber dieſer Bühne gedroht hätte, ſeine Frau, die erſte Sängerin, von dannen zu führen, wenn man ihm einen ſo namenloſen Novizen an die Seite ſetzen wollte. Freundliche Wünſche für die Zukunft und ein ſehr mäßiges Honorar für den Burgunder war Alles, was Seydelmann ſein Ausflug nach Preßburg eingetragen hatte. Er wanderte darauf nach Wien zurück und, nachdem er ſich an einigen Darſtellungen der Schröder und des trefflichen Korn und Koch erquickt hatte, ſetzte er ſeinen Wanderſtab nach Brünn. Hier füllte die Anweſenheit des Kaiſers Stadt

und Theater. Für den Augenblick war also auch hier nicht anzukommen; erſt nach beendigtem Jubel ſollte er wieder Nachfrage halten.

Mit erſchöpfter Börſe, aber doch nicht ohne frohen Muth, trat Seydelmann jetzt dem alten Principal des nahen Ollmützer Muſentempels, der über einem Ochſenſtall angebracht worden war, unter die Augen, und ſein munteres Weſen und ſeine anſtändig behängte jugendliche Geſtalt machten auf den bejahrten Herrn einen günſtigen Eindruck. Für 8 Gulden Wiener Währung (ohngefähr 3 Gulden rheiniſch) für die Rolle ward ihm geſtattet ſich dem Publikum als Gaſt zu präſentiren. Seydelmann gefiel, was freilich nicht zu verwundern war, da er unter einer fürchterlichen Umgebung ſpielte. Je mehr ſich die Ollmützer Kunſt-Kollegen durch ſein Glück und beſonders durch ſeinen Eifer für die Sache verletzt fühlten, deſto ſchmuckloſer trat ihre urſprüngliche, rohe Natur gegen denſelben hervor. Er hatte viel zu erdulden und machte hier die erſten gründlichen Erfahrungen im kollegialiſchen Zuſammenleben und Wirken.

Seydelmann hatte indeſſen 13mal für das angegebene Honorar geſpielt. Da alle ſeine Briefe an die vornehmſten Theaterdirektoren Deutſchlands ohne Antwort blieben, Frau und Kind aber nicht länger ohne ihn ſein konnten, ſah er ſich endlich genöthigt eine Anſtellung beim Ollmützer Theater anzunehmen, jedoch mit Vorbehalt einer ſechswöchentlichen Kündigung. Hier lernte Seydelmann nun das Treiben kleiner Bühnen auf das genauſte kennen und ward ganz in die tiefe Miſère dieſer Zuſtände eingeweiht. An Sonntagen wurden die Mitglieder in die nächſten Städtchen und Marktflecken kutſchirt, wo ſie auf Tanzböden, in Wirthsſtuben, auch wohl in Scheunen die Anſprüche eines auserleſenen Publikums befriedigen mußten. Von dem Jammer des Tages abgemattet lagen die Nachfolger des Theſpis in der Nacht friedlich nebeneinander auf Stroh. Als Liebling des Publikums, namentlich im Standquartier Ollmütz, ward Seydelmann die Vergünſtigung bei dieſen Ausflügen im Direktionswagen zu ſitzen, eine Auszeichnung, welche ihn der dadurch mächtig aufgeſtachelte Neid ſeiner Kollegen ſchwer büßen ließ. Einſt war durch ein Mißverſtändniß dieſer Direktionskarren früher aus dem Orte weggefahren, in welchem am verfloſſenen Abend

gespielt worden war, und Seydelmann blieb auf den Gesellschaftswagen angewiesen. Die Kollegen benutzten diesen Umstand sogleich, um den Bevorzugten ihren Unmuth fühlen zu lassen. Sobald dieselben ihre Plätze im Wagen eingenommen hatten und Seydelmann sich eben anschickte an ihrer Seite Platz zu nehmen trieben sie den Kutscher an, eiligst davonzufahren. Kein Rufen ward beachtet. Dabei strömte der Regen und die Wege waren kaum zu betreten. Da stand Seydelmann im leichten Frack, in ziemlich abgesohlten Theaterschuhen, das Herz voll bitteren Jammers, und mußte fast zwei Meilen zu Fuß zurücklegen, denn, um den Wagen noch zu ereilen hatte er sich schon eine gute Strecke von der Stadt entfernt und mochte nicht wieder zurückkehren.

Solche Züge brutaler Gesinnung, verbunden mit dem verächtlichen Treiben seiner Genossen, welche den Fleiß ihres Kollegen als ein elendes Surrogat betrachteten, dessen sie in ihrer Genialität durchaus nicht bedürften, entfremdeten Seydelmann denselben immer mehr und ein bittrer Unmuth reifte in seiner Seele. Immer mehr und mehr in sich zurückgedrängt fand er nur noch Erholung wenn es ihm in emsiger Vorbereitung auf sein Spiel gelang, die Eindrücke der gemeinen Wirklichkeit auf Augenblicke zu vergessen. Diese trüben Erfahrungen und Berührungen mit dem Schlamme des Lebens bildeten in Seydelmann den Hang sich zu isoliren, dem er auch später so sehr nachging, zu einer Gemüthsrichtung aus, der er sich nur mit Mühe und in Folge mächtiger Anregungen entriß.

Obgleich Seydelmanns ökonomische Verhältnisse in Ollmütz bedeutend verbessert worden waren, ihm auch eine fast unumschränkte Wahl der Rollen zustand, so sehnte er sich doch aus Liebe zur Kunst aus diesen Verhältnissen heraus. Die Befriedigung der Eitelkeit, hier in Ollmütz der anerkannt Erste und Begünstigte zu sein konnte gegen das Streben unter Künstlern ein wahrer Künstler zu werden, nicht aushalten. Die Prager Bühne, damals unter Leitung des Herrn von Holbein, stand in dem besten Rufe. Man wußte, daß der Direktor aufstrebenden Talenten, welche es ernst mit der Kunst meinten, gern die Hand bot und daß hier ein sittlicher Eifer für das Zusammenwirken der Kräfte waltete. Seydelmann entschloß sich daher, Herrn von Holbein geradezu um ein Engagement bei der Prager Bühne anzugehn und that dies in so origi-

neller und zugleich die Energie ſeiner Geſinnung verrathender Weiſe, daß dies Schreiben eines noch ganz unberühmten Mannes die Aufmerkſamkeit des Direktors erregen mußte. Wir theilen dieſes körnige Geſuch Seydelmanns an Herrn v. Holbein mit:*)

„Ich ſpiele in einem Fleiſchſcharren, allein ſo viel ich von Ihnen weiß, ſtoßen Sie ſich nicht daran und Talent beſiegt bei Ihnen alle Vorurtheile. Ich glaube, ich habe Talent, allein ich weiß nicht, wo es hinaus will. Ich glaube, Sie würden es bald ſehn und ihm freundlich den Weg zeigen. Engagiren Sie mich, wofür und für was Sie immer wollen. Ich ergebe mich Ihnen unbedingt. Wenn Sie mich nicht ſo ſtellen können, daß ich brauchbar bin, ſo iſt's Nichts mit dem Theater und ich muß einen anderen Weg einſchlagen. Ich habe Bildung, Fleiß und ein dankbares Herz. Wagen Sie es mit mir."

Herr v. Holbein, deſſen Intereſſe durch dieſen Antrag lebhaft für Seydelmann erregt worden war, ſchrieb demſelben daß er ihm zwar keine Ausſicht auf ein beſtimmtes Rollenfach eröffnen könne; aber, wenn derſelbe ſich zur Übernahme jedweder Rolle, auch der kleinſten, welche von ihm gefordert werde, verſtehn wolle, er ihm ein Probeengagement mit monatlich 100 Gulden Wiener Währung anbiete. Zu dieſem Beſcheide hatte indeſſen auch die Empfehlung des jungen Grafen Pachta an Holbein mitgewirkt, auf welche der Letztere ein entſchiedenes Gewicht legte. Seydelmann zögerte nicht ſeine Zuſage zu geben, und am 3. Auguſt 1820 erhielt er die definitive Zuſicherung ſeines Engagements, zugleich mit der Anweiſung eines angemeſſenen Reiſegeldes. Herr v. Holbein ſagte ihm in dem gedachten Schreiben die Vertrauenerweckenden Worte, welche wir als die Grundlage des ſpätern innigen, auf gegenſeitiger Hochachtung und Liebe ruhenden Verhältniſſes zwiſchen den beiden Männern betrachten dürfen: „Ein ſo gebildeter Mann, wie Sie mir ſcheinen, iſt hoffentlich auch von dem eitlen Wahne gewöhnlicher Afterkünſtler frei. Iſt dies der Fall und Ihr Talent entweder jetzt ſchon bedeutend, oder eine höhere Ausbildung verſprechend, ſo finden Sie in mir

*) Ich verdanke dieſe Zeilen, wie die folgenden Mittheilungen über Seydelmanns Verhältniſſe in Prag, wie über ſeine Beziehungen zu Herrn v. Holbein der Güte des Letztern.

den rechten Mann zur Eröffnung einer angemeſſenen Laufbahn. Paart ſich dies Talent mit redlichem Gemüth, ſo werde ich mich auch mit Vergnügen als Ihren Freund bewähren.“*)

Sobald Seydelmann in Ollmütz gekündigt hatte empfand man ſeinen bevorſtehenden Verluſt ſo lebhaft, daß ihm die Abonnenten des dortigen Theaters einen Subſcriptionsbogen zuſchickten, woraus er erſah, wie die Freunde der Bühne zuſammengetreten waren, um ihm einen bedeutenden Gehaltszuſchuß zu ſichern, wenn er bleiben wolle. So lange Seydelmann in ihrer Mitte weilen möchte, ſollte ihm dieſer Ehrenſold allmonatlich zugeſtellt werden. Selbſt die Ausſicht auf die Direktionsſtelle eröffnete ſich ihm. Der Künſtler, obwohl von dieſem Beweiſe der Liebe und Anerkennung lebhaft ergriffen, wies dies ehrenvolle Anerbieten dennoch zurück. Der künſtleriſche Ehrgeiz ſiegte; Seydelmann ging nach Prag.

Die Überſiedelung nach Prag bildet einen weſentlichen Wendepunkt in Seydelmanns künſtleriſcher Entwicklung. Zum erſten Mal nach ſeinen Wanderungen fand der Künſtler, nachdem er durch die vielſeitigſte Beſchäftigung eine große Theater-Routine gewonnen hatte, eine Bahn für die Entfaltung ſeines eigentlichen Talentes. Seine ganze Geiſteseigenthümlichkeit wies ihn auf die eigentliche Charakterdarſtellung. Aus einem gegebenen Keime einen individuellen Menſchen werden zu laſſen, deſſen Lebensäußerungen ſich zu Äſten und Zweigen eines reichbelaubten Baumes ausbreiten, ward jetzt Seydelmanns höchſtes Streben, welches aus der Wurzel ſeines ganzen innern Lebens hervorbrach. In Prag war ihm die Stätte gegönnt dieſer Richtung zum erſten Mal ein freies Genüge zu thun. Die gewöhnliche Technik war als die negative Bedingung zur Ausführung eines Kunſtgebäudes erworben, der Schlamm des Lebens drang nicht mehr zerſtörend in die Thätigkeit ſeines Geſtaltens ein; ja er hatte an dem Vorſtand des Inſtituts ſogar den Mann gefunden, welcher, die tiefe Geiſteseigenthümlichkeit Seydelmanns durchſchauend, ihr die Schranken zur freiſten Bewegung öffnete. So

*) Dieſer, ſo wie mehrere andere Briefe des Herrn v. Holbein an Seydelmann, aus welchen die innige Verehrung des Erſteren für den Künſtler hervorgeht, liegen mir aus dem Nachlaß Seydelmanns vor.

wird Prag recht eigentlich die Wiege der Künſtlerſchaft Seydelmanns, wie ſeines Ruhms. Hier gewinnt daher der Fleiß des Künſtlers erſt ſeinen ſtarken geiſtigen Halt, hier bricht er die erſten reifen Früchte ſeiner tapfern Anſtrengungen, hier lernt er ſeine eigentliche Künſtlernatur ſelbſt durchſchauen. Die Gemüthsruhe, welche Seydelmann in Prag gewonnen hatte, das immer ſteigende Wohlwollen, welches ihm Herr v. Holbein bewies, gaben dem Künſtler die Kraft, ſich auf das gründlichſte in ſeine Aufgaben zu vertiefen; auch das Untergeordnetſte mit dem gewiſſenhafteſten Fleiße zu behandeln und ſelbſt ſehr unbedeutende Rollen mit ſtetem Hinblick auf das Ganze auszuarbeiten. Dadurch gewann der Künſtler eine Concentration ſeiner Kräfte, daß er in jedem Momente über den ganzen Umfang derſelben gebieten lernte. Seine Geiſteseigenthümlichkeit, welche ihn unabläſſig zur Geſtaltung eines ganzen Menſchenlebens hinwies und die Schauſpielkunſt nur in die Darſtellung abgeſchloſſener Charaktere ſetzte, mußte ihn hier, wo ſie ſich zuerſt Bahn brach in eine ganz natürliche Oppoſition gegen alle abſtrakte Idealität, gegen das Pathos der Rhetorik und die Deklamation bringen. Es lag daher in der Natur ſeiner Richtung namentlich der Bildung der Charakter-Maske einen unermüdlichen Fleiß zuzuwenden. Durch ſie wollte er ſogleich auf einen Schlag zur Anſchauung eines Menſchenlebens nöthigen, welches ſich in den Zügen und der ganzen ſinnlichen Erſcheinung zuſammenfaßte. In Prag findet er zuerſt das Geheimniß durch die Charakter-Maske zu wirken und durch ſein Erſcheinen den Zuſchauer ſchon in eine tiefe Spannung zu verſetzen. Selbſt die Nächte werden dazu verwendet, die Züge des Bildes, wie es vor ſeiner Phantaſie ſtand, der natürlichen Phyſignomie einzuprägen und ſie durch die Kunſt des Schminkens zu fixiren. Die liebevolle Gattin ſaß ihm dabei zur Seite und prüfte gemeinſchaftlich mit dem Künſtler ob und wie weit das beabſichtigte Bild gelungen ſei. So ward namentlich die Charakter-Maske Friedrichs des Großen, welchen Seydelmann im Tagsbefehl von Töpfer ſpielen ſollte, eine Rolle, welche ihm Herr v. Holbein mit froher Zuverſicht zugetheilt hatte, die Nacht vor der erſten Aufführung des Stücks ſo lange geformt, bis ſie beiden Gatten völlig genügte.

Indem ſich Seydelmann hier mit der vollen Kraft ſeines Geiſtes

in die Richtung wirft, individuelle Menſchen zu ſchaffen, welche ihre Lebensbewegung aus ſich ſelbſt erzeugen und nicht durch das Sprachrohr des Dichters exiſtiren, legt er natürlich noch alles Gewicht auf die reine Naturwahrheit. Im Streben nach Wahrheit, nach individueller Lebendigkeit waltet indeſſen noch die Naturtreue, gleichſam die nackte, noch nicht im Feuer der Idealität wiedergeborne Wahrheit vor. Selbſt wenn wir nicht durch einzelne Andeutungen und Mittheilungen davon unterrichtet wären, daß in Seydelmanns Darſtellungen aus dieſer Periode, wie ſelbſt noch aus der erſten Zeit ſeines Aufenthalts in Caſſel, die Naturtreue faſt ausſchließlich, mithin auch bisweilen auf Koſten der Idealität zu ihrem Rechte gekommen ſei, ſo würde ſich dies aus der Richtung unſeres Künſtlers mit Nothwendigkeit ergeben. Wer alle Kräfte ſammelt, um wirkliche Menſchen zu ſchaffen, um ein individuelles Leben zu geſtalten, der wird auf den erſten Stadien vor Allem nach der menſchlichen Wahrheit ſeiner Gebilde fragen; die Idealität wird ihm noch die untergeordnete Sorge ſein; er wird überall darauf denken, Etwas zu geben, das ſich in der Wirklichkeit wiederfindet, wozu das Leben ſelbſt den Maaßſtab abgiebt. Der Konflikt mit der Idealität wird aber beſonders da heraustreten, wo der Dichter ſelbſt ſich in die Darſtellung der gemeinen Wirklichkeit verirrt und uns nur die nackte Treue gegeben hat. Hier, wo das Gebot an den Darſteller ergeht, dieſe individuelle und gleichſam impertinente Wahrheit in eine bedeutungsvolle zu verwandeln, wird und muß ſich die ausſchließliche Hingebung des Schauſpielers an die bloße Naturwahrheit vornämlich rächen. Während der Fortſchritt derjenigen Darſteller, welche vorzugsweiſe die Idealität erſtreben, falls ſie ächt künſtleriſche Naturen ſind, darin beſtehn wird, das Unbeſtimmte und zu wenig Individuelle ihrer Geſtalten durch die individuelle Beſtimmtheit zu verdrängen, ſo wird der Fortſchritt der andern, vorzugsweiſe auf die Naturwahrheit dringenden Künſtler in einer Veredlung derſelben, in einer Erhebung zur Idealität beſtehn. Die Erſteren ſtatten allmälig ihre ätheriſchen Menſchen mit der Schwere eines Körpers aus und bannen ſie auf die Erde, ſie ſetzen der Unbeſtimmtheit die Schranke der individuellen Beſtimmtheit und laſſen das himmliſche Feuer ſich

an irdiſchem Stoffe nähren, die Letzteren verklären allmälig die Abbilder der Wirklichkeit zu idealen Geſtalten und drücken den individuellen Zügen den Stempel einer bedeutungsvollen Lebendigkeit auf. Die Erſteren wenden ſich aus der Weite der abſtrakten Idealität der Enge und Abgeſchloſſenheit eines individuellen Lebens zu, ohne dies mit den Verluſt des allgemeinen Gehalts zu erkaufen, die Letzteren weiten die einzelne, abgeſchloſſene individuelle Lebendigkeit zu einem Träger allgemeiner Lebensgeſetze aus, ohne den individuellen Menſchen darüber einzubüßen.

In dieſem aus der Natur der beiden verſchiedenen Richtungen der dramatiſchen Darſtellung abgeleiteten Geſetze liegt auch ſchon angedeutet, daß, da Seydelmann weſentlich nach der Seite der Naturwahrheit gravitirte, ſein Fortſchritt nach der Seite der Idealität und des allgemeinen Gedankengehaltes, mit welchem er ſeine Geſtalten allmälig befruchtete, erfolgen mußte. Wir kehren nach dieſer Digreſſion zum Leben des Künſtlers zurück.

Seydelmann hat es mit einer durch Nichts verminderten Dankbarkeit immer anerkannt, daß Herr v. Holbein ihn mit der unverkennbarſten Theilnahme, in der Entwicklung ſeines Talentes bedeutend gefördert habe. Kurze Zeit, nachdem Seydelmann nach Prag gekommen war, theilte ihm Herr v. Holbein, nach einigen Sondirungen in unbedeutenderen Rollen, den Syrus in den Brüdern des Terenz zu. Seydelmann war über die Bedeutung dieſer Aufgabe überraſcht und verwirrt. Er wähnte im erſten Augenblick, daß er dieſe Rolle nur einem Irrthum verdanke, ging zum Direktor, welcher ihn indeſſen durch näheres Eingehn in dieſen Charakter zu überzeugen ſuchte, daß er denſelben, ſobald er nur wolle, mit Beifall darſtellen werde. Als ſich Seydelmann nun ſelbſt in dieſen kecken, ſinnlichen und durchtriebenen Sklaven, einen der Typen der neuen nach Rom überſiedelten Komödie, vertieft hatte, kehrte er, freudig bewegt, zu Herrn v. Holbein zurück und erklärte ihm, er hoffe die Aufgabe löſen zu können. Die Aufführung bewährte den Blick des Direktors. Seydelmann hatte ſeinen eigentlichen Beruf zur Charakterdarſtellung erkannt, einen feſten Standpunkt gewonnen, und concentrirte von nun an ſeine ganze Thä-

tigkeit dahin, ſich einen weiten Kreis der mannigfaltigſten Charakterrollen zu ſchaffen. Der Künſtler machte, nach Herrn v. Holbeins ausdrücklicher Verſicherung, in der kürzeſten Zeit unglaublich ſchnelle Fortſchritte und ward eine Zierde der Prager Bühne. Der Direktor hatte ſelbſt die eigenſinnigſten Zweifler an Seydelmanns ächtem Künſtlerberuf bekehrt, und die anfangs von manchen Seiten gegen den Erſteren lautgewordenen Anklagen partheiiſcher Begünſtigung des Künſtlers verſtummten vor der überzeugenden Kraft ſeiner Erfolge. So ſehr auch das künſtleriſche Selbſtgefühl Seydelmanns durch ſeine Siege über die Maſſen erſtarken mußte, ſo gewann er es doch nicht über ſich, eine Erhöhung des Gehalts zu fordern. Indeſſen erkannte Herr v. Holbein die Berechtigung eines ſolchen Anſpruchs freiwillig an, erhöhte die Gage aus eignem Antriebe, zuerſt um 600 Gulden, und fügte derſelben ſpäter noch eine ähnliche Gehaltsverbeſſerung hinzu, ſo daß Seydelmann ſtatt der urſprünglichen 1200 Gulden 2800 Gulden hatte, nebſt einem Beneſiz, welches ihm mit 500 Gulden garantirt ward. Herr v. Holbein würdigte die Zurückhaltung Seydelmanns, in dieſem Punkte, wie ſie es verdiente, indem er dem Künſtler die Gehaltszulage jedes Mal mit den Worten Göthe's ankündigte: „Die ſtillen Gläubiger ſind es, die am dringendſten mahnen.“

Die großen Anſtrengungen, welche ſich Seydelmann in Prag, bei einer nur ſchwachen Körperkonſtitution, aus künſtleriſchem Ehrgeiz zumuthete, regten ſeine Nerven ſehr auf. Ja, er litt damals nicht ſelten an Krämpfen im Unterleibe, welche die Gattin oft in die lebhafteſte Angſt verſetzten. Man brachte ihn ſogar einmal von der Probe ohnmächtig nach Hauſe. Die über ſeinen Zuſtand zu Rathe gezogenen Ärzte hielten einen Beſuch von Teplitz und Carlsbad für dringend nothwendig. Seydelmann ging darauf nach Teplitz, folgte indeſſen, nachdem er daſelbſt drei Wochen die Kur gebraucht hatte, der dringenden Aufforderung des dortigen Theater-Direktors Moſcheck zum Spiel. Vergeblich that die Gattin Einſpruch. Der König von Preußen wurde nämlich mit einem der Prinzen erwartet und Moſcheck verſprach ſich Alles von Seydelmanns Auftreten, namentlich im Tags- und Herzogs-Befehl. Der Künſtler ſpielte ſechs Mal mit dem größten Er-

folge; aber die Teplitzer Kur war nicht beendet worden, und Carlsbad konnte gar nicht mehr besucht werden, da er nach Prag zurückkehren mußte. Er betrat die Prager Bühne mit erhöhtem Selbstbewußtsein und mit immer wachsender Liebe gegen Herrn v. Holbein, welcher dem Künstler bei dieser Reise bereitwillig in Allem Vorschub geleistet hatte und sein inniges Wohlwollen für denselben immer entschiedener bethätigte.

Seydelmann, dessen Ruf als Charakterdarsteller schon von Prag aus sich auszubreiten anfing, hatte indessen aus Cassel ein Anerbieten erhalten, welches ihm die Aussicht auf eine lebenslängliche Versorgung bot. Der Theater-Prinzipal aus Cassel, Feige, hatte nämlich bei seiner Anwesenheit in Prag, Seydelmann gesehn und den Wunsch, denselben für Cassel zu gewinnen sehr lebhaft gegen den Künstler ausgesprochen. Der Gedanke, durch ein lebenslängliches Engagement sich und vielleicht auch Frau und Kind sicher stellen zu können, reizte Seydelmann; gleichwohl konnte er es nicht über sich gewinnen, Herrn v. Holbein die ihm gemachten vortheilhaften Vorschläge mitzutheilen, weil er es undankbar fand, dies Verhältniß zu lösen, nachdem er in Prag zu einer künstlerischen Bedeutung gekommen und dem Institut, wie dem Direktor so nützlich geworden war. Herr v. Holbein aber, als er das dem Künstler von Cassel aus gemachte Anerbieten erfahren hatte, hielt es für selbstsüchtig, wenn er seinen Vortheil mehr als das Glück des ihm schon so werth gewordenen Mannes berücksichtigen wollte. Er bestimmte daher erst Seydelmann zur Annahme des Engagements in Cassel und beseitigte jeden Scrupel desselben, als ob die Lösung seines Verhältnisses in Prag mit den Pflichten der Pietät gegen ihn stritte.

Die Beziehungen Seydelmanns zu Herrn v. Holbein machten daher die Trennung nur noch inniger. Es liegen uns eine Menge Schreiben des Letzteren an den Künstler vor, aus welchen ein eben so tiefer Antheil an Seydelmanns Wohlergehn, als der freudige Ausdruck der Bewunderung für das Talent desselben zu uns sprechen; wie umgekehrt Seydelmann mündlich und schriftlich es nicht genugsam wiederholen konnte, daß Herr v. Holbein ihm die eigentliche Künstlerlaufbahn

eröffnet habe. Als endlich nach manchem, immer wieder vereiteltem Streben beider Theile, ſich wieder im Leben zu begrüßen, Seydelmann im Jahre 1835 auf ſeiner Rückkehr nach Stuttgart einige Mal in Hannover, wo damals Herr v. Holbein Direktor war, mit glänzendem Erfolge gaſtirte, konnte er es ſich, als er hervorgerufen wurde, nicht verſagen, öffentlich auszuſprechen, daß dieſe Anerkennung ihn doppelt beglücke, da ihm dieſelbe unter den Augen des Mannes zu Theil werde, dem er die Eröffnung ſeiner künſtleriſchen Laufbahn verdanke. Leider vereitelten die Verhältniſſe ein zweites derartiges Zuſammentreffen beider Männer. Dem mehrfach gegen Seydelmann wiederholten freudigen Bekenntniß Holbeins daß „ein Mann von ſo viel Geiſt, Talent, Kopf und Herz ihm unendlich theuer ſei" antwortete der Künſtler durch den Ausdruck einer unwandelbaren Pietät.

Seydelmann ging, zwar zunächſt nur auf Zeit angeſtellt, jedoch mit der ihm eröffneten Ausſicht auf ein lebenslängliches Engagement nach Caſſel. Wir finden in ſeinem Nachlaß über ſeinen Aufenthalt daſelbſt die Bemerkung: In Caſſel ging es dem Schauſpieler Seydelmann ausnehmend gut, der Menſch gefiel ſich gleich von Anfang nicht." Fürſt und Publikum zeichneten ihn nämlich bald ungewöhnlich aus; er erhielt ſowohl von Seiten des Kurfürſten, als ſeiner ſeparat wohnenden Gemahlin ehrende Beweiſe des Wohlwollens. Indeſſen hatten widrige Umſtände den Künſtler ſchon vor ſeiner Anſtellung in Caſſel genöthigt, manche Schulden zu machen, deren Abtragung ihm noch immer nicht möglich geworden war. Vermehrte Ausgaben waren dazu gekommen, eine koſtſpielige Badekur hatte die Schuldenlaſt noch um mehrere hundert Thaler vermehrt. Seydelmann war daher genöthigt, um nur ſeinen Verpflichtungen nachzukommen, ſich manchen Entbehrungen zu unterziehen. Er beantragte daher, mit Berufung auf ſeine Lage, eine Gehaltserhöhung und wies ſowohl auf den Beifall, den er ſich erworben als auf ſein umfaſſendes Repertoir hin. Er drang in aller Ehrerbietung auf ein lebenslängliches Engagement, welches ihm zugleich die Beruhigung gewährte, nach ſeinem Tode Frau und Kind vor Noth geſchützt zu wiſſen. Der Gedanke ſeinen Pflichten als Gatte und Vater in dieſer Beziehung Genüge zu leiſten,

beſtimmte ihn daher für den Fall, daß man ſeiner Wittwe eine lebenslängliche Penſion von 300 Thlr. zuſicherte, ſowohl einen geringeren Gehalt, als auch eine geringere Penſion für ſich zu beantragen. Obgleich ihm indeſſen Graf Palfy, welcher das Theater an der Wien wieder gewonnen hatte, ein äußerſt vortheilhaftes Anerbieten machte, ſo zog er doch die lebenslängliche Anſtellung mit der Penſion für ſich und ſeine Gattin, welche ihm in Caſſel bewilligt worden war, jener für den Augenblick glänzenderen Stellung in Wien vor.

Der Geſundheitszuſtand Seydelmanns verſchlimmerte ſich in Caſſel auf eine beunruhigende Weiſe. Ein ſehr beängſtigender Bluthuſten quälte ihn, zu dem ſich Athmungsbeſchwerden geſellten. Seine Stimmung ward ſehr düſter, er verſank auf Zeiten in eine tiefe Schwermuth. Sein Arzt ſandte ihn darauf nach Ems. Die dort gebrauchte Kur ſchien für den Augenblick dem Übel abgeholfen zu haben; aber das Bad hatte nur momentane Abhülfe gebracht und ward, während des Aufenthalts in Caſſel viermal von ihm beſucht, ohne eine rädikale Heilung zu bewirken. Die Aufregung, in welche Seydelmann die Ausübung ſeiner Kunſt verſetzte und der eiſerne Fleiß, welchen er den Vorarbeiten zu ſeinen Darſtellungen unabläſſig zuwandte, griffen immer wieder die durch den Aufenthalt in Ems einigermaßen wiederhergeſtellte Geſundheit an. Dabei hauſte ſich Seydelmann immer mehr in ſich ein, er floh die Geſellſchaft und ſah es ſehr ungern, wenn man ihn auf irgend eine Weiſe zu einem Verkehr nöthigte, der nicht ganz aus ſeinem innerſten Bedürfniß hervorgegangen war. Auf einer dieſer Badereiſen lernte er Pius Alexander Wolff kennen, welchen er höchlich verehrte, weil er in ihm ein ſeltenes Gleichgewicht von Talent und Bildung, von urſprünglicher Kraft und durch Fleiß erworbener Künſtlerſchaft erkannte. In dieſem Sinne werden wir Seydelmann in einem weiter unten mitzutheilenden Briefe die Verehrung für ſeinen Kunſtgenoſſen ausſprechen hören.

Von Caſſel aus fing ſchon Seydelmanns Ruf an, ſich in Deutſchland mehr auszubreiten. Er gaſtirte in Elberfeld, Düſſeldorf und Hamburg, überall mit dem ausgezeichnetſten Erfolge. Die Naturwahrheit und Kraft der Individualiſirung gewannen ſeinem Spiel eine um ſo

freudigere Zuſtimmung, je mehr dieſe Richtung von der deutſchen Bühne verdrängt und einer abſtrakten Idealität, einem rhetoriſirenden Pathos gewichen war. Daß in Seydelmanns Darſtellungen damals noch, wie in Prag, das ganze Gewicht auf der Wahrheit und Treue der Natur ruhte, beſtätigt uns übrigens unter Anderm eine ſcharfe und ſcharfſinnige Kritik über ſein Gaſtſpiel in Hamburg. Die Beurtheilung kann ſich die große Bedeutung Seydelmanns nicht verhehlen, was ſie ſchon dadurch bekundet, daß ſie an ihn den Maaßſtab des großen Schröder legt; aber ſie hebt zugleich auch ſehr entſchieden das Vorwalten einer nackten Naturwahrheit heraus. Wir theilen zur Beſtätigung des Geſagten einige Stellen der gedachten Kritik mit, da dieſelbe zugleich mit dem zuſammentrifft, was wir oben aus der Richtung Seydelmanns principiell abgeleitet haben. Dieſelbe iſt aus dem Jahre 1826 und beſpricht die Gaſtrollen Seydelmanns, ſehr in das Detail eingehend und mit ſteter Rückſicht auf Schröder. Sie hebt namentlich an dem Letzteren hervor, daß derſelbe auch Geſtalten aus dem bürgerlichen Leben, wie z. B. dem alten Dominique im Eſſighändler ächte Poeſie einzuhauchen gewußt habe, und fährt dann fort: „Seydelmann iſt noch nicht dahin gelangt, die edleren Geſtaltungen zu lieben. Er iſt ein talentvoller, genialer Darſteller, zieht es aber noch vor, auf dem kürzeſten Wege zum Ziele zu gelangen. Coſtüme und Benehmen, Haltung und Sprache waren mehr nach dem Leben, als die Kunſt ertragen kann; an Veredlung des Bildes war nirgends zu denken, ſondern nur auf proſaiſche Ähnlichkeit war es abgeſehn.“ In ähnlichem Sinne heißt es von ſeiner Darſtellung des Oſſip in Iſidor und Olga: „Die ganze Darſtellung war mit der größten Beſtimmtheit nach genauem Maaße angelegt und in der Ausführung zeigt ſich ein Muth, ich möchte faſt ſagen, eine Keckheit, die ſchon einen hohen Grad von innerer Überzeugung und eine wahrhaft genial Richtung des Geiſtes vorausſetzt. Trotz aller dieſer Vorzüge war jedoch das Ganze mehr Portrait, als Charaktergemälde, und in dem kunſtvollen Ausmalen dieſes Portraits gab Herr Seydelmann einigermaßen Erſatz für Manches von ihm Unbeachtete, das der Dichter zur Begründung einer tieferen Charakteriſtik angedeutet.“

Seydelmanns Leben in Caſſel ward indeſſen durch das Zuſammentreffen körperlicher Leiden, von denen das Bad Ems immer nur momentan befreite, mit ſeinen bedrängten ökonomiſchen Verhältniſſen immer freudloſer. Die Verſtimmung drängte ihn immer tiefer in ſich zurück; die Beziehungen zur Direktion der Bühne umdüſterten ſich täglich mehr; eines belebenden, Gemüth und Verſtand feſſelnden Umgangs, der ihn mit dem Leben hätte verſöhnen können, entbehrte er gänzlich. Nur der einzige Spohr ward von ihm, als eine auserwählte, hochbegabte, tiefe Natur verehrt und dieſe Neigung auch von dem Komponiſten warm erwiedert, welcher unſerem Künſtler zum Zeichen ſeiner Hochachtung einige ſeiner Kompoſitionen, mit herzlichen Worten begleitet, zuſandte. Aber dieſe einzige erquickliche Beziehung zu einem ächten Künſtler konnte für die übrige Dürre des Lebensverkehrs doch nicht entſchädigen, da beider Gebiete zu geſondert von einander lagen.

Die ökonomiſche Lage Seydelmanns drohte indeſſen immer tiefer zerſtört zu werden. Nicht ohne innern Kampf entſchloß ſich derſelbe, um einen Gehaltsvorſchuß zu bitten (am 13. April 1828.) Das erſte Entlaſſungsgeſuch, (vom 20. Februar 1828) welches Seydelmann früher eingereicht, war nicht nur ſehr entſchieden abgelehnt worden, ſondern hatte ihm auch die Ungnade des Kurfürſten zugezogen. Seine Stellung hatte ſich dadurch weſentlich verſchlimmert. Als nun ſeinem dringenden Geſuch um einen Gehaltsvorſchuß ebenfalls eine abſchlägliche Antwort folgte, griff eine tiefe Erbitterung gegen ſeine dortige Stellung in ſeinem Gemüthe Platz, welche ſich zunächſt gegen Denjenigen kehrte, den Seydelmann als Urheber einer Zurückweiſung anſehn mußte, welche ihn nicht nur einer zerrütteten Lage hoffnungslos Preis gab, ſondern auch eine nicht zu verſchmerzende Demüthigung für ihn einſchloß.

Schon früher hatte Seydelmann, in Folge ſeines Gaſtſpiels in Hamburg, mit der Direktion dieſes Theaters eine Engagements-Korreſpondenz angeknüpft, welche auch bis zum Abſchluß des Kontraktes gediehen war. Hier ſprach der Künſtler offen und unumwunden das ganze Mißbehagen, in welches ihn die Verhältniſſe in Caſſel verſetzten, aus. Die an den damaligen Direktor des Hamburger Theaters Lebrün

gerichteten Zeilen geben ein treues und lebendiges Bild des verzehrenden Unmuths, der in Seydelmann über ſeine ganze künſtleriſche Stellung gereift war. Er ſagt in dieſem charakteriſtiſchen Schreiben: „Es iſt Ihnen alſo Ernſt, mich für Ihre Bühne zu „gewinnen“? So ſage ich Ihnen denn, daß es auch mein völliger Ernſt iſt, Caſſel zu verlaſſen, und daß ich von allen Orten, mit denen ſich eine Verbindung würde anknüpfen laſſen, Hamburg zuerſt anſpreche. Ich weiß wohl, daß auch da der Unannehmlichkeiten mancherlei mich treffen können, allein wo nicht? Wenn man nun gegen dergleichen gerüſtet ſein muß, überall, ſo fragt's ſich's, wo giebt es auch Freude neben Leid? In Caſſel? Nein. In Hamburg? Ja! Drum will ich auch nicht länger zögern; ich fühle es zu zu lebhaft, daß ich es einſt bereuen würde, wenn ich länger bliebe! Von allem Anfang meines Hierſeins habe ich empfunden, daß in Caſſel der Schauſpieler ſeine Heimath nicht finden könne; und jedes kommende Jahr hat meine traurige Ahnung beſtätigt. Hätte ſich mein Verhältniß von der Bühne herab zum Publicum nicht gleich ſo freundlich geſtaltet, wäre es nicht fortdauernd daſſelbe geblieben, hätte ſich vor Ablauf meines Contraktes nicht die lebenslängliche Anſtellung ergeben; wie lange wäre ich ſchon fort! Was könnte auch den Schauſpieler, der es mit Leib und Seele iſt, hier feſſeln! Der innige Antheil etwa, den man an der Kunſt nimmt? O nein! Nicht allein Schauſpieler, auch Maler, Muſiker und Bildhauer, die ihr Geſchick hierher verſchlug, Alle fühlen ſich entmuthigt, entkräftet auf dieſem unfruchtbaren Boden. Neubegier und Nichts als Neubegier iſt es, welche hier die Verbindung zwiſchen Publicum und Künſtler knüpft. Gaffen, Hören, Stoff zu Klatſchereien will man, ſonſt auch Nichts, gar Nichts! Sonſt iſt ihnen Kunſt ein hohler Name, und die Künſtler ſind ein müßiges fatales Volk, das frevelhafter Weiſe Geld wie Heu kriegt. Perſonen, die nicht gradezu dieſe barbariſche Geſinnung äußern, giebt es freilich da, wie dort verſteckt in einer Hinterſtube, aber nur der Zufall macht bekannt mit ihnen, und die Angſt, mit der ſie ſich dem Künſtler gegenüber zeigen flößt Erbarmen ein. Einzelne, mit denen umzugehen Freude und Belehrung ſchafft, führen Eine Klage mit den Künſtlern, theilen ihren Mißmuth,

aber leiſe — leiſe; denn erführ' es der Vandalenhaufe, dann wackelte die Exiſtenz der Armen und das Brod der Kinder würde knapp. Der Hof nun? lebt getrennt. Der Fürſt iſt gut; die Fürſtin auch; doch fürcht' ich faſt, es reicht nicht völlig hin, Ihm nur und ſeinem Volke zu gefallen. — Leider bedarf es hier noch ganz anderer Talente, als derer, welche den Künſtler machen! Und beſitzt man dieſe nicht, was nützen dann die letztern? — Wem das heilige Gefühl für Kunſt in voller Reinheit aufgegangen, kann der etwas anderes ſein, als offen, edel, ſtolz! und ſolche Eigenſchaften brechen hier wohl eher das Genick, als ſie es aufrecht halten. Wenn ich nun in ſolchen Geſinnungen lebe, bei aller Kenntniß ihrer Gefährlichkeit auf dem Platze, wo ich ſtehe, wenn ich Ihnen durchaus kein hypochondriſch Bild von unſerem Publicum entwarf, wenn ich es immer klarer einſehe, daß ich fort muß aus dieſer Unheimlichkeit der Umgebungen, wo nichts, als ſeine Pflicht zu thun Verderben bringend wirken kann — werden Sie dann noch im mindeſten zweifeln mögen, daß es mir der allervollkommenſte Ernſt ſei fortzugehn?"

Man erſieht aus dieſem Erguß, in welchem Zwieſpalt mit der ganzen ihn umgebenden Wirklichkeit in Caſſel ſich Seydelmann befand. Und doch war er damals noch nicht durch die Ablehnung ſeines Geſuchs um Gehaltsvorſchuß verwundet worden. Die Stimmung Seydelmanns gränzt an Verzweiflung, mit der ſich der Ingrimm vermiſcht, an eine ſolche Stellung gebunden zu ſein. Er bat wiederholentlich um ſeine Entlaſſung und ſprach es unumwunden aus, daß von ihrer Verweigerung ſein Unglück abhänge. Vergebens! Er erſchien ſich wie ein zu lebenslänglicher Gefangenſchaft Verurtheilter, der die Thüren ſeines Kerkers zu ſprengen das Recht habe. Ein ſolcher Bruch mit denjenigen, an welche er durch ſeine amtliche Stellung gebunden war, konnte auch durch eine endlich dargebotene Hülfe zur Wiederherſtellung ſeiner finanziellen Verhältniſſe nicht geheilt werden. Die erſte Kränkung hatte zu ſehr nachgewuchert, als daß der Künſtler in dem ſpätern Anerbieten etwas anders, als eine zufällige Laune erblicken konnte. Auf der andern Seite hatte ſich in Caſſel nichts geändert, wodurch der Muth des Ausharrens wäre erzeugt worden. Seydelmann ergriff alſo die aus Darm-

ſtadt ihm im Juni 1828 gewordene Aufforderung zu einem Gaſtſpiel um ſo eifriger, als man dieſelbe mit dem Bemerken begleitet hatte, daß man ſein Engagement dort dringend wünſche. Die ſchon bis zum Abſchluß gediehenen Beziehungen zur Hamburger Bühne löſte Seydelmann auf, weil ſein Arzt ihm das Klima dort als unverträglich mit ſeiner Geſundheit geſchildert hatte und er, bei dem ziemlich unvortheilhaft gebauten Schauſpielhauſe durch eine dauernde Beſchäftigung daſelbſt auch für ſeine nicht ſtarke Stimme großen Nachtheil befürchtete. Die große Unzufriedenheit, welche ſich über dieſen Entſchluß anfänglich bei der Hamburger Direktion ausſprach, ward ſpäter, als Seydelmann ſich erbot, durch Gaſtrollen, welche man von dort aus beliebig beſtimmen ſollte, für die eingegangene Verpflichtung zu entſchädigen, völlig beſchwichtigt.

Seydelmann folgte dem Ruf zu Gaſtrollen nach Darmſtadt; dort erkrankt bat er um Verlängerung des Urlaubs, um ſein Gaſtſpiel daſelbſt vollenden zu können. Man gewährte ihm dieſelbe. Der Künſtler war indeſſen feſt entſchloſſen für jetzt noch nach Caſſel zurückzukehren, um ſein Geſuch um Entlaſſung zu erneuern. Für den Fall einer wiederholten Zurückweiſung war er gewillt, ſelbſt ſeine Feſſeln zu zerreißen. Frau und Kind hatte er nach Caſſel vorausgeſchickt. Die erſtere zeigte an, daß Seydelmann bald nachfolgen werde und erbat ſich den fälligen Gehalt des Mannes, der ihr verweigert wurde, und zwar nur darum, weil man vermuthete, Seydelmann werde nicht zurückkehren. Derſelbe, durch dieſe neue Verletzung aufs höchſte aufgebracht, läßt darauf ſeine Frau nach Gieſſen kommen, holt ſie von dort mit Extrapoſt ab und nimmt das ihm angebotene Engagement in Darmſtadt auf Lebenszeit, unter gleichen Bedingungen wie in Caſſel, an. Die Zerwürfniſſe mit der Direktion in Caſſel waren, ſeitdem ſie einen ſo bittern, gehäſſigen Charakter angenommen, auch vor das Forum der Öffentlichkeit gekommen. In dem Journal: Didaskalia war ein ſehr heftiger Angriff gegen Seydelmann von Seiten der Direktion des Caſſeler Hoftheaters erſchienen, darauf berechnet, ihn in der öffentlichen Achtung herabzuſetzen. Seydelmann antwortete durch eine einfache Darſtellung des Sachverhältniſſes und weihte das Publikum in den ganzen Gang

des Zerwürfniſſes offen ein. Die Entgegnung hat zum Theil den Charakter großer Unbefangenheit und Naivität, welche ſich, im Gefühl von den giftigen Pfeilen des Gegners nicht erreicht werden zu können, in der Gewißheit an die öffentliche Meinung wendet, vor ihr völlig gerechtfertigt zu erſcheinen. „Ich könnte, ſagt Seydelmann unter Anderm, unbehindert jetzt den Cicerone machen und den Leſer in die düſtern Gänge meines damaligen Familienjammers einführen. Wird ihn das ergötzen? Schwerlich! Ehr wird er fragen, ob ich keine Hülfe fand? — Hinc illae lacrimae! Ob ich darum gebeten? — Das weiß Gott! — „Und keine Rettung"? — Keine! Wie machteſt Du's wohl lieber Leſer, wenn Du krank wärſt bis zum Sterben, und Dein Arzt, mit dem Du lebenslängliche Verbindung abgeſchloſſen, verſagte Dir die Hülfe? Schickteſt Du zu einem andern? — Sehr wahrſcheinlich. — Aber der Contrakt! — Ei richtig, der Contrakt! — Du würdeſt alſo lieber ſterben? — So zahm war ich nun nicht. Die Luſt zum Leben überwog die Furcht vor meinem Doktor und der ganzen Fakultät. Es fiel mir ein, daß rings um Caſſel auch noch Leute wohnen. — Klopfe an und es wird dir aufgethan! — Und ſo geſchah's? — Bald gab's der helfenden Arzenei die Hülle und die Fülle! Ja ſelbſt mein Caſſeler Doktor reichte mir nunmehr den offenen Pillenkaſten. Jetzt war es ihm genehm, daß ich geſunden ſollte. Jetzt? Warum denn früher nicht? „Da liegt's!" — Und nun iſt mein Doktor Präſident der Fakultät geworden, welche mich in contumaciam verdammen ſoll. Kläger alſo und auch Richter! — Da ich aber „ſeinen böſen Sinn erkannt", ſo lehnt' ich nunmehr ſeine Hülfe ab und bat um nichts, als um Entlaſſung! Fort und fort! — Durften Sie auch um Entlaſſung bitten? — O gewiß; ich war ja kein Leibeigner — Und man gab ſie Ihnen? — Nein. So oft ich bat, ſo oft ward's abgeſchlagen. — Seltſam! Erſt keine Hülfe und nun keinen Abſchied. — Man hatte Sie doch gern? — Die liebſten Kinder züchtigt man am ſtrengſten!" Hierauf folgt nun die nackte Darſtellung der Überſiedelung nach Darmſtadt, wie wir dieſelbe oben bereits berichtet haben.

Seydelmann ſchon bei ſeinem Gaſtſpiel in Darmſtadt durch den

Großherzog ſehr ausgezeichnet, glaubte dort dem recitirenden Schauſpiel ein bedeutendes Terrain erobern zu können. Er betrat dies neue Stadium ſeines Lebens offenbar mit zu kühnen Hoffnungen, für die Erhebung der Schauſpielkunſt dort Bedeutendes wirken zu können. Es iſt ein Grundzug in dem Leben unſeres Künſtlers, welcher mit der Stellung des Theaters und der Schauſpielkunſt zum Leben auf das engſte zuſammenhängt, daß er, wenn auch niedergebeugt durch trübe Erfahrungen, von den profanen Naturen in ſeinem tiefſten Lebenskerne verletzt, dennoch immer wieder aus dem Schacht ſeines Innern das Gold der Begeiſterung an das Licht bringt, um damit für die ganze Stellung ſeiner Kunſt wohlthätig umgeſtaltend wirken zu können. Nur wird er dann immer aufs neue inne, daß die Schätze, welche er auslegt, ihm wohl perſönlich nach ihrem vollen Werthe angerechnet werden, daß dieſelben aber doch nicht vermögen der Schauſpielkunſt ſelbſt eine Stätte zu gewinnen, auf welcher ſie ein neues Gebäude von Grund aus aufführen könne. Daher bricht der Zwieſpalt Seydelmanns mit den wirklichen Verhältniſſen immer in neuen Formen, bald mehr, bald weniger herb, hervor, weil er immer wieder der ſchmerzlichen Täuſchung unterliegt, für das Ganze reformirend wirken, Kunſtgenoſſen und Direktionen zu ſittlichem Ernſt und zu gemeinſamer Begeiſterung fortreißen zu können, während er, durch die Stöße der gemeinen Wirklichkeit aus ſeinen ſchönen Träumen aufgeſchreckt die weite Kluft wahrnimmt, welche ihn von den herrſchenden Geſinnungen der Meiſten ſeiner Genoſſen, der Vorſtände der Bühnen, wie der hohen Gönner derſelben trennt. Nur in der Iſolirung oder in der vorſichtigſten Berührung mit den Menſchen findet er dann eine Schutzwehr, welche ihn gegen neue Enttäuſchungen wahren ſoll. Seydelmanns immer tiefer in ſein Gemüth dringendes Mißtrauen, ſeine Scheu vor neuen Verhältniſſen hat ſeinen letzten und tiefſten Grund in der Erfahrung, welche er über die Würdigung ſeiner Kunſt zum Leben immer wieder machte, wodurch ſich plötzlich oft das warme Vertrauen und die Freude, einen Gleichgeſinnten gefunden zu haben in abſtoßende Kälte, in ſchneidende Bitterkeit verwandelte. Seydelmann ſtreckte ſeine Fühlhörner daher immer vorſichtiger heraus, taſtete immer leiſer umher, um ſich vor einer widerwärtigen Berührung zu verwahren. Der Künſt-

ler witterte, denn dazu waren ſeine geiſtigen Nerven auf das höchſte gereizt, den verborgenſten Gegenſatz in Betreff ſeiner höchſten Lebensintereſſen aus allen Verſicherungen der Gönnerſchaft, und des warmen Intereſſes für die Bühne heraus. Dann grub er einer ſo herausgefühlten Differenz nach, ſie vereinbarte ſich in ſeiner Phantaſie leicht zur Annahme einer profanen Geſinnung in Betreff ſeiner Kunſt. Nun erſchien er ſich thöricht, daß er von neuem einen Halt gefunden zu haben glaubte; das Mißtrauen ſteigerte ſich zu einer entſchiedenen Abneigung, in welcher er auch ſelbſt unbefangenen Äußerungen und Handlungen einen feindſeligen Charakter unterlegte. Seydelmanns erhabene Anſprüche an das Theater, an die Schauſpielkunſt und an ihre ſittliche Bedeutung für das Leben und der Zuſtand der Wirklichkeit, der die erſtern immer Lügen ſtrafte, waren die letzte Quelle aller ſeiner Verſtimmung, ſeiner Täuſchungen, ſeines Mißtrauens, ſeiner Bitterkeit, ohne daß er ſich ſelbſt dieſen tiefſten Grund ſeiner ganzen Lebensbewegung zum Bewußtſein gebracht hat. Wie viel auch körperliches Leiden mitgewirkt haben mag, ſo liegt doch die letzte Wurzel ſeines Leidens in dem Gedanken, den wir zu entwickeln verſucht haben. Es giebt nichts Seichteres, als tiefgreifende Verſtimmungen bedeutender Naturen für nichts als Hypochondrie auszugeben und dafür etwa nur den Unterleib, oder die Leber verantwortlich zu machen.

Wir glauben das Geſagte am ſchlagendſten durch die Mittheilung eines Briefes Seydelmanns aus der erſten Zeit ſeines Aufenthalts in Stuttgart, anſchaulich machen zu können. Wie durchziehn hier Schmerz und Luſt die Bruſt des Künſtlers und wie bricht aus einer tiefen Schwermuth doch wieder die Begeiſterung erwärmend hervor! Dieſer Erguß iſt an den jetzt ſchon verſtorbenen Schauſpieler Cornelius gerichtet, der damals Seydelmann nahe ſtand und in dem er eine beſondere Sympathie für ſeine Künſtler Leiden und Freuden zu finden glaubte.

Stuttgart, am 1. Februar 1830.

Mein lieber Cornelius!*)

Was macht der talentvolle Döring? Soll ſich hübſch mit einem zweckgemäßen Studium verheirathen, damit es kunſtgeſunde Kinder giebt. Hat er doch einen Direktor wie Haake, einen Collegen und Freund an Ihnen, und — o freundliches, ſeltenes Dreiblatt! — einen Mann wie Köchy um ſich! Solcher Geſchenke giebt es für aufſtrebende Talente gar wenige! Wär' ich in Mainz! Oder — Ihr Dreie hier! So aber bin ich eine arme Maus; immer nur auf mich ſelbſt beſchränkt! Das iſt nicht gut. Übrigens wird mich meine Liebe zur Kunſt nie verlaſſen; gewiß nicht! und mit ihr iſt man oft am liebſten allein!!!

Ich habe in verfloſſenem Monat viel mit „Emilia Galotti" zu thun gehabt. — Wie viele kritiſche Hunde haben dieſen keuſchen Mond angebellt, weil er ſie nicht genugſam erwärmt, und — weil es nicht wahr ſei, daß er über Italien ſchwebe. — O Darmſtädter Vorſtubengeſchmeiß! — daß Leſſing für euch ſeine „Emilia" geſchrieben hätte! — Aus welcher nichtswürdigen Anſicht, und aus wie vielen, eben ſo nichtswürdigen Darſtellungen dieſes Meiſterſtücks dramatiſcher Dichtung, muß jene nichtswürdige Kritik hervorgegangen ſeyn! — Hätten wir nur, wie die Franzoſen, eine Bühne, auf welcher ſich die würdigſten Künſtler der Nation zuſammenſtellen müßten: wie bald würden auch dem Blödſinnigſten die Schuppen von den Augen fallen und er die „Emilia" mit den Augen des Prinzen ſehen! So aber — was erblickt man? höchſtens ein verſumfeites Bild — der Königin Eliſabeth etwa, mit brandrothen Haaren und ſchiefſtehenden, grauen Augen. Und nun beſteigen die böſen Buben den Dreiſtuhl! — Daß ſie und alle deutſche Komödienſpielerei der Teufel holte! Denn fort müßte dieſer Koth! Würden Sie Ihr neues Haus unmittelbar auf einen Miſthaufen bauen wollen? Nehmen wir Riechwaſſer; aber man kann von einem cloaque nicht ſprechen, wie von dem edelſten parfum. — Da haben wir nun am letzten Freitage,

*) Ich verdanke die Mittheilung dieſes Schreibens der Güte des Herrn Wilhelm Gerſtel in Wiesbaden.

am 28. Januar — glaub ich, eine Vorſtellung der „Emilia" gehabt, und — weil ſie mit allem Fleiß geſchah, wird des Lobens kein Ende. Es iſt doch ein herrliches Stück! heißt es am Hofe und in der Stadt — hinten und vorne — und Sr. Majeſtät, der König, haben die Darſteller ſogar durch ein Dekret auszeichnen laſſen. Das iſt Alles recht ſchön und gut; ich finde aber darin nichts anders, als überſchwängliche Belohnung verfluchter Schuldigkeit — denn iſt Fleiß nicht das unerläßliche a, b, c jedes Künſtlers? — und dann erkenn ich aus der Wirkung, die eine bloß fleißige, keineswegs gelungene Darſtellung dieſes Stücks hervorbrachte, daß der Dichter erſt durch eine recht gelungene Darſtellung zu den Intereſſen gelangen kann, die man ihm für das Kapital ſchuldig geworden iſt, das er vor nunmehr 70 Jahren, zur Freude des Publikums und ſeines lieben Vaters im Himmel, den er beerbte, hergeliehen hat. — Wer würde behaupten mögen, die Seeligkeit einer Mozartſchen Compoſition empfunden zu haben, wenn ſie ihm ein mittelmäßiger Klavierſpieler vorgetragen hätte, deſſen ganzes Verdienſt blos in Vermeidung grober Fehler beſtand? — Nur, wenn verwandte Geiſter in liebender Eintracht ſich in dem Geiſte des Dichters verbinden, und das dienende Fleiſch glücklich dem Gebot der Seele gehorcht: dann mag ſich das Publikum an den himmliſchen Früchten einer künſtleriſchen Begattung erfreuen, und von dem Daſein der erſten aller Künſte — der Schauſpielkunſt! — entzückt zeigen. — Bis dahin — o mein lieber, lieber Freund! möcht ich doch weinen! Legen wir uns nieder und ſterben! zu Grabe getragen von ſchönen, unbefriedigten Träumen und Wünſchen!

Cornelius! ich hatte die Feder niedergelegt, das Herz voll des ſchmerzlichſten Jammers über das verfehlte Leben, das nutzloſe Mühen eines Schauſpielers — da legte ſich der Tumult im leicht verletzten und aufgeregten Gemüth, und die Thräne bitterſter Wehmuth floß über in die Thräne des Unrechts vor Gott — in die Thräne des innigſten, innigſten Dankes! — Daß wir erkennen, was wir ſollten, daß wir ſehen: iſt es nicht eine Auszeichnung vor hundert Blödſichtigen, die ſich des klaren Lichtes nie zu erfreuen haben? — Im Licht aber fließen freilich zuweilen die Augen über — der liebevolle Blick unſers Vaters warnt uns,

daß wir jetzt um ſo weniger etwas Thörichtes auf Erden begehren, daß wir um ſo beſcheidener ſein und uns nicht überheben ſollen. Nicht wahr? Ach ja, ſelbſt die Leiden einer Künſtlerbruſt haben etwas unendlich Süßes, Etwas — das ich gegen nichts vertauſchen möchte! — Aber, der Tag ſinkt! Er mag mir nicht mehr leuchten; und Sie — wollen mir nicht mehr zuhören; ich ſchließe! Könnte ich nun, im Dunkelſtündchen, bei Ihnen ſitzen, Hand in Hand, und fortträumen; der Bretterbude und alles materiellen Krams entrückt. Säße ich doch Einmal nur, aber recht lange, zwiſchen Ihnen und Ihren würdigen Freunden! Alle — Freunde der Kunſt; Freunde alſo der Menſchen, der Welt, liebe Kinder Gottes: — Künſtler, mit Einem Wort! — dann ſäße Seydelmann doch einmal warm. Hier aber — ach hier! Sie verſtehn mich nicht; — oder wollen mich nicht verſtehen; ſie wenden ſich ab und — lächeln; die armen — reichen Leute! Mit meiner Frau ſchwatze ich dann wohl manchmal aus der vollen bewegten Bruſt; allein — ſie iſt doch keine Schauſpielerin und aufs Hausweſen verſtehe ich mich nicht. Da drücke ich denn meinen Jungen an mich, um mich wenigſtens für einen Augenblick zu beſchwichtigen und gehe in mein einſames Studirſtübchen. Dort ſitz' ich trüb und ſchwer, bis die Bilder der Heroen unſerer Kunſt vor mir auftauchen, freundlich umſtrahlt von himmliſchem Glanze; — die Spannung der Seele läßt nach, meine Kraft erwacht, und ich arbeite mit Gott und einem verſöhnten Herzen! Adieu! Gedenken Sie meiner; Sie, und alle Ihre Guten! Und ſchreiben Sie mir bald; recht, recht bald! Ich bleibe Ihr

Seydelmann.

Wir haben hier dieſen Grundzug Seydelmanns berührt und zu begreifen verſucht, weil er uns von nun an immer entſchiedener im Leben, wie in ſeinen Briefen entgegentritt. Seydelmanns Anweſenheit in Darmſtadt verſchaffte Anfangs dem recitirenden Schauſpiel ſeinen gebührenden Platz; das Schauſpiel ſchien ſchönen Tagen entgegenzugehn. Seydelmann lehnte daher, erfüllt von dieſer günſtigen Wendung der Dinge und der Macht ſeines Einfluſſes vertrauend eine ſehr ehrenvolle vom Großherzog von Baden ſelbſt ihm gewordene Einladung in ſeine Dienſte zu

treten, ab. Der Künſtler hatte nämlich im Herbſt 1828 in Carlsruhe mit großem Erfolg gaſtirt und ſich der beſonderen Theilnahme des Großherzogs zu erfreuen gehabt. Die Freude, in Darmſtadt dem recitirenden Schauſpiel ein freies Terrain erobert zu haben verwandelte ſich indeſſen für Seydelmann bald in Trauer, indem die Oper das Schauſpiel ſo verdrängte, daß letzteres kaum athmen durfte. Der Künſtler war alſo zur entſetzlichſten Pein des Müßigganges verurtheilt und mußte alle Entwürfe, welche ihn ſowohl für das Ganze der Darſtellungen, als für die Darſtellung einzelner Charaktere erfüllten, in ſich verſchließen. Gegen ſolche Exiſtenz waren die Reibungen in Caſſel faſt noch beneidenswerth geweſen. Zu dieſer Degradation des Schauſpiels geſellten ſich noch manche andere Unannehmlichkeiten. Wechſelnde Launen und Vorſtubennichtswürdigkeiten, ſagt Seydelmann irgend wo, hatten mir den Aufenthalt in Darmſtadt unerträglich gemacht. Eine Reiſe durch Stuttgart im Jahre 1828 machte Seydelmann mit dem dortigen Theater-Direktor v. Lehr bekannt; ſie wurden miteinander über Gaſtrollen einig. Im Frühjahr 1829 gaſtirte Seydelmann in Stuttgart und gefiel außerordentlich. Da er auch den König in hohem Maaße befriedigte, ſo wurde ihm der Antrag gemacht ſeine Anſtellung in Darmſtadt gegen eine gleiche in Stuttgart zu vertauſchen. Seydelmann nahm dies erwünſchte Anerbieten an, welches ihn aus der unerwünſchten Ruhe wieder auf die hohe See des Künſtlerlebens zu bringen verhieß. In einem Schreiben an den damaligen Direktor des Stuttgarter Theaters ſagt Seydelmann in dieſer Beziehung: „Die entſetzliche Leere in Darmſtadts Theaterwelt und das ewige Steigen und Fallen von Gnade und Ungnade laſtet auf mir, der ich in der Welt weiter nichts will, als ungehindert Komödie ſpielen. Es iſt doch in der That ein erbärmliches Loos in jeder Minute 7mal lang und 7mal kurz zu werden, ohne eigentlich zu wiſſen, warum und wozu? Lebhaft erfüllt mich der Wunſch Ihnen anzugehören.“ Der Großherzog hatte dem Künſtler indeſſen die nachgeſuchte Entlaſſung durch Dekret vom 13. Mai 1829 bewilligt.

Seydelmann war für das Fach der Charakter-Rollen in Stuttgart engagirt worden. Der König hatte dies durch Dekret vom 22. Mai 1829 genehmigt. Den Sommer dieſes Jahres benutzte Seydelmann

noch zu einem Cyclus von Gaſtrollen in Carlsruhe und dann in Breslau. Die Fäden zu dem Gaſtſpiel an letzterem Orte waren ſchon von Darmſtadt aus beſonders durch ein Schreiben an ſeinen alten Freund und Gönner C. Schall geknüpft worden. Es war für Seydelmann eine beſondere Genugthuung, ſich an dem Orte, wo er ſeine öffentliche Laufbahn begonnen hatte, nach zehn Jahren als ein Künſtler zu zeigen; das Vorurtheil derjenigen durch die That zu widerlegen, welche ihn einſt von dieſer Laufbahn abgemahnt hatten und Andern, namentlich C. Schall, die Freude zu bereiten, ihren tieferen Blick ſo glänzend gerechtfertigt zu ſehn. Ein Brief, an C. Schall aus Darmſtadt (den 20. März 1829) geſchrieben, aus dem wir mehrere Stellen mittheilen, giebt am treuſten ſowohl Seydelmanns Beziehung zu Schall, als ſeine damalige Stimmung wieder.

Mein verehrteſter Freund und Gönner!

Wie ſoll ich mich zuvörderſt gut entſchuldigen, für mein langes, ungebührlich langes Schweigen? damit, daß ich nichts Beſonderes zu ſagen hatte? das würde meine Eitelkeit zu ſehr beleidigen. Ich durfte ja nur von mir ſelber ſprechen und Bogen waren voll. — Aber in der That gab es binnen 6 — 8 Jahren Manches, was den Freund wohl hätte intereſſiren können. Und zumal in letzter Zeit. Und wahrlich, mancher Brief war bis zum Schluſſe fertig, aber — überleſen — ſchien mir dies und Jenes, hören Sie um Gotteswillen! — in dem Ausdruck nicht gelungen — — ich fing an, zu corrigiren und — zerriß den ganzen Bettel, vornehm mich mit beſſ'rer Muße tröſtend! Als ob ich nöthig hätte, einen ſo gewaltig ſchönen Brief zu ſchreiben! Bin ich nicht Schauſpieler? Und gelang es nicht ſelbſt Prinz Hamlet ſchlecht mit dem Seufzer und Sylbenmaaße? Aber ich weiß wohl, ich habe von jeher an der übermäßigen Eitelkeit gelitten, Alles, was es für mich zu thun gab, immer noch weit beſſer, als gut machen zu wollen, und ſo that ich denn oft gar nichts. Allein heute, und zumal vor Ihnen, dem ich doch nur vergebens blauen Dunſt würde vormachen wollen, will ich dieſe lächerliche Eitelkeit bei Seite werfen, will ſo kurz als herzlich (für mein Schwei-

gen) um Verzeihung bitten und durchaus nicht ſchöner ſchreiben, als ich kann, — ja nicht einmal ſo ſchön!

Wie es mir und den Meinigen, die ſich dem Himmel ſei Dank nicht vermehrt, aber auch nicht vermindert haben, ſeither ergangen iſt, in was für Zank und Hader ich mit Tod und Teufel liege, wie die Leute, trotz der großen Mäuler, doch nur Unrecht haben: Alles das, und noch weit mehr, hoffe ich Ihnen mündlich ſagen zu können, denn es iſt mir — und gewiß nicht ohne Sie! gelungen, die Zuſicherung einer Reihe von Gaſtrollen in Breslau zu erhalten, — in der Vaterſtadt meiner Schauſpielerei. Ich glaubte, früher kommen zu dürfen, denn die hohe Intendanz hatte mir Urlaub verſprochen, ſobald ich Urlaub würde brauchen können. Als ich ihr nun das freundliche Schreiben Biedenfelds zeigte, da ſtand ſie — ſtumm —, die hohen Achſeln zuckend. — „Später.“ — Alſo ſpäteſtens, um beſtimmt zu ſprechen, im September. Das hab' ich denn dem Herrn von B. geſchrieben und er muß den Brief jetzt haben.

Ich könnte, wie Herr Hausmann weiß, in Stuttgart und in München ſpielen, aber Breslau — Breslau ganz allein liegt mir im Sinn, „unvermiſcht mit minder würd'gen Dingen!“ Wenn ich da nur halb ſo viel Freude habe, als mir meine Träume vorgaukeln, ſo werde ich dafür ein recht frommer, dankbarer Menſch ſein müſſen. Nun, ein bischen fromm und dankbar bin ich ſchon.

Die Rollen, die ich ausgewählt zum Gaſtſpiel, heißen:

Shylok. Carlos, (im Clavigo). Oſſip, (Iſidor und Olga). Vater Dominique (im Eſſighändler). Kottwitz, (Prinz von Heſſen-Homburg). Koch Vatel, (in Lemberts: Ehrgeiz in der Küche). Ludwig XI., in Peronne, (von Auffenberg). Abbé de l'Epée. Geheimerath Seeger, (in Iffflands Erinnerung). Wellenberger, (in den Advokaten). Abdallah, (in Rafaële). Morhoff, (im gutherzigen Polterer). Daniel, (im Majorat). Mertens, (in Rettung für Rettung). Alter Fritz, (im Tagsbefehl). Krumm, (in Kotzebue's: grade Weg der beſte). Unbekannter, (in den Galeerenſklaven). Nathan der Weiſe. Froſch, (im Verſchwiegenen wider Willen). Educationsrath Dorl, (von Kotzebue). Marinelli. Scarabäus, (in der Whiſtpartie von Carl Schall).

Achtmal darf ich ſpielen. Wenn's doch 10mal ginge! Ich hab' ſo meine Plänchen. Und alle dieſe Plänchen liegen eingewickelt in dem Wunſche, Ihnen zu gefallen! Möchten Sie mir wohl die Liebe erweiſen und von jenen Rollen, die jetzt kommen werden, eine oder zwei wählen, damit ich endlich damit fertig werde und ſie dann in Breslau, unter Ihren Augen, ſpiele? ſie ſind mir alle gleich lieb, und die gewählten werden mir nur deßhalb lieber ſein, weil Sie ſie ausgewählt und dadurch zum ſteten Erinnerungszeichen meiner Liebe für Sie erhoben haben! Ja? Ich bitte! Schlagen Sie mir's ja nicht ab! Sie würden ſelbſt dabei verlieren — ich muß Sie nur gleich von allen Seiten angreifen! Sie würden Ihren Zögling nicht in ſeiner Stärke kennen lernen: in ſeinem Enthuſiasmus für Shakespear! Und verdank' ich dieſe frühe Liebe für den Vater alles Wahren, Schönen, Herrlichen, nicht auch Ihnen? Erinnern Sie ſich nicht des hochaufhorchenden Seydelmann in Ihren Vorleſungen dieſes Dichters, die der Edle, Carl von Holtei, mit Kartoffelſalat gloſſirte? Shakespear und Kartoffelſalat! Dadurch bin ich ein edler Menſch — ein Schauſpieler, geworden! Wie wenig würde alſo eine dramatiſche Bildungsſchule koſten!

Jene Rollen alſo, die mein Innerſtes zu Tage fördern ſollen, ſind: Richard III., Hamlet, Lear und Makbeth! Wählen Sie nun zwei, ich bitte! Und dann will ich ſchon ſorgen, daß ich wenigſtens „mit Einem heitern, Einem naſſen Aug'" davon komme. „Groß ſein, heißt, nicht ohne großen Gegenſtand ſich regen;" und „mit der Gefahr wächſt der Muth." O, ich habe eine Menge der wackerſten Denkſprüche, die mich umrauſchen, wie begeiſternde Schlachtgeſänge den Streiter für Freiheit und Ruhm! Das Honorar (für 9 und 10) möchte in Gottesnamen bleiben, wo es wollte, oder nur zur Hälfte verabreicht werden. Deſto weniger dürfte man ſchimpfen, wenn ich die letzten 2 Rollen ſchlecht ſpiele. Aber ich zittre und bebe vor Verlangen, mich vor Ihnen einmal recht auszutoben! Sind Sie denn nicht auch ein bischen neugierig, wie Ihr Discipel ſich gebehrdet? — Am liebſten würd' ich nun von allen Rollen, die ich da genannt habe, folgende ſpielen, und ſo zuſammenſtellen:

Dominique und Scarabäus. Shylok. Carlos. Alter Fritz und Koch Batel. Abbé (oder Poiterer) und Krumm. Oſſip. Galee-

rensklave. Frosch. Louis XI. oder Abdallah. Mertens und Dorl, und jetzt die beiden, die Sie wählen! dann könnt' ich ja wohl zeigen, ob ich in der That so vielseitig bin, als man spricht? — September — September!! In Carlsruhe, Darmstadt, Hamburg, Prag und Cassel hab' ich recht gefallen, vielleicht geht es auch in Breslau. Ich fürchte mich, indem ich hoffe! — Wenn nur Biedenfeld nicht untreu wird! Aber er kann's ja nicht werden. Sein Brief lautet so: Wir proponiren Ihnen 8 Rollen binnen 3 Wochen, vom Tag Ihrer Ankunft an; für jede Rolle ein fixes Honorar von zehn Louisd'or in Gold, oder ⅓ der Einnahme nach Abzug der 20 Thlr. nie übersteigenden Kosten, und sprechen dabei nicht ohne Wehmuth: Hony soit qui mal y pense! Bestimmen Sie nun die Zeit." Und dann hinten Verbindliches und vorne.— Die Zeit hab' ich bestimmt. Nun walte Gott! — Wenn Herr von B., seinem, wie meinem Vortheil zu Gefallen, nur nicht Andre in jenen Stücken spielen ließe! Außer „Richard III." ist vielleicht kein Einziges darunter, das nicht oft gegeben wäre und der Guckkuk mag zu 12mal aufgewärmtem Braten noch viel Gäste bitten! Er mag mir mein Revier bestimmen. Meinen Sie nicht auch? Viel fette Hasen sind nicht drinn; die aber drinn sind, hoff' ich schon zu schießen!

Über Richard, Shylok, Hamlet, möcht' ich Sie so gerne reden hören! Und gewiß, Sie würden sie mir auch lesen wollen, wenn ich Sie so recht schön bäte! Wär ich doch in Breslau! Nicht nur Gast, nein — engagirt! Meine Lust hat hier so wenig Nahrung. Und —

„man muß wenigstens über seine Arbeiten mit Jemand sprechen kön-
„nen, wenn man nicht selbst darüber einschlafen soll. Die bloße
„Versicherung, welche die eig'ne Kritik uns gewährt, daß man auf
„dem rechten Wege ist und bleibt, wenn sie auch noch so überzeugend
„wäre, ist doch so kalt und unfruchtbar, daß sie auf die Ausarbeitung
„keinen Einfluß hat." — Ach, er hat nur allzusehr Recht, der ewig jugendliche Dramaturgen Großpapa! Mit Kollegen kann man über Alles sprechen, nur nicht über das, wonach sie heißen. Wie viele gibt's denn, die von Etwas Besserem wissen, als „verworrenen, stummen Pantomimen und Lärm?" die noch Etwas Höheres, als ihre Gage wollen und das Bischen lauten Beifall, um die Gage zu behalten? Wie

man nur mit dieſen Leuten ſpricht, ſo haben plötzlich alle Schauſpielfreunde Unrecht. Rabenſchwarzes Zeichen! Man kann die Gegner des Theaters, wie es iſt, wahrhaftig nicht verdammen. Das Beſſere ſteht zu vereinzelt in dem lieben, buntgefleckten Deutſchland, und dieſe Einzelnen verkümmern in der Abgeſchiedenheit von gleichgeſtimmten Seelen. Aber wozu klagen, da nichts beſſer wird durch klagen! Lieber möcht' ich, was mir einfällt, über eine von den Rollen ſchwatzen, die ich für Breslau einſtudire, oder wiederhole. Ich wohne ſchon, ich ſpiele ſchon in Breslau! Wenn mir der Himmel nur dieſe Freude nicht nimmt! — Den Richard III. ſtudire ich nach Schlegel. Die Berliner Einrichtung beſitz' ich als mein Eigenthum, und könnte ſie gleich ſchicken. Schreiben Sie mir doch bald, recht bald! der Weg zwiſchen uns iſt ſo entſetzlich lang. Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen beſtens! Leben Sie recht wohl! Mit Verehrung und Liebe verbleibe ich Ihr ergebenſter

Carl Seydelmann.

Darmſtadt, am 20. März 1829.

Seydelmann war über den Ausfall ſeines Gaſtſpiels in Breslau ſehr beglückt. Der Beifall war gewachſen. Nirgends war ihm der Ruf: „Hier bleiben," der ihm in den beiden letzten Rollen von den begeiſterten Hörern entgegentönte, ſo wohlthuend, ſo erhebend geweſen, als auf dieſem Boden, wo er einſt die erſten noch ſpärlichen Früchte ſeiner Beſtrebungen, mühſam ſuchend, gepflückt hatte.

Seydelmanns neue Heimath, Stuttgart, ward nun der Punkt, von dem aus er ſein mächtiges Talent durch eine Fülle von Gaſtrollen allmälig zu der umfaſſendſten Geltung in Deutſchland brachte. Das Bewußtſein in ihm einen Schauſpieler erſten Ranges zu beſitzen, der durch eine unerſchöpfliche Fülle von Geiſt ſelbſt da wo man ſich in der Auffaſſung von ihm trennte, die Zuſchauer feſſelte, ward immer allgemeiner und durchgreifender. Man ward je länger, je mehr inne, daß dieſe Geſtalten von einem ureignen Geiſte erzeugt waren, der ſich in immer neuen Formen ſchöpferiſch kund that.

Seydelmann hatte durch ſeine Geiſtesüberlegenheit und durch ſeine Klugheit bald nach ſeiner Ankunft in Stuttgart auf den neuen Chef des

Hoftheaters, den Grafen Lentram einen entſchiedenen Einfluß gewonnen. Der Graf befragte ihn vielfach um ſeine Meinung und legte auf den Rath und die Vorſchläge Seydelmanns, welche ſtets Zeugniß gaben von der Feinheit ſeines Urtheils, wie von dem ſittlichen Ernſte der Kunſt zu dienen, großes Gewicht. Nachdem Seydelmann die Regie übernommen hatte, arbeitete er unabläſſig dahin ein Ganzes hervorzubringen. Alles handwerksmäßige Thun wollte er verbannt wiſſen. Zu dieſem Zweck ſchlug er vor zwei Leſeproben zu halten, in denen einmal der Regiſſeur, einmal die Mitglieder leſen ſollten, eine Neuerung gegen welche, wie er ſagt, weder ſchlecht verſtandener Künſtlerſtolz, noch alberne Eitelkeit noch Bornirtheit werden zu Felde ziehn können. Wie oft, fährt Seydelmann in dieſem Memoire vom 4. December 1831 fort, ſpielen nicht ſelbſt geprieſene Schauſpieler ihre Rollen, ohne das Stück zu kennen, und rühmen ſich ihrer Genialität. Sie ſpielen gleichſam mit verbundenen Augen. Die erſte Leſeprobe ſteuert dieſem Übel entgegen. Wird etwa durch den Vortrag des Stücks, wenn er die richtige Farbe des dichteriſchen Gedankens trägt, dem darſtellenden Künſtler eine Form aufgedrungen, der er vielleicht nicht nachkommen mag? Mir ſollte Niemand eine Anſicht aufdringen. Aber zum Nachdenken mag und ſoll er mich leiten und dafür werde ich ihm, wie ein gutgearteter Menſch dankbar ſein! Selbſt die verkehrte Anſicht iſt von Nutzen. Iſt ſie aber gut, ſo werde ich ſie nicht eigenſinnig zurückweiſen, weil ſie ein Anderer aufſtellt. Der Zweck der Vorleſung iſt der, ein künſtleriſches Verfahren einmal zur löblichen Gewohnheit — dem Komödiantenſchlendrian ein Ende zu machen. Indeſſen fand Seydelmann ſogar bei Regiſſeuren mit dieſem ſo geſunden, ächt künſtleriſchen Vorſchlag Widerſtand. Aber der Kampf ſtählte ihn, er fühlte ſich in ihm doppelt friſch, weil er noch der Hoffnung lebte, umgeſtaltend wirken zu können. Den widerſtrebenden Kollegen ſagte er: „Ich kann dem Vortheile des Ganzen ſehr wohl den Egoismus zum Opfer bringen und fühle deshalb eine Kraft in mir, die meine Stellung erfordert.“

Aber Seydelmann begegnete, trotz der Theilnahme, welche Graf Lentram damals ſeinen Bemühungen ſchenkte, einem hartnäckigen Widerſtand, und fand ſich in ſo widerwärtige Reibungen verſetzt, daß ſeine

Hoffnungen, in Stuttgart der Bühne einen neuen Aufſchwung zu geben bald ermatteten. Der immer wachſende Beifall, der Seydelmann, außer am Orte ſeiner Anſtellung, auf ſeinen Reiſen im Jahre 1830 und 1831, beſonders in Weimar und Wien zuſtrömte, konnte ihm wohl auf Augenblicke den Genuß gewähren, ſich ſeiner Bedeutung und ſeiner Stellung als deutſcher Schauſpieler bewußt zu werden, aber doch nicht für ſchmerzliche Enttäuſchungen entſchädigen. In Weimar hatte Seydelmann 1830 vier Mal unter den Augen Göthes geſpielt und war auch durch den Kanzler Müller bei Göthe eingeführt worden, welcher ſich mit dem Künſtler viel, namentlich über den Karlos im Clavigo und den Mephiſtopheles unterhielt und ihm dadurch den Aufenthalt unvergeßlich machte. In Wien erwirkte ihm der glänzende Erfolg ſeines Gaſtſpiels ſogleich die vortheilhafteſten Anerbietungen dem Burgtheater für immer ſein Talent zu weihen. Der Graf Leutram davon unterrichtet mahnte in einem Briefe den Künſtler dringend, jeden derartigen Antrag entſchieden abzuweiſen, indem er ihn ſowohl der beſondern Huld des Königs verſicherte, als auch ſich ſelbſt zur Abwehr jeder Unbill, welche ihm von Kollegen käme, bereit erklärte. (Brief vom 27. April 1831). Seydelmann kehrte zurück, ohne in Stuttgart ein geebneteres Terrain für ſeine Entwürfe zu finden. Er forderte darauf ſeine Entlaſſung.

Man wies indeſſen in Stuttgart Seydelmanns Entlaſſungsgeſuch zurück und gab ihm durch eine Zulage von 1000 Gulden jährlich zu erkennen, wie ſehr man ihn zu ſchätzen wiſſe und wie man ſeiner nicht glaube entbehren zu können. Indeſſen überwog der Unmuth über die Hinderniſſe, welche er in ſeinen Kunſtbeſtrebungen fand, dieſen Beweis der königlichen Huld. Seydelmann wiederholte daher am 15. April 1832 ſein erſtes Geſuch und ſprach ſich gegen den Grafen Leutram eben ſo männlich ſtolz, als entſchieden über die Hemmungen in ſeinem Künſtlerleben aus. Das Schreiben iſt ein ſchönes Zeugniß einer edlen und charakterſtarken Natur. Wir theilen es hier mit:

„Seit ich Antheil am Regie-Geſchäft habe, ſehe ich, durch meinen Eifer, der königlichen Kunſtanſtalt, nach beſter Überzeugung und mit Hintanſetzung meiner Geſundheit ſelbſt, zu dienen, mich doch nur mehr und mehr in Miſsverhältniſſe verwickelt, die mir mindeſtens den Ver-

luſt meiner Geduld drohen. Unannehmlichkeiten der empfindlichſten Art, abſichtliches Miſsverſtehn, böſliche Auslegung meiner Vorſchläge, Verunglimpfungen ſogar meines ehrlichen Namens, ſind der Erfolg meiner Bemühungen; — deren jede ſich dem öffentlichen Urtheil blos ſtellen darf. Redlich und ohne egoiſtiſche Rückſichten habe ich immer das Ganze im Auge gehabt und — was auch Neid, Bosheit und Arroganz ſagen mögen! — manche Verbeſſerung durch mich angeregt liegt offen da. Allein ich dringe nicht durch. Und der Fehler mag doch nur an mir liegen. Wenigſtens bleibe es fern von mir, irgend Jemand der unter Ew. Hochgeboren Befehlen ſteht, durch meine Anklage in Verlegenheit zu ſetzen. Was würde es auch fruchten? Wie meine Verhältniſſe ſtehn: Nichts! Ich aber kann das in der Dauer nicht aushalten und ſchmiegſamer, als ich bin, werde ich nicht; darauf kenne ich mich. Wohin alſo wird es führen? Unwille macht meine Kräfte erlahmen; ich verliere die Luſt an der Kunſt, am Geſchäft — ich verliere mich ſelbſt und gehe erbärmlich unter. Das darf nicht ſein! Ich habe ernſtere Verpflichtungen, als auf bequeme Weiſe jährlich 4000 Gulden einzuziehn. Ich bin meinem Talente und meiner Ehre Rückſichten ſchuldig, denen keine andern gleichkommen. Der Friede mit mir iſt mein Heiligſtes! Zudem bin ich zu ſtolz, einer Anſtalt angehören zu wollen, der ich, was ſie mir an Geld und Ehre giebt, nicht reichlich zurückerſtatten kann, oder darf. So bleibt mir denn, um Niemand mit mir zu betrügen, und mich ſelbſt zu retten, kein andrer Ausweg übrig, als Seine Majeſtät, unſern Allergnädigſten König und Herrn, in tiefſter Unterwürfigkeit zu bitten, mich aus Dienſtverhältniſſen zu entlaſſen, in denen ich, ich fühl's, nichts Erfreuliches mehr wirken kann; in denen ich meine ernſte, gute Abſicht, wie mich ſelbſt lächerlich gemacht erblicke und in denen ich, da ich ſie nicht ruhig ertragen kann — moraliſch und phyſiſch zu Grunde gehe." Doch auch hierauf erfolgte ein abſchläglicher Beſcheid.

Bei der groſsen Bedeutung, welche Seydelmann bereits jetzt gewonnen hatte, konnte es nicht fehlen, daſs man auch den Künſtler ernſtlich zu bekämpfen und ſelbſt zu verunglimpfen anfing. Mit der unabläugbaren Macht ſeiner Künſtlerſchaft hob auch der Kampf gegen ihn an. Wir dürfen wohl eine Kritik im Hesperus, aus dem Jahre 1830

als den Beginn gehäſſiger Beurtheilungen betrachten, welche ſich durchaus nicht zu dem Standpunkt des Künſtlers zu erheben wußten und außerdem die Wahrheit der Thatſachen entſtellten. Gegen dieſe Arbeit trat W. Menzel im Morgenblatt mit einer ſehr warmen, die Größe des Künſtlers veranſchaulichenden und die Oberflächlichkeit des Anonymus ſehr eindringlich hervorhebenden Kritik in die Schranken. Dieſelbe läuft durch mehrere Nummern und geht in alle die von dem Gegner herabgewürdigten Rollen, den Karlos, Shylok, Philipp II., Oſſip, Advokat Wellenberger und Nathan ein. Es bleibt ein unbeſtreitbares Verdienſt dieſer Arbeit von Menzel, die Tiefe des Geiſtes, aus welcher die genannten Geſtalten entſprungen ſind, wie die überzeugende Gewalt ihrer Realität, welche ſie durch Seydelmanns Darſtellung gewannen, hervorgehoben zu haben. Gegen die ſchon damals ſpukende Vorſtellung von einem viel zu ſtudirten Spiel macht Menzel mit Recht auf die Wirkung aufmerkſam, welche Seydelmanns Darſtellungen grade durch ihre überraſchende Wahrheit auf die Maſſen ausüben. Zugleich weiſſagt ihm Menzel eine glänzende Zukunft und paralleliſirt ſein Verhältniß zum Stuttgarter Publikum mit der Stellung, welche Iffland und Devrient zu ihrem Publikum eingenommen haben. „Deutſchland, heißt es darin, beſitzt in ihm einen Schauſpieler erſten Ranges. Der Geſchmack iſt, Gott ſei Dank, den Deutſchen noch nicht ſo ſehr auf die Neige gegangen, daß eine ſo grobe, und noch dazu feig anonyme Verunglimpfung, wie die Seydelmanns im Hesperus, eine andere Wirkung hervorbringen könnte, als die, dem ungerechten Tadler ſelbſt die wohlverdiente Rüge zuzuziehn, welche die ächte Kunſt an der unächten Kritik jederzeit zu rächen pflegt.“

Unläugbar erkannten ſelbſt Viele der Kunſtgenoſſen Seydelmanns demſelben ſchon damals eine gewiſſe Suprematie im Reiche deutſcher Schauſpielkunſt zu, welche freilich erſt durch ſein Gaſtſpiel in Berlin zu einer unbeſtreitbaren Thatſache erhoben wurde. Man fing an auf ihn hinzuſehn, wie man früher auf Iffland und Devrient geſchaut. Sein Erſcheinen und Benehmen auf den Proben, die geiſtreiche Art ſich über Charaktere auszuſprechen, der Ernſt, der ſich in Allem ankündigte, was auf die Darſtellung Bezug hatte, die Freiheit ſeines Urtheils, der mit einer gewiſſen Scheu erfüllende Sarkasmus, der ihm um die Lippen

ſpielte, Alles dies verlieh dem Künſtler faſt überall wo er ſich als Gaſt unter ſeinen Genoſſen zeigte, unwillkührlich eine überlegene Stellung. Grade die Strebſamſten und Talentvollſten ſuchten ihn am meiſten. Wir können es uns nicht verſagen bei dieſer Gelegenheit auf das Zeugniß eines ſchon damals bedeutenden Talents hinzuweiſen, welches ſpäter mit ſo glänzendem Erfolg in die Fußtapfen Seydelmanns getreten iſt, ohne ſeine Selbſtſtändigkeit dabei einzubüßen, ich meine — Theodor Döring. In einem Briefe aus Mannheim vom 10. Auguſt 1833 ſpricht dieſer talentvolle Mann in einer eben ſo liebenswürdigen, als ſeinem künſtleriſchen Streben Ehre machenden Weiſe ſeinen Dank gegen Seydelmann aus, daß derſelbe ihm eine von Döring ſelbſt als vortrefflich geprieſene Kritik über des Letzteren Darſtellung des Amtmann Zeck in Iffland's Jägern zugeſendet habe. Döring giebt in allen von Seydelmann an ſeiner Darſtellung gemachten Ausſtellungen demſelben Recht, bekennt ſich aber durch eines ſo großen Künſtlers Anweſenheit befangener als ſonſt und giebt Seydelmann ſehr bereitwillig zu, daß er ſich noch zu viel mit der Theaterruhe beſchäftigt und darüber bisweilen die eigentliche Geiſtesruhe eingebüßt habe. Vor Allem aber hebt es Seydelmann hervor, daß bei Döring noch zu wenig der eigentliche Menſch zur Geltung gekommen ſei und geht dann zur Entwickelung der tiefen Kunſtwahrheit über, daß der Darſteller auch in ſolchen Geſtalten, welchen, wie z. B. dem Amtmann Zeck, vom Dichter alles Menſchliche genommen ſei, die der Dichter alſo zu Abſtraktionen verflüchtigt habe, noch das Menſchliche herausheben, alſo den Dichter ergänzen müſſe. Dies weiſt nun Seydelmann, wie aus Theodor Dörings Brief hervorgeht, an mehreren Momenten des Amtmann Zeck nach. „O möchten, ſagt der durch dieſe Zuſchrift „ſeltſam bewegte" Künſtler, mit der reinen Kunſtliebe Viele unſerer Kollegen arbeiten, beobachten und wiedergeben! Nochmals wiederhole ich Ihnen meine mündliche Bitte nicht zu zurückhaltend mit Ihren Kunſtanſichten zu ſein, Sie ſtehn auf einem Standpunkte, von wo aus man Vieles vermag!"

So viel Triumphe auch Seydelmann ſchon gefeiert hatte, ſo konnte er es ſich doch nicht verhehlen, daß ihm zu einer vollſtändigen Anerkennung ſeines Talents ein entſchiedener Sieg in Berlin nöthig

ſei. Kein Ort in Deutſchland hat ſo reiche, ſo lebendige Erinnerungen aus der Welt dramatiſcher Darſtellungen, als Berlin, nirgends iſt man auf dies Bewußtſein ſo ſtolz, und wird es auch durch den Reiz des Neuen oft auf Augenblicke zurückgedrängt, ſo macht es ſich doch, ſobald man in einer neuen Erſcheinung einen Nebenbuhler der alten, geheiligten Größen erblickt, ſogleich in ſeiner vollen Stärke geltend. Je höher die Erwartungen von einem Darſteller getrieben worden ſind, deſto geharniſchter tritt man demſelben in Berlin anfangs entgegen, denn man ſetzt bei der auf der beweglichſten Reflexion ruhenden Bildung eine Ehre darein, ſich nicht unbefangen einem Eindruck hinzugeben, ſondern ihn ſich, ſo gut es gehn will, erſt nach allen Seiten zu vermitteln und zurechtzulegen! Tauſend Federn übernehmen augenblicklich das Geſchäft, eine als bedeutend und groß bezeichnete Erſcheinung in der dramatiſchen Kunſtwelt allſeitig zu beleuchten und mit dem Scepticismus wenigſtens den Anfang zu machen, der dann ſpäter freilich oft der ausſchweifendſten, bis zur Karikatur ſich verirrenden Begeiſterung weicht. Es hängt mit dem ganzen Charakter der Bildung in Berlin eng zuſammen, daß ſich auf dieſem Gebiete die Kontroverſen in den verſchiedenſten Formen hervordrängen und ſelbſt durch alle Scalen der Leidenſchaftlichkeit durchgefochten werden. Wie viel Unlauteres, Schmähſüchtiges, Perſönliches dabei auch zu Tage kommt, dies iſt alles nur die Konſequenz einer alle Kräfte des Gemüths aufregenden Stimmung, in welche die Hauptſtadt Berlin durch das Erſcheinen einer berühmten Theater-Größe geworfen wird. Wie kleinlich auch, von einem univerſellen Standpunkte aus, ſolch ein Treiben erſcheinen mag, in welchem bisweilen Kräfte ſpielen und Leidenſchaften thätig ſind, als handelte es ſich um den Sieg eines großen politiſchen und ſocialen Princips, der Schauſpieler muß ebenſowohl eine Genugthuung darin finden, auf dieſem Terrain Schlachten zu gewinnen, als er auch mit viel größerer Befangenheit, als irgendwo anders in Deutſchland dieſen vulkaniſchen Boden betreten wird. Ähnliche Reflexionen hatten gewiß auch Seydelmann bis jetzt abgehalten, ſich vor dies Forum zu ſtellen, ſo ſehr er es bei aller Abneigung davor doch auch wieder zu ſeinem Künſtlerruhme für nöthig hielt. In dieſem Sinn ſchreibt er am

25. Januar 1831 an Holtei: „Berlin iſt mir durch ſeine Theater-Kritik in den letzten Jahren ein wahrer Gräul geworden. Ich glaube, es würde mich in der vollkommenſten Ruhe laſſen, wenn man mir die Bretter dieſer Reſidenz für immer verſagte. Freilich wird bei ſolcher Abneigung vor der Bühne der mächtigſten Hauptſtadt meinem Namen immer der Strahlenglanz fehlen, den nur ſie dieſe Heimath der Theater-Kritik und des Witzes einem Künſtler zu geben vermag.“ Gleichwohl hatte die Direktion der Berliner Bühne, bei dem großen Rufe, den Seydelmann bereits genoß, ihn wenigſtens zu Gaſtrollen zu gewinnen geſucht. Im Herbſt des Jahres 1831 erwiederte Seydelmann auf eine an ihn ergangene Einladung des General-Intendanten, in Berlin zu gaſtiren: „Die leidige Cholera iſt es jetzt, die mein Gaſtſpiel in Berlin verhindert. Früher war es auch eine Dame, die mir ſtörend entgegentrat, obwohl von ſo freundlichem und lieben Weſen, daß ſie mit jener zuſammenzuſtellen faſt Sünde iſt. Ich meine Fräulein Sonntag.“

Im November des Jahres 1832 bewarb ſich die Berliner Intendanz um Seydelmanns dauernden Beſitz, indem ihm Graf Redern am 15. November 1832 nach Prag hin, wo Seydelmann zu Gaſtdarſtellungen erwartet wurde, ſchrieb, daß er ſeinen Beſitz für die königliche Bühne um ſo mehr wünſchen müſſe, „als die fernere Wirkſamkeit L. Devrients in Folge ſeiner großen Körperſchwäche ſehr bezweifelt werden muß. Ich erſuche Sie alſo noch einmal ehe ich anderweite Schritte zur Beſetzung der Devrientſchen Rollen thue, mich gefälligſt zu benachrichtigen, ob Sie Neigung haben beim hieſigen Königl. Theater ein Engagement anzunehmen, und ob Ihre Verhältniſſe es geſtatten von Stuttgart und zu welcher Zeit abzugehn. In dem Falle, daß Sie mir darüber und über Ihre Abſicht bald hier einzutreten eine offene und beſtimmte Erklärung geben wollen und können, erſuche ich Sie von Prag aus gleich zu Gaſtrollen nach Berlin zu kommen, um hier das Weitere mündlich zu beſprechen.“ Seydelmann konnte, da ſein Urlaub abgelaufen die Einladung zu Gaſtrollen nicht annehmen und beantwortete die Aufforderung ein Mitglied der Königl. Bühne in Berlin zu werden dahin, daß er vernommen, die Königl. Bühne gehe le-

benslängliche Engagements nicht ein, daß ihm aber überall ein ſolches geworden ſei, nebſt der Zuſicherung einer Penſion für ſeine Frau und er dieſe Vortheile in keiner Stellung aufgeben dürfe.

Zwei Jahr ſpäter wurden die Fäden zwiſchen der Berliner Hofbühne und Seydelmann wieder geknüpft. Auf eine neue Aufforderung zu Gaſtſpielen in Berlin gegen Ende des Jahres 1834 erwiederte der Künſtler zwar bejahend, aber zugleich mit dem entſchiedenſten Bewußtſein über die Wichtigkeit dieſes Schrittes, welche ſich natürlich mit dem Rufe und der Bedeutung Seydelmanns geſteigert hatte. Die Antwort an den Grafen Redern iſt zugleich ein beredtes Zeugniß, wie ſehr eine ſtolze Sicherheit und die gemeine Künſtler-Eitelkeit ihm fremd waren. „Nicht allein die verzögerte Antwort der hieſigen Hoftheater-Intendanz auf meine Anfrage wegen der, von Ew. Hochgeboren erhaltenen, höchſt ehrenden Einladung zum Gaſtſpiel auf der Königl. Bühne zu Berlin hat mich bis jetzt von der Erwiederung abgehalten: es war auch Furcht die mich zurückhielt; und faſt weiß ich jetzt noch nicht beſtimmt, ob ich es wagen ſoll, dem ſchmeichelhaften Rufe zu folgen, oder, ob es nicht gerathener wäre, ihn, unter Anführung triftiger Gründe — höflichſt abzulehnen. Größtentheils iſt es das Rollenfach Devrients in dem ich ſeit 6 Jahren beſchäftigt bin. In Caſſel, Darmſtadt und Stuttgart, wie auch an andern Orten, wo ich als Gaſt geſpielt, iſt es mir wohl gelungen, eine lebhafte Anerkennung meiner Bemühungen zu gewinnen, ob das in Berlin der Fall ſein würde? Ich zweifle! Dort iſt man ſeit Jahren gewohnt nur das Gelungenſte in dieſer Art von Rollen zu ſehn, und es däucht mir in der That ein rechtes Wageſtück, ſich neben einem Meiſter, wie Devrient, verſuchen zu wollen. Selbſt die erhaltene Aufforderung dazu muß mit einem ſehr kräftigen Bewußtſein des erwählten Künſtlers zuſammentreffen und daran fehlt es mir noch. Wie das Publicum, das ſein Urtheil ſo gern nur auf Vergleiche baut — über meine Fähigkeiten aburtheilen würde, kann ich mir mit ziemlicher Gewißheit vorausſagen; ich finde aber in dieſer Kritik nicht viel Anlockendes, um mich ihr wirklich Preis zu geben. Dies offenherzig auszuſprechen habe ich für nothwendig erachtet, um nicht mißverſtanden zu werden. Iſt es nun demungeachtet noch

Ew. Hochgeboren Wunſch, mich in Berlin ſpielen zu ſehn, ſo muß ich zuvörderſt auf das Dringendſte bitten, mich in Rollen auftreten zu laſſen, die man entweder nicht zu den vollendetſten des von mir ſelbſt ſo verehrten Meiſters und Freundes zählt, oder in ſolchen, die gar nicht von ihm geſpielt werden. Es giebt ja wohl in der großen Menge von Charakterrollen noch manche andere Aufgaben von Bedeutung, deren Löſung mir anvertraut, Ew. Hochgeboren genügend würde unterrichten können, ob ich würdig war, von Ihnen zum Gaſtſpiel auf der erſten Bühne meines Vaterlandes gewählt zu werden." Man ſetzte darauf das Frühjahr 1835 zu Gaſtrollen in Berlin feſt.

Ehe wir Seydelmann auf dieſem entſcheidenden Gange begleiten, müſſen wir noch einer zu Anfang 1835 ihm gewordenen Aufforderung gedenken, die Rolle eines Schauſpieldirektors in Frankfurt a. M. zu übernehmen. Beſonders hatte Gutzkow, der zu Seydelmanns umwälzender und ſchaffender Kraft ein großes Zutrauen beſaß, ſich lebhaft dafür intereſſirt. Seydelmann begegnete dieſem Gedanken mit großer Scheu, denn er glaubte nur unter der Bedingung einer ihm übergebenen umfaſſenden autokratiſchen Gewalt darauf eingehn zu können. Einer Verantwortlichkeit vor der öffentlichen Meinung wollte er ſich nur dann unterziehn, wenn man ihm die Freiheit gäbe die Kraft ſeiner Intelligenz und die Wahrheit ſeines künſtleriſchen Strebens bewähren zu können. Die Unterhandlungen zerſchlugen ſich indeſſen, weil man von der andern Seite nicht gewillt war, ſich auf Discretion einer Künſtler-Natur zu ergeben. Die dieſe Angelegenheit berührenden Briefe, theils gerichtet an den Compoſiteur Wilhelm Speyer zu Frankfurt, einen Freund Seydelmanns und Schwager des ſo innig mit Seydelmann verbundenen Freundes v. Goldner, wie an Gutzkow gewähren uns einen intereſſanten Einblick in Seydelmanns ganze Perſönlichkeit und zeichnen auch ſehr lebhaft die Stimmung des Künſtlers ſowohl in Beziehung auf ſeine Stuttgarter Verhältniſſe, als auf ſein bevorſtehendes Gaſtſpiel in Berlin. Wir unterbrechen daher hier durch die Mittheilung dieſer Briefe auf einen Augenblick den Gang der Biographie, weil ſie ein ſo treffendes Bild des innern Lebens unſers Künſtlers zu dieſer Zeit geben.

An Carl Gutzkow.

Stuttgart, am 8. Febr. 1835.

Verehrteſter Herr und Freund!

Unendlich leid thut es mir, Sie in Stuttgart nicht haben ſprechen zu können! Die erſten 8 — 10 Tage iſt es mir nicht möglich geweſen etwas anderes zu thun, als am Thespiskarren zu heben und zu ſtoßen, um ihn, auf der kothigen Bahn, wieder in nothdürftigen Gang zu bringen.

Heute habe ich an Herrn W. Speyer geſchrieben, wie folgt:

„Es war der Wunſch der Herren Actionäre des Frankfurter Nationaltheaters mir die Leitung des dortigen Schauſpiels anzuvertrauen, und ſonach erhielt ich die Aufforderung, die Bedingungen zu nennen, welche man zu erfüllen haben würde, falls ich die Stelle eines Schauſpieldirectors in Frankfurt übernähme.

Bedingungen nannte ich nicht; aber ich machte in mündlicher Unterredung einige Herren mit den Vortheilen meines hieſigen Engagements bekannt; und durfte nun erwarten, daß man mir ſagen würde, auf welche Weiſe man mir in Frankfurt Erſatz geben wolle für das, was ich hier aufzugeben mich bereit erklären ſollte.

Von einem Beſchluß, oder auch nur von einer Meinung der Herren Actionäre iſt mir noch nicht das Mindeſte bekannt, mithin kann mein bisheriges Schweigen in der ganzen Angelegenheit wohl Niemand befremden. Worauf ſoll ich „Ja" oder „Nein" ſagen? —

Ew. Wohlgeboren bitte ich für eine, in allen Theilen beſtimmte Erklärung von Seiten der Herren Actionäre Sorge tragen zu wollen; dann werde ich im Stande ſein, zu einem Entſchluſſe zu gelangen und gewiß nicht ſäumen, Ihnen dieſen mitzutheilen. Mit aufrichtiger Hochachtung.

Seydelmann.

Dieſer Brief iſt heute abgegangen.

Haben Sie doch die Güte, Herrn Speyer zu einer ſchnellen Antwort auf meinen Brief zu bewegen. Sobald die ſtolzen Herren in

Frankfurt ſagen, was ſie für den Kopf geben wollen, der ihnen einen andern erſetzen ſoll, werde ich meiner Unruhe ein Ende geſetzt ſehen und ebenfalls rund mit der Sprache herausgehen. Bis dahin aber — kann ich denn etwas anders, als ſchweigen?

Wären Sie doch lieber hier!

Bei der Birch-Pfeiffer war ſehr viel von Ihnen die Rede, wie überhaupt überall! Gott ſchenke Ihnen Geſundheit!!!

Gedenken Sie freundlich

Ihres

Seydelmann.

den 17. Februar 1835.

Verehrteſter Herr und Freund!

Sie glauben es mir ohne weitere Betheuerung, daß ich mich herzinniglich freue, wenn ich aus jedem Ihrer Briefe an A. Lewald auf's Neue erfahre, wie ſehr Sie ſich in Frankfurt gefallen, wie gut es Ihnen geht. Die Krankheit muß auch von Ihnen gewichen ſein und das iſt von Allem das Erfreulichſte!

Hier geht es, wie Sie wiſſen, langweilig, träge, im Karrengaulſchritt. Um die Leute für lebendig zu halten muß man in ihre innerſten Winkel kriechen; dort hocken ſie und brummen und gähnen bei zugemeſſener Arbeit. Hier ſchafft man blos des Futters wegen; aller Antrieb zu Großthaten (!—) kommt hauptſächlich aus dem Magen. Etwanige Ausnahmen kennen Sie; in einigen Jahren iſt hoffentlich auch davon nicht mehr die Rede. Ich will es nur geſtehen, mir wird dieſe Heimath immer unleidlicher! Noch ſträubt ſich zu Vieles in mir gegen dieſen Kleinbürgerſchritt und die Rolle eines Jagdhundes neben einem ſchnarchenden Revierförſter iſt doch gar zu erbärmlich! Ich bin recht begierig zu erfahren, was mir die nächſte Zukunft — „ſchwarzverſchleiert“ — bringen wird.

Grüner hat mir vor einiger Zeit geſchrieben, daß es ihm lieb ſein würde, wenn ich im April wieder nach Frankfurt käme, um zu ſpie-

ten. Wie gern thäte ich das! Aber Sie wiſſen, daß ich ſchon vor Weihnachten zugeſagt hatte zu dieſer Zeit nach Berlin zu kommen. Nun kann ich doch nicht wieder ausbleiben. Will es auch nicht! Es drängt mich ordentlich, meinen Gegnern unter die Augen zu treten. Nicht, als ob ich große Hoffnungen zum Siege über ſie mit mir herumtrüge, ſondern um ihnen in mir einen Schauſpieler zu zeigen, den ihre Armſeligkeiten vergeblich aus der Ruhe zu bringen ſuchen werden. A. Lewald ſchilt mich, daß ich es unterlaſſen will, den geſtrengen Herrn Kunſtrichtern meine Aufwartung zu machen. Ich räſonnire ſo: die Dolche gegen mich ſind ſcharf und ſpitz geſchliffen. Wird dieſe ein freundlich (furchtſamer! —) Beſuch umſtoßen? Nein! Alſo nutzt er nicht. Werden meine Freunde ſich mit mir darüber ärgern? Ja! Mithin abwarten, was geſchieht, und in Berlin kein Anderer ſein wollen als irgendwo. Was meinen Sie? Wie Mancher würde niedlich herumlächeln, wenn der, von andern Orten her, ſtolz erhobene Schauſpieler Seydelmann bei ihnen gekrummbuckelt hätte und doch mit Sand und Staub zugedeckt worden wäre. Ich denke: ſoll ich nicht ſelbſt Ohrfeige um Ohrfeige wechſeln dürfen, ſo will ich mich doch durch männliche Ruhe meinen Feinden gegenüber behaupten und meiner Freunde werth bleiben.

A. Lewald hat mir erzählt, daß Sie, verehrter Freund, meiner nicht nur gedacht, ſondern auch von mir in Ihrem Blatte geſprochen haben. Wie bin ich ſo neugierig! Und dankbar! denn Sie werden ja wohl nichts Schlimmes mit mir vornehmen? — In 5 Wochen denke ich ſchon im Poſtwagen zu ſitzen. Ende März muß ich auf dem Schlachtfelde ſtehen. Wie würde es mich ermuthigen, ginge Ihre Phantaſie: im April auch nach Berlin zu kommen, in Erfüllung!

Unſer ſchnurrbärtiger, ſchwarzäugiger Freund ſchreibt Badealmanache, arbeitet an der Theaterrevue und grüßt herzlich! Meine Frau und Wilhelm, den ich wahrſcheinlich nach München ſchicken werde, ebenfalls; ich aber umarme Sie brünſtig und bitte Sie um ein Paar freundliche Zeilen an mich, Ihren Freund und Verehrer

Seydelmann.

Stuttgart, den 22. Februar 1835.

Dank, tauſend Dank für die freundliche Sendung! Könnte ich Ihnen ſagen, welche Freude mir Ihre „Phantaſie" macht! Und wie ſie mein ganzes Weſen in Aufruhr bringt! Gewiß fühle ich mich zu einer höheren Thätigkeit geſchaffen und nicht zur morſchen Stütze eines alten, kalten, dumpfigen Komödienhauſes. Wären nur erſt neue, beſſere Verhältniſſe gefunden! die jetzigen zu löſen, würde dem feſten Willen ſchon gelingen. Sie ſprechen von Frankfurt, von Grüner's Abdankung, von der Möglichkeit, daß ich ſeine Stelle erhalten könnte. Aber, wäre dann dem Schauſpiel dadurch geholfen? Intendant der ganzen Anſtalt möchte ich um keinen Preis ſein! Wie würde das meine Kräfte zerſplittern! Ich müßte ſie ja auch der Sorge für die Oper und dem damit verbundenen Teufelskram zuwenden, müßte Kaufmann mit den Krämern und Kaufleuten, Schneider und — Gott weiß was werden! Und dazu bin ich wohl nicht gemacht! Nein, Intendant des Frankfurter Nationaltheaters möchte ich nicht ſein, aber — Director des dortigen Schauſpiels? Ja! dieſen Theil des Ganzen würde ich auf meine Schultern nehmen und ihn hegen und pflegen, daß er wieder lebendig und rüſtig würde und mit Kraft der Oper in die Augen trotzte. Spielen könnte ich dabei in gewohnter Weiſe und ſo als College, wie als Director den Schauſpielern zum Siege (?!) vorangehen. Die Kaufleute mögen in Gottesnamen die hohe Intendanz bilden, Guhr allein im Reich der Töne herrſchen; dagegen wollte ich, ausgerüſtet mit unumſchränkter Vollmacht für Alles was das Schauſpiel betrifft, meinen Gegnern ſchon die Spitze bieten, und unterſtützt von tüchtigen Köpfen, dem Worte eine neue, glänzende Bahn brechen! —

Sie ſagen, mein Name habe Klang; gut: ſo verſichere man ſich dieſes Namens für den genannten Zweig und, verſteht ſich, auf eine dem Wirkungskreiſe angemeſſene Weiſe. Hier mag ich wohl anführen dürfen, was ich — verließ ich Stuttgart — am andern Orte wieder finden müßte. Zöge ich mit einer ſelbſt geworbenen Truppe im Lande herum: ich würde den Gukkuk nach ſicherer Gage, nach Penſion und dergleichen fragen; Frankfurt jedoch, der reiche Markt, will ſein

Theater heben, braucht kräftige Dienſte, ſo mag denn Frankfurt auch, gleich andern Bühnen, nicht filzig auf den Pfennig ſehen. Zudem macht eine Directorſtelle dort Dinge nothwendig, an die man in einem Verhältniß, wie ich's ſonſt im Kopfe habe, nicht einmal im Traume zu denken hat. Ich bekomme hier 4000 Gulden jährlich, auf Lebenszeit. Ich habe jährlich einige Monate Urlaub. Was könnte ich dagegen in Frankfurt erhalten? Weidner, wie verlautet, wird die Bühne bald verlaſſen. Sein Abgang würde eine große Lücke herbeiführen: dafür wäre ich Erſatz. Was will man dafür geben? Dann hätte ich mich noch als Schauſpieldirector zu verkaufen. Es iſt eine Penſionsanſtalt mit dem dortigen Theater verbunden; welche Vortheile, ſtatt des hier aufzugebenden lebenslänglichen Engagements — könnten mir von Seiten dieſer Anſtalt geboten werden? Darauf müßte man hinhorchen, und mit ſpitzem Löffel. —

Verehrteſter Freund! Sie meinen es gut mit mir; Sie haben mich — wahrſcheinlich, um den Frieden meiner hieſigen Stellung zu wahren und mich vor den Frankfurtern nicht blos zu ſtellen — Ihres heiligen Schweigens auf Ehrenwort verſichert; Sie wollten, daß ich Ihnen *bald* und aufrichtig antworten möge: Sie ſehen, ich habe es gethan. Von meiner Umgebung erfährt keine Seele Etwas von dieſem Briefwechſel; nicht einmal meine Frau, nicht Lewald! Wozu? „Iſt es gethan, mag's auch zur Rede kommen!" Eher nicht!

Daß ich Sie in Berlin ſehen ſoll, macht mir friſches Blut! Alſo doch Ein Herz, an das ich mich mittheilend werfen darf. Von wegen der Brandenburger Kritik ſind Sie alſo mit mir einverſtanden. Ich laſſe ſie freundlich liegen. Mir iſt es dabei hauptſächlich um meine Freunde zu thun. Sie mögen es immerhin glauben, daß ich ſtolzer bin auf meine Freunde, als auf das leichte Lob einer erſchmeichelten Journaliſtenfeder. Und — „grad' im Sturme iſt mir wohl!" — Sie ſollen machen mit mir, was ihnen gefällt.

Lewald hat Ihre „Phantaſie" über mich geleſen und nannte ſie „*ſehr* gut." Er meinte dabei, daß es ihm ſonach immer ſchwerer gemacht würde auch etwas Ordentliches über mich zu ſagen. Sie wiſſen ja, daß er eine kleine Broſchüre über mich in die Welt ſchicken will.

Wann aber — Wann? — Daß er wahrſcheinlich in Stuttgart bleiben wird, hat er Ihnen wohl geſchrieben? Er wird nun auch eine Zeitſchrift redigiren. So wäre denn der ſtolze Pariſer gefeſſelt. Nächſten Freitag ſpielen wir zum Vortheil für „Schillers Denkmal" Fiesko mit ganz neuer Ausſtattung und einem Prologe von G. Schwab. — Nun Adieu, herzliche Grüße von meiner Hälfte ſoll ich Ihnen ſagen und vom ganzen Hauſe. Unwandelbar

Ihr

dankbarer Freund

C. Seydelmann.

An Wilhelm Speyer in Frankfurt a. M.

Verehrteſter, Geliebteſter!

„Das Schweigen iſt der Gott der Glücklichen,
Die engſten Bande ſind's, die zarteſten,
Die das Geheimniß ſtiftet."

Der Gutzkow ſchreibt mir erhitzende Briefe. Er ſieht einen Reformator des in Schlamm und Koth verſunkenen Theaterweſens in mir; ich ſei geſchaffen, mir die Hände zu beſudeln! „Eine Unze Biſam, Gevatter!" In Schauſpielſachen thut ſie Noth. — Frankfurt, meint er ferner, ſei der Ort für mein klebriges Geſchäft. Ich ſoll hin; als Schauſpieler, Regiſſeur, Direktor der Komödie. Was thun? Sie ſind eingeweiht in das große Vorhaben, ſo ſagt ſein letzter Brief. Das halte ich für ein willkommnes Zeichen. Sie ſind mir gut, ſind klug und Meiſter des Terrains. Sie kennen mich. Was halten Sie von einer Heirath zwiſchen Frankfurt und mir? Freilich bin ich ſchon vermählt, aber Kinderloſigkeit trennt. Ich beſitze auch hier einen lebenslänglichen Kontrakt, der nur mit Übereinſtimmung beider Theile gelöſt werden kann. Laut dieſes Kontraktes habe ich die jährliche Gage von 4000 Gulden, einen Urlaub von drei Monaten jeden Jahrs, und meine Frau erhält, ſterbe ich früher, eine Penſion. Frankfurt giebt keine lebenslänglichen Anſtellungen, wohl aber ſtarke Gehalte.

Welches Äquivalent würde ich für die lebenslängliche Anſtellung bekommen können? Welchen Erſatz für die Penſion meiner Frau? Welche Rechte von Seiten der dortigen Penſions-Anſtalt und endlich einen wie langen Kontrakt?

Als Schauſpieler würde ich für Otto und Weidner eintreten können; und ſoll ich werden, was ſich der gute Glaube von mir verſprechen mag, der Meſſias Ihres Schauſpielerweſens, ſo muß man mir die Direktion deſſelben in die Hand geben, mich in allen künſtleriſchen Beziehungen frei walten laſſen, mir ein angemeſſenes Gewicht der Operngewalt gegenüber einräumen und nicht mit gebundenen Fäuſten Fechterkünſte von mir fordern. Titular-Schauſpieldirektor will ich nicht werden; ein Narr zu ſein, brauche ich die Gränze Schwabens nicht zu verlaſſen.

Sagen Sie mir, Verehrteſter, was Sie dazu meinen? Sagen Sie ganz offen! Sie ſehn, daß ich es auch bin. Schweigen kann ich — noch beſſer als das Grab; ſelbſt der Schaufel des Gräbers will ich widerſtehn. Sie werden nicht zurückbleiben. Veröffentlichung würde mir wenigſtens große Unannehmlichkeiten zuziehn, und Sie ſind mein Freund!

Gutzkow empfiehlt mir Eile. Erſt aber muß ich mich mit Ihnen beſprechen. Sie werden als Freund reden, der mit allen Winden und Untiefen vertraut iſt, zwiſchen denen die See liegt, der ich mein Boot überliefern ſoll. Baldige Antwort erbittet ſich

Stuttgart, den 5. März 1835.

Ihr

Ihnen von Herzen ergebener
Seydelmann.

An Wilhelm Speyer in Frankfurt a. M.

Ja, mein herzlich geliebter Freund, Dr. Beurmann hat Recht: Bald werde ich bei Ihnen ſein. Ich wähle nicht den kürzeren Weg durch Nürnberg nach Berlin; ich kehre erſt bei denen ein, die mich

lieb haben, an deren Blick und Gruß ich mich erkräftigen kann. Dann zum Kampf!

Sonntag Abend will ich mich in den Eilwagen ſetzen. Montag Abend alſo kann ich nach Frankfurt kommen. Lieb wär es mir, wenn nicht Viele darum wüßten. Wozu die kurze Zeit noch mehr beſchränken durch müßiges Geſchwätz mit Kunz und Peter?

Ob Dr. Gutzkow wohl mitreiſen wird? Mir wäre es ſehr lieb! Hat denn die bewußte Angelegenheit ſchon viele Mitwiſſer? Ich fürchte, ja. Es wäre keinenfalls gut.

Begierig bin ich doch, was das hochverehrte Comité herausgeweisheitet haben wird. Bevor mir nicht der feſte Wille entgegentritt kann ich nichts anders ſagen, als ich Ihnen im Vertrauen bereits mitgetheilt habe. Dahin darf es durchaus nicht kommen, daß es ſchiene, als hätte ich mich angetragen. Sie werden das begreifen. Spiele ich doch nur die Rolle der zarten Jungfrau, die den kräftigen Bräutigam erwartet. Daß, wenn die Verbindung vollzogen wird, geſunde Kinder in die Welt ſpringen können, will ich ſelbſt nicht bezweifeln, obwohl mir nur ein ſittſames, beſcheidenes Lächeln dabei geziemt.

Sorgen Sie nur, daß ich was Rechts von Ihnen erfahre, ehe ich nach Berlin gehe. Diplomatiſche Kreuz und Queerzüge könnten mich leicht um allen Appetit bringen; die ganze Geſchichte ſoll ja kein Fuchsprellen ſein und werden.

Im Augenblick bleibt die Hauptſache: Schweigen! — Erfahren die Theaterleute, hier oder in Frankfurt, von dem Vorhaben nur eine Sylbe, dann liegt es auch in des Teufels Klauen. Sie, mein Verehrteſter, und Alle, die ſich Menſchenkenner glauben, verſtehn ſich auf das wunderliche Couliſſengezücht noch nicht. Man muß mit ihnen gelitten, geſündiget, ſie im Wachen und in ihren Träumen belauſcht haben, um ſie recht zu würdigen! Gewöhnliche Brillen und Handſchuhe reichen nicht hin, ſie zu erkennen und zu behandeln. Alſo Schweigen! — Immer voll Liebe und Ergebenheit

Stuttgart, den 18. März 1835.

Ihr

Seydelmann.

Seydelmann wurde der Erfolg des Gastspiels in Berlin noch erschwert, indem, außer dem allgemeinen Rufe, der ihm als Charakterdarsteller vorherging, fast gleichzeitig eine Schrift von Lewald: Seydelmann und das deutsche Schauspiel erschienen war, welche nur Bewunderung für den Künstler athmete und namentlich seine erstaunenswürdige, Proteische Natur, als eine kaum jemals dagewesene schilderte. Was hatte also Seydelmann zu erfüllen, wenn er so gesteigerten Erwartungen, in welche sich natürlich auch viel Skeptisches einschlich, genügen wollte. Von Seiten des Darstellers wie des Publikums war jede Unbefangenheit gewichen. Der Erstere ging wie auf der Schneide des Schwerdtes, weil ihm nach solcher Vorherverkündigung Alles auf dem Spiele zu stehen schien, das Letztere hatte sich nur mit kritischer Stimmung eingefunden, weil es über einen Ruf zu Gericht saß, der bis jetzt nur dies Tribunal vermieden hatte und der sich doch so kühn, so herausfordernd Jedem stellen zu wollen verhieß.

Seydelmann trat im April 1835 zum ersten Mal als Carlos im Clavigo auf. Diese Rolle war von dem Künstler nicht ohne Absicht gewählt worden. Sie gehört durchaus nicht zu den sogenannten dankbaren, welche die Massen aufregen und große Wendepunkte in der Entwicklung darbieten. Und doch war der erste Erfolg so entscheidend. Aber Seydelmann war sich bewußt, grade in diesem Charakter etwas durchaus Neues, Eigenthümliches zu bieten, was wieder nur darum überraschte, weil sich ein Jeder darüber verwundern mußte, daß diese Gestalt nicht von jeher so sicher erfaßt und mit so überzeugender Wahrheit hingestellt worden sei. Man war gewohnt in Carlos einen Intrigant, oder gar einen boshaften, auf Zerstörung der edelsten

Verhältniſſe mit Luſt hinarbeitenden Mann zu ſehn; Manche hatten gar eine kleine Inkarnation des Mephiſtopheles gegeben. Nun ſah man plötzlich einen feinen, gewandten, aber von Verſchmitztheit entfernten Mann von unerbittlichem Verſtande vor ſich, der ſich nur durch keine Rückſicht des Gemüths in dem irre machen läßt, was ſein heller Geiſt als zweckmäßig, ja als heilſam für das Glück des Freundes erkannt hat und dem nichts mehr widerſtrebt, als Halbheit und Unentſchloſſenheit. Dieſen beſonnenen, Zweck und Mittel ſtets in richtigem Verhältniß auffaſſenden Weltmann ſah man über einen Schwächling ſiegen, der, halb von Ehrgeiz, halb von ſentimentaler Liebe umhergeworfen, nicht Muth genug beſitzt, um nur ein ehrlicher Mann zu ſein, und nicht Stärke genug, um ſich mit vollen Segeln einem kühnen Ehrgeiz zu überlaſſen. Hier lernte man, wie auf einen Schlag, das Geheimniß kennen, wie eine jede in ſich geſammelte Geiſteskraft, jede feſte, ihrer ſelbſt bewußte Richtung, ſelbſt ohne das Pathos einer ſittlichen Geſinnung, über einen Umfang von Mitteln gebietet, welche ſie im Augenblick, wo es gilt, wie ein Feldherr ſeine Kolonnen faſt mit der Sicherheit eines mathematiſchen Kalküls zum Siege führt.

Die große Scene des vierten Akts, in welcher der Schwerpunkt des ganzen Dramas, wie des Carlos liegt wurde daher nicht wie ein großes rhetoriſches Prachtſtück gegeben, das, wie bunte, wechſelnde Flammen und himmelanſtrebende Raketen das Auge blendet, ſondern als der Moment der höchſten Reife, der concentrirteſten Stärke, deren dieſer gemüthliche, aber ſeiner ſelbſt gewiſſe, von aller Halbheit freie Verſtand fähig iſt. Dieſe organiſch gewachſene Frucht war es, welche die Hörer mit dem Gefühl einer Naturnothwendigkeit erfüllte und plötzlich jenen Sturm des Beifalls, jenen langdauernden Jubel hervorrief, den man nach dem unſcheinbaren Anfang nie hätte erwarten dürfen. Was Horaz vom homeriſchen Sänger, im Gegenſatz der cycliſchen Dichter ſingt, daß er nicht aus Glanz uns Rauch, nein Licht aus Rauch uns giebt, dies hatte auch Seydelmann durch ſeinen Carlos als das Geheimniß ſeiner außerordentlichen Wirkung bewährt.

Wie kritiſch und faſt ſkeptiſch ſich das dichtgedrängte Publikum gleich gegen den großen Ruf Seydelmanns verhielt zeigte ſich darin,

daß es, ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, durch kein Zeichen des Beifalls vor dieſem Ruf ſalutirte. Nur eine tiefe Spannung herrſchte im ganzen Hauſe; Seydelmann ſelbſt, ſonſt ſo frei, ſo durchaus ſicher in dieſer Rolle, fühlte ſich befangen. Man wog gleichſam die Laute des berühmten Gaſtes. Kein klangvoller, metallheller Ton drang aus der Bruſt des Künſtlers, kein impoſanter Moment konnte die Maſſen in den erſten drei Akten fortreißen; man ſchien nur mit Widerſtreben dem großen Rufe Glauben zu ſchenken. So auf und abwogend zwiſchen Glauben und Zweifeln war man der Darſtellung Seydelmanns bis zum vierten Akt gefolgt. Da ſiegte die einfache Macht der Wahrheit, die gebieteriſche Gewalt des Geiſtes, der nun auch die ganze vorhergegangene Bewegung plötzlich, als eine aus der Natur der Sache ſelbſt erwachſene darlegte, welche ſich in der großen Unterredung mit Clavigo nur in ihren Brennpunkt zuſammenfaßte. Seydelmann hatte einen vollſtändigen Sieg erfochten, der kalte Zweifel war in die feurigſte Bewunderung übergegangen. Ein Charakter war durch dieſe Darſtellung mit der überzeugendſten Wahrheit aufgeſchloſſen und das ſittliche Vorurtheil gegen dieſe Geſtalt beſiegt worden. Der große Schauſpieler hatte gewiſſermaßen reformatoriſch auf die Auffaſſung der Menge eingewirkt und die Anſchauung der tiefer Blickenden zu einer apodiktiſchen Gewißheit erhoben. Keine beſonderen Hebel, keine Schauſpielerkünſte waren dazu in Bewegung geſetzt worden. Der helle, durchdringende Verſtand hatte dieſe Natur in ihrem Verhältniß zu dem Ganzen des Kunſtwerks, wie zu allen andern Geſtalten mit der höchſten Sicherheit erkannt und der ſchöpferiſche Genius hatte dieſem idealen Geſchöpf Adern und Sehnen, Fleiſch und Blut gegeben und ihm bis in die äußerſten Nervenſpitzen ein warmes Leben eingehaucht. An demſelben Abend zeigte Seydelmann noch durch ſeinen Koch Vatel die Virtuoſität ſeiner Umgeſtaltungskunſt, indem Niemand in dem franzöſiſchen Koch den Darſteller des Carlos ahndete. So ſehr war er ein völlig Anderer geworden, daß Viele im Ernſt zweifelten, ob denn derſelbe Menſch wirklich vor ihnen ſtehe, der uns ſo eben in den Kreis der höchſten Geſellſchaft verſetzt und uns mit dem dichteſten Netz ſeines dialektiſchen Weltverſtandes umſponnen hatte. Die Preſſe

machte ſich nach dieſer Leiſtung in faſt einſtimmiger Bewunderung Luft. Man wetteiferte nun von allen Seiten auch ſeinen Dank für ſo außerordentliche Gaben darzubringen. Von jetzt an ward Seydelmann, während der ganzen Zeit ſeines Gaſtſpiels, der eigentlich geiſtige Mittelpunkt der Tages-Intereſſen. Sein Gaſtſpiel war ein wirkliches Ereigniß, das faſt alle Klaſſen der Geſellſchaft, die durch ihre Bildung und Neigung irgend eine Beziehung zum Theater haben, lebhaft berührte. Seit vielen Jahren war ein ſolcher Erfolg auf dem Felde der darſtellenden Kunſt in Berlin nicht erlebt worden. Nur Nannette Schechner konnte im Gebiete der Oper durch die Dauer der Begeiſterung und den ſtets wachſenden Andrang zu ihren Gaſtrollen ſich einer ähnlichen, alle Klaſſen und alle Nüancen der Geſellſchaft ergreifenden Bewegung rühmen. Aus den zuerſt bedungnen zwölf Gaſtrollen wurden achtzehn und ſteigerten ſich, da die Theilnahme ſich immer gleich blieb, bis zu dreißig.

Seydelmann hatte durch ſeinen Aufenthalt in Berlin auch Diejenigen dem Theater wiedergewonnen, welche ſich ſeit Jahren von dem Beſuche deſſelben fern gehalten hatten, weil ſie noch umſchwebt von der Erinnerung an die glorreiche Zeit der Berliner Bühne, an die auf derſelben herrſchende ächte Wahrheit des Spiels, in der jetzigen Bühne nur den Verfall jener Tage ſahen. Ihnen ſtrömte bei Seydelmanns Leiſtungen gleichſam der Duft ſüßer Jugenderinnerung zu. Varnhagen v. Enſe faßte mit ſeiner Kunſt des Worts den Eindruck, welchen Seydelmanns Darſtellungen auf die Gemüther hervorbrachten, in zarter Erinnerung an die Kunſterlebniſſe Rahels, eben ſo warm, als ſinnig auf, indem er ſagte: „Wir bedauern, daß Rahel nicht erlebt hat Seydelmann in Berlin auftreten zu ſehn. Sie würde den größten, reinſten Kunſtgenuß gehabt haben, das ſchönſte Talent und die vollſte Anerkennung zu ſehn. Was in Iffland ächt geweſen, was Wolff zu ſein erſtrebt hatte, wäre ihr in dieſem Künſtler, ohne die Zuthat des Falſchen und Mangelhaften, endlich als reine Meiſterſchaft entgegengetreten, und ſie, der es das größte Bedürfniß war, Beifall und Entzücken laut zu bezeigen, der es aber auch oft widerfuhr, ihren Eindrücken und Urtheilen nicht nur die dumpfe

Menge, ſondern auch befangene, mehr klügelnde, als klug Gebildete widerſtreiten zu ſehn, ſie hätte den Triumph genoſſen, diesmal alle Stimmen, auf die irgend ein Werth zu legen war, hier in demſelben Enthuſiasmus wetteifern zu finden.“

Seydelmann ſammelte aber nicht nur die alte Generation, welche ſchon mit dem Theater abgeſchloſſen hatte, um ſich, ſondern auch die junge, lebensfriſche, von Gedanken bewegte und den Gedanken überall nachgehende Generation. Auch dieſe philoſophiſche Jugend, welche ſich beſonders um Hegel als Mittelpunkt des geiſtigen Aufſchwungs, und einer großen Gedanken-Revolution geſchaart hatte, begrüßte in Seydelmann einen Mann ihres Schlages, der es verſtehe, den Mikrokosmus aufzuſchließen und in der abgeſchloſſenſten Umgränzung einen unendlichen Gehalt menſchlichen Lebens zu enthüllen. An der Spitze dieſer philoſophiſchen Phalanx ſtand Eduard Gans, allen Intereſſen der Gegenwart mit ſeiner geiſtreichen Beweglichkeit zugewendet, welcher zuerſt die Brücke geſchlagen hatte, um die Philoſophie aus der Abgeſchiedenheit von den unmittelbaren Erlebniſſen des Tages in die bewegte Gegenwart hinüberzuführen. Gans wandte ſich unſerm Künſtler mit Entzücken und mit ſteigender Bewunderung zu und ſprach ſich in ſeiner geiſtreichen Weiſe über die ganze Reihe der Gaſtdarſtellungen Seydelmanns in der von Rellſtab redigirten Zeitſchrift „Berlin“ von dieſen Eindrücken ſo ergriffen aus, daß er während dieſer Zeit nur dieſer feſſelnden Erſcheinung zu leben ſchien, von der er einen neuen Aufſchwung für die darſtellende Kunſt erwartete. Gans faßte namentlich mit ſicherm Blick auf, daß von dieſem Künſtler ein ſeltener Sieg über die Materie errungen worden ſey, daß er uns eine vergeiſtigte Natur darbiete und, wie ſelten ein Schauſpieler, ſeine Ehre, wie ſeine Stärke darin ſetzte ſeine Rollen nicht nach dem vorübergehenden und bewußtloſen Händeklatſchen des durch falſchen Effekt begeiſterten Publikums, ſondern nach dem innern Bedürfniß des gegebenen Charakters zu nehmen. Sehr ſinnvoll bezeichnete namentlich E. Gans die Arbeit des Geiſtes, welche Seydelmann an ſich ſelbſt vollbracht hatte, indem er ſagte: „Der Marmor, aus dem dieſe Statue gebildet worden, iſt kein fleckenreiner. Die Natur hat hier keinen ſo unmittelbaren

Wurf gethan, daß man den Gegenſtand ihrer Vorliebe nur hätte hinſtellen dürfen, um irgend ein Reſultat zu gewinnen: vielmehr hat der Stoff durch jahrelanges Arbeiten und Feilen erſt zugerichtet werden müſſen, und das was ſich entwunden hat, iſt ſomit nicht die unmittelbare, ſondern die vergeiſtigte Natur."

Dieſes Moment daß bei Seydelmann der Geiſt erſt die Natur unterworfen, durch ausdauernde Arbeit die Materie erſt überwältigt hatte, wurde nun von der Oppoſition feſtgehalten und iſolirt. Man baute darauf die ſeltſamſte Auffaſſung und Theorie, daß die Darſtellungen Seydelmanns nur Produkte des Verſtandes und kluger Berechnung ſeien, an welchen aber das Genie keinen Antheil habe.*) Die nicht wegzudisputirenden Wirkungen deſſelben ſah dieſe Parthei zum Theil als Reſultat einer durch die raffinirteſte Berechnung erfolgten Überraſchung, zum Theil auch als aus der Eitelkeit und Vornehmthuerei des Publikums ſtammend an, welches ſich durch ſeine Anerkennung Seydelmanns im Grunde nur das Zeugniß ſeiner eignen Tiefe und ſeines kritiſchen Verſtandes ausſtelle. Es iſt ſehr charakteriſtiſch für Berlin, daß dieſer Gegenſatz, und dieſe Kontroverſe, ob die Leiſtungen Seydelmanns aus dem Genie, oder dem reinen Verſtande hervorgingen, hier zum erſtenmal auftauchte und des Breiten beſprochen wurde. Man hatte ſich bisher immer nur unbefangen an die Macht der Darſtellungen hingegeben, aber ſich nie zu einer ſo ſubtilen Frage nach dem Urſprung derſelben verſtiegen. Der unbefangene Zuſchauer hatte ſich an die Totalität gehalten und die einzelnen immer miteinander und zugleich wirkenden Vermögen des Geiſtes nicht auseinander geriſſen. Für den ſinnigen Menſchen von geſundem Urtheil und reiner, durch die zerſetzende Reflexion noch ungetrübter Anſchauung wirkt in allen den ganzen Menſchen ergreifenden Erſcheinungen der Geiſteswelt immer auch die Totalität der Kräfte, der ganze Menſch, nur unter der Herrſchaft eines Momentes des Geiſtes, welches aber die andern alle in ſeinen Dienſt

*) Gutzkow ſagt in dieſer Beziehung ſehr treffend (Aus der Zeit und dem Leben S. 444): „Es war nicht die Rollenauffaſſung, worüber man ſtritt, ſondern ſein ganzer höherer Werth wurde in Abrede geſtellt. Man beſtritt ihm die Urſprünglichkeit."

genommen hat und gemeinſchaftlich mit ihnen die Totalwirkung erzeugt. Die einſeitige Reflexionsbildung iſolirt dagegen, weil ſie die Einheit der Momente des Geiſtes und die Art ihres Ineinandergreifens nicht zu faſſen vermag, ſehr leicht das eine, oder andre Moment und dekretirt mit Selbſtgefälligkeit die Abweſenheit der anderen Momente. Da ſich nun in Seydelmann vorzugsweiſe die in die Tiefe dringende Beſonnenheit geltend machte, da er ferner ſich nie einer nur momentanen Eingebung überließ, ſo iſolirte eine einſeitige Reflexionsbildung dieſes Moment der Beſonnenheit und machte den Verſtand allein zum Erzeuger aller der Schöpfungen, welche die Maſſe bewegten und unabläſſig den Gegenbeweis einer ſo abſtrakten Theorie führten. Es gehörte weſentlich mit zum Charakter der Bildung Berlins, daß hier zum erſtenmal ſolche Gegenſätze mit formeller Gewandtheit beſprochen und dieſe principiellen Kontroverſen mit Leidenſchaftlichkeit durchgefochten wurden. Je einſeitiger ein Theil der Preſſe, freilich der bei weitem untergeordnetere, der auch durch die Art der Kampfführung ſeine Schwäche verrieth, das ganze Gewicht auf den bloßen Verſtand des Künſtlers, als den eigentlichen Werkmeiſter ſeiner Darſtellungen, legte, deſto mehr bezeichneten die Gegner dieſer Abſtraktion grade das Gleichgewicht des Genies und des kritiſchen Verſtandes in Seydelmann als das eigentliche Geheimniß ſeiner großen Wirkungen. Wir haben weiter unten in dem eigens der Würdigung des Künſtlers gewidmeten Abſchnitte unſers Werkes dieſe Kontroverſe der Kritik gründlich unterworfen und die Wahrheit auf welche dieſelbe zurückzuführen iſt, entwickelt. Hier mußte der Ort der Entſtehung dieſes Gegenſatzes und der Zuſammenhang deſſelben mit der Bildung Berlins zunächſt zur Sprache kommen.

In Seydelmann war die Bedeutung der Charakterdarſtellung wahrhaft wieder aufgetaucht. Man ſah, daß es noch eine durch ihre eigne Kraft exiſtirende Schauſpielkunſt gab, an welcher man in Berlin faſt zu verzweifeln anfing. Grade der ungeheure Erfolg, welcher dem Künſtler zu Theil wurde, der in vielen Rollen auftrat, in denen weder das poetiſche Intereſſe, noch das Intereſſe der Neuheit lockte, war der bündigſte Beweis, daß in Seydelmann der Reiz der Charakterdarſtellung, und der Umwandlungsfähigkeit, den eigentlichen Nerv des Beifalls und

des Zudrangs bildete. Man empfand es mehr oder weniger klar, daß in dieſem Künſtler ſich die Forderungen der guten alten Zeit des Theaters mit den geſteigerten Anſprüchen der gegenwärtigen Gedankenbildung vereinigten. Darum begegneten ſich die alten Theaterfreunde der Iffland'ſchen Zeit mit den Verfechtern der philoſophiſchen Ideen der Gegenwart in traulicher, herzlicher Begrüßung dieſer ſeltenen Erſcheinung. Den Erſteren wurden die Jugenderlebniſſe wieder wach gerufen, die Letzteren ſahen in der eiſernen Konſequenz, in dem genetiſchen Fortſchritt eines Charaktergebildes ein Abbild des ſich mit innerer Nothwendigkeit entfaltenden Lebens, deſſen Geſetz die Philoſophie enthüllt hatte. Während ſo alle Notabilitäten der Kunſt und Wiſſenſchaft wetteiferten, dem Künſtler ihre Achtung auszudrücken, und ſelbſt die höchſtgeſtellten Perſonen einen Mann erſten Ranges in Seydelmann ehrten, durften die Kunſtgenoſſen hinter einer ſolchen Anerkennung nicht zurückbleiben. Nachdem das Publikum die dem Künſtler vom König bewilligte Benefiz-Vorſtellung im Opernhauſe durch ſeine begeiſterte alle Formen der Huldigung freigebig ſpendende Theilnahme zu einer ſeltenen Feier erhoben hatte, ehrten ſich die Mitglieder der Bühne durch eine glänzende Abſchiedsfeſtlichkeit, welche ſie ihrem ſcheidenden Genoſſen bereiteten. Faſt Alle fühlten, daß in dem Triumphe ihres Kunſtgenoſſen, wie in der Achtung, welche man ſich überall dem Künſtler an den Tag zu legen beeifert hatte, ihre eigne Thätigkeit geehrt und die Stellung des Schauſpielers zu einer glänzenden Geltung gekommen war. Dies drückten die Mitglieder der Bühne faſt einſtimmig ihrem berühmten Genoſſen aus. Aus der ganzen Haltung jenes Feſtes ging es unzweideutig hervor, daß man ihm das Principat deutſcher Schauſpielkunſt zugeſtand und ſich durch die Macht ächter Künſtlergröße auch frei genug fühlte, um die Ehre, die Seydelmann widerfahren war, als eine der dramatiſchen Darſtellung und dem ganzen Stande zu Theil gewordene freudig mitzuempfinden. Seydelmann ſelbſt war von dieſen Erfolgen, welche auch die kühnſten Hoffnungen ehrgeiziger Stunden überboten hatten, tief bewegt. Er ſah dieſes Gaſtſpiel mit Recht als einen Wendepunkt ſeines Künſtlerlebens an und ergoß ſich, ſeinen Freunden gegenüber, in Entzücken über die ihm gewordene Anerkennung. Wir laſſen daher dieſer objektiven Darſtellung

einige der Briefe Seydelmanns folgen, in welchen derſelbe den Eindruck ſeiner Aufnahme in Berlin mit der vollen Friſche unmittelbarer Empfindung ausſpricht; dieſelben ſind an ſeinen innigen Freund von Goldner in Darmſtadt und an Gutzkow gerichtet.

An Wolfgang von Goldner.

Berlin, den 5. Mai 1835.

Herzlichſt geliebter Freund!

Nehmen Sie Ihre Kunſt, undeutliche Buchſtaben zuſammenzuleſen, zur Hand: ich muß ſchnell ſeyn.

Wie geht es mit Ihrer Geſundheit? Beſſer! Werden Sie reiſen? Und wann? — wohin? Wie lieb es mir wäre, wenn Sie in Stuttgart, oder in Cannſtadt blieben, könnte ich Ihnen mit dem beſten Willen wohl nicht beſchreiben! Ich hatte von jeher den unerſchütterlichen Glauben, in Ihnen einen Freund — im vollen Sinne des Wortes! — zu beſitzen; dieſer Glaube kann mich gar nicht mehr verlaſſen und — einen Freund hat man am liebſten in der Nähe. Trägt man ſein Bild im Herzen, warum läge man nicht gerne an ſeiner Bruſt! Ich freue mich und trage Sehnſucht, Sie wieder zu ſehen! Wenn's da nur keinen Querſtrich giebt! — Ihre verehrte Frau Gemahlin iſt hoffentlich recht wohl und freut ſich des ſchönen ſchwäbiſchen Frühlings. Ich küſſe ihr die Hand, trotz des kleinen, ſarkaſtiſchen Lächelns, das um ihren Mund ſpielt, und bitte ſie, mich in guter Erinnerung zu behalten. Wie es mir geht? Angeſichts des Publikums und der Kritik fortdauernd gut, beſſer, faſt dürfte ich ſagen brillant! Jedenfalls haben wir (Sie, der Sie als Freund meine Beſorgniſſe theilten und Andere — aus andern Gründen) dieſen Erfolg nicht erwartet. Hier die trockene Erklärung, nämlich die Thatſachen! Statt der anfänglich bedungenen zehn Gaſtrollen — aus denen zwölfe, ſechszehn, dann achtzehn wurden — werden jetzt vierundzwanzig! — Man darf dieſes Factum immerhin eine Kritik nennen, und zwar die erſchöpfendſte! Sie iſt es auch, vor dem ganzen deutſchen Publikum, das es längſt verlernt zu haben ſchien, von einem ſoliden Schauſpieler (ſo taufe ich mich mit gutem Gewiſſen!) Notiz zu neh-

men. Ohngeachtet meiner ruhigen, einfachen Art und Weiſe, die ſich im Spiele faſt aller meiner Collegen oft ganz zu verlieren ſcheint — nimmt das Publikum auch hier einen Antheil an meinen Darſtellungen, der, bei ſeiner Seltenheit, Wärme und Ausdauer die Berliner über ſich ſelbſt erſtaunen macht. Trotz ſchönen Wetters iſt das Haus immer gefüllt; die Billette ſind von Ankündigung zu Ankündigung vergriffen und — wohl zu merken! — alle Freikarten (einige hundert an der Zahl) ungültig. Es iſt ein anderes Publikum, als das gewöhnliche, das jetzt das Theater beſucht; Leute, die ſeit Jahren ſich vom Schauſpiele zurückgezogen hatten, kommen wieder herbei und begrüßen ſich, wie auf einem ihnen fremd gewordenen, ſonſt wohl viel beſuchten Platze. So höre ich nemlich rund um mich erzählen und die häufigen Einladungen in die erſten Zirkel Berlins nöthigen mich zu glauben, daß man mich wahrhaft achtet! — Ich will nun mit dem Allen gewiß nichts weniger als prahlen: dem Freunde darf und muß ich es ja wohl erzählen!

Seine Majeſtät, der König von Preußen, hat geſtern im Palais — wo er von Zeit zu Zeit, vor ſeinem Familienzirkel, ein kleines — dem Raume angemeſſenes Luſtſpiel geben läßt, die dort beſchäftigt geweſenen Mitglieder, wobei Hofrath Esperſtedt und Regiſſeur Weiß waren, nach mir befragt und wiſſen wollen, wie oft ich nun noch ſpielen werde? Viermal noch (denn ich hatte 14 Rollen hinter mir); war die Antwort. Darauf fing er an, mich zu loben. „Guter Schauſpieler, der Seydelmann; immer brav, immer anders und immer ein guter Künſtler, ausgezeichnet! hat mir recht gefallen!“ — Dieſe kleine Unterredung läuft nun von Ohr zu Ohr, weil Jeder von den dabei Geweſenen vom — Könige erzählen will; nicht eigentlich von mir; Bewahre! — Nach eines Kollegen Urtheil bin ich zwar gar kein Schauſpieler; höchſtens Einer, den Gott im Zorne dazu gemacht hat. In dieſem Sinne ſprechen auch einige kleine ſchwindſüchtige Journale. So wird es kommen, daß mein Name hin und her auch einen Schmutzfleck kriegt. Was will ich machen? Nichts — gar nichts! Notiz davon nehmen, hieße, dem Koth eine Ohrfeige und den Kerlen den heißerſehnten Stoff zu weiterem Gifte geben. Still alſo — mäuschenſtill! Gott der mit mir iſt, wird's auszugleichen wiſſen!!! Und gleicht er's denn nicht jetzt ſchon

aus? treibt er nicht wahren Hohn und Spott mit meinen Feinden? Läßt da einen Schauspieler auftreten, bei immer vollen Häusern, vierundzwanzigmal, und hat ihn doch nur „im Zorne" zum Schauspieler gemacht!

Was mir Heinrich Beer von Rezensionen in's Haus schickt, gebe ich immer meiner Frau, vorgestern habe ich ihr wieder was gesendet; Sie werden's ja wohl zu lesen bekommen.

Hamburg muß ich nun vielleicht aufgeben; Berlin scheint mir in diesem Augenblicke zu wichtig, um es gegen einen Ort, wo ich schon gewesen, kurzweg zu verlassen. Meinen Sie nicht auch? Es wird meinem Namen immer gut thun, wenn sich, in solch' müder Kunstzeit — ein so ausgedehntes Gastspiel schließt; in einem Orte, der mich gewiß nur mit Essig, nicht mit Wein zu bedienen gedachte. Um so mehr preise ich meinen lieben lieben Herrgott, der mich noch nie im Stiche gelassen. Ich bin ihm aber auch treu! — Die Engagementsanträge von Seiten Berlin's werden immer dringender; unmittelbar, und durch Unterhändler. Ich spiele ein bischen Talleyrand. Soll ich nicht? Einladungen zu preußischen Gastspielen habe ich die Menge. Die Staatszeitung wird das wohl bewirkt haben. Auch nach Bremen und Leipzig soll ich gleich kommen. Vorige Woche habe ich an Leutram geschrieben. Ob der König gnädig seyn und mich noch beurlauben wird? Der königliche Hofmaler, Professor Hensel zeichnet mich; auf seine — nicht auf meine Bitte; dann wirds wohl lithographirt werden. Es scheint mir getroffen. Und nun den herzlichsten Gruß und Kuß und die herzlichsten Wünsche für Ihr Wohlsein.

Ihr
ergebenster
Carl Seydelmann.

Lieber Freund!

In eiligster Eile! — Freuen Sie sich! Sie hätten wie alle meine Freunde am 26ten Mai im Opernhause zu Berlin seyn müssen! Brechend volles Haus! (bei schönem Wetter! —) Der König, alle Prin-

zen des Königshauſes, fremde Fürſtlichkeiten: kurz, ein feſtliches Publikum verſammelt. Beifall über Beifall! Als ich auftrat, ſtürmiſches, Minutenlanges Begrüßen und Rufen: ich verlor in allem Ernſte die Faſſung; nach dem erſten Stücke: „Ein Mann hilft dem andern" — mußte ich hervor. Nach dem 2ten Akte des Abbé de l'Epée: ſtürmiſcher Hervorruf!

Der König, der dicht am Theater ſeine Loge hat, applaudirte lange und mit ſehr freundlichem Geſicht! — Endlich wurde ich zum drittenmale gerufen, und nun, Freund! laſſen Sie mich Ihnen nur das Factum berichten. Man ſagt oft: Minutenlanger Beifall! Hier wurde es buchſtäblich wahr. Ich wußte nicht, wo ich mich eigentlich befand: demüthig in Gott ſtand ich da, während ein Regen von Gedichten, Blumen, Kränzen das Haus erfüllte und der forttobende Ruf erſcholl:

Hier bleiben! Gleich! Vivat! Seydelmann! Kränze nehmen! Kränze aufſetzen! Vivat! u. ſo fort. Endlich fühlte ich mir einen Kranz auf die Stirn gedrückt, aber, gewiß! ich ſah mich nicht um! ſo war mir zu Muthe. Die Hagn, welche den Taubſtummen geſpielt hatte und in der Couliſſe ſtand, war hervorgetreten, um dem Publikum den Willen zu thun. Sprechen konnte ich erſt ſpät — Beifall und die obigen Ausrufungen unterbrachen mich ſtets. —

Als der Vorhang endlich fiel, ſtürzte Alles auf die Bühne, aus dem Orcheſter kamen ſie heraufgeſtiegen und nahmen ſich Kränze, Blumen und Gedichte. Ich hörte laut ſchimpfen, daß man mir ſie doch laſſen ſollte. Einige brachten mir, was ich meiner Frau ſchicken werde.

Ich meine, ſo könne ich in meinem Leben nicht mehr geehrt werden!

Es war eine öffentliche Krönung im Angeſichte eines ausgezeichneten Publikums; und wo???! —

Das alſo der Schluß meines Gaſtſpiels in dem gefürchteten Berlin! Mit mir iſt Gott! dafür bin aber auch ich nur ſein Geſchöpf bis zum letzten Athemzuge! voll Dankbarkeit und Demuth!

Jetzt nach Hamburg!

Wie unendlich bin ich meinem Herrn, dem Könige von Würtemberg, auf's neue verpflichtet!!!

Adieu!

Ihr

Seydelmann.

28. Mai 1835.

Lieber Freund! Im Fluge noch einige Zeilen!

Eben wollte ich Ihnen im Briefe an meine Frau inliegendes Billet schicken, da erhalte ich Ihr Schreiben vom 24. Mai. — Da der König die Verlängerung des Urlaubs allergnädigst gewährt hat, bin ich auch auf dem Wege nach Hamburg. Die Postkarte liegt schon vor mir und die Koffer stehen gepackt.

In 3 Wochen hoffe ich in Stuttgart zu seyn. Dann gehe ich nach München.

Aus dem beiliegenden Toast ersehen Sie, bester Freund! daß ich in Berlin nach allen Richtungen hin einen herrlichen Sieg erfochten habe. Die Collegen waren bei einem höchst leckeren Gastmahle im Saale von Jagor unter den Linden, das sie mir zu Ehren veranstaltet, versammelt. Die herrlichste Lustigkeit herrschte; es wurde über Kunst im Allgemeinen, über die Mittel, ihr aufzuhelfen gesprochen; es wurde gesungen und gescherzt. Alle gestanden laut, lange, lange nicht so vergnügt gewesen zu seyn! Ich habe mich im Siegesmuthe, und aufgeregt von so vieler Herzlichkeit um mich herum, tüchtig vernehmen lassen, und ich konnte es wohl erkennen, daß ich ihnen aus der Seele sprach und ihren Mund — den sie auch zu halten pflegen — öffnete. Noch gestern kamen sie, mir ihre Freude und Achtung zu bezeugen und äußerten den Wunsch: sie möchten mich hier haben!! Das macht mich stolz und überzeugt mich, daß es überall Menschen giebt, wenn man sie nur zu wecken versteht. Aber ich bin auch mit mir zufrieden! Mein ganzes Wesen ging auf, und dann hat mich noch Niemand ungern gehabt. — Auch Graf Redern, bei der Abschiedsvisite, lobte, unaufgefordert

von irgend einer Wendung des Geſpräches, mein Verfahren; — er habe mich wohl beobachtet, und müſſe geſtehen, daß er mich gern beobachtet habe; es ſei mir gelungen, die widerſtrebendſten Charaktere in der Geſellſchaft für mich zu vereinen. Was er ſonſt noch geſagt hat und will — davon mündlich! Somit freuen Sie ſich über mein Glück und empfehlen Sie mich der Gunſt Ihrer verehrten Frau Gemahlin.

Adieu!

Ihr treuer

Seydelmann.

An Gutzkow.

Berlin, den 29. April 1835.

Sie laſſen ziemlich lange warten! Wann wollten Sie eintreffen mit Beurmann? Am zwölften d. M. ſpäteſtens; heute haben wir den 29ſten und Sie bleiben in Frankfurt. Wie mir's hier geht? ich weiß nicht, ob Sie das ſchon wiſſen. Im Angeſicht des Publikums? wie ich's nur hätte wünſchen können! Die Vorſtellungen, in denen ich auftrete, ſind ſo beſucht, daß es bei Freund und Feind Verwunderung erregt; ſo voll will man's lange, lange nicht geſehen haben. Die Billette ſind von einer Ankündigung zur andern ſchnell vergriffen und darum werde ich von hoher Intendanz, die hier, wie in der freien Stadt Frankfurt ſehr, ſehr gütig gegen mich iſt, fortwährend zu Wiederholungen aufgefordert. Die Zahl meiner Gaſtſpiele wächſt und mit ihr die Theilnahme. Ich werde, ſo oft ich auftrete, begrüßt und an dem unzweideutigſten Beifall und Hervorruf fehlts nie! Beweiſe von Achtung anderer Art werden mir ebenfalls in Hülle und Fülle zu Theil und Einladungen in die beſten Zirkel kommen täglich. Ich bin mit einer Menge ausgezeichneter Männer bekannt geworden und was ich von dieſen über meine Darſtellungen hören muß, könnte mich wohl endlich eitel machen. Aber, ich habe ein unbegrenztes Mißtrauen gegen mich in mir, und immer ſchmecke ich Wein und Waſſer, Waſſer! Es kommt keine Ruhe in mein Weſen und von der unendlichen Wohlgefälligkeit, mit der ſich Tauſende meiner Collegen beantlitzen, ſehe ich nichts in meinem Spiegel; nichts!

Die Kritik? Nun, Sie haben mir — gerade Sie, mein Freund — böses Spiel bereitet, wenn, was gegen mich sich erhebt, der ernsten Beachtung werth gefunden wird. Neulich schickte man mir unter dem Namen eines Freundes eine Nummer des Figaro, in der „Seydelmann in Berlin" in Staub und Vernichtung getreten wird! — Und zur Überschrift dienen diesem fürchterlichen Aufsatze Worte von Ihnen, (wie es heißt) von Frankfurt mir nachgeschrieben. Auch erklärt man sich darin das mir von Ihnen gestellte Prognosticon durch das Bankett, was ich Ihnen in Frankfurt a. M. gegeben habe; (hätte!) Eine Waffe gegen diese Feinde liegt mir nicht nah'; ich habe nur die Facta für mich: Stimme des Publikums in den meist überfüllten Häusern, alle nur immer üblichen Zeichen des Beifalls, die Aufforderung zur Fortsetzung des Gastspiels und zum Eintritt in's Engagement. Dann jene Kritik, auf die man hier Werth legt; die Kritik der Verständigen, nicht Käuflichen, der Unbefangenen. Die in den kleinen Journalen enthaltenen Angriffe auf mich werden mir in die Vorstube geworfen, damit ich sie doch kennen lerne. Ja, man will mich durchaus um allen Humor bringen, um mir dann den Garaus zu machen. Habe ich es Ihnen in Stuttgart nicht vorausgesagt, daß mich dies Wespennest würde zu Tode stechen wollen? Und nun hängen sie sich mit allem Geifer auf das mir von andern Orten her gespendete Lob. Freilich nur diese „kleinen Herrn," aber sie werden schlau sein und, mit dem Tone der Freundlichkeit und besten Meinung, in Nord, Süd und Ost und bis in das stille Schwaben hinein, über mich herfallen. So wird es, wenn es auf sie ankommt, an der tiefen Grube nicht fehlen, in der ich unter einem thurmhohen Haufen von ästhetischem Kothe begraben liegen werde.

Daß ich Niemand hofire, werden Sie mir ohne Betheurung glauben und die, nur durch meine Darstellungen herbeigeführte, seltene Theilnahme des besseren und gebildetsten Publikums ist der Stab, der mich auf diesem Dornenfelde schützt und stützt. Hundert Thaler in Gold giebt keine Direction, auch die verschwenderischste nicht, wenn sie nicht Ersatz dafür erhält und, wie gesagt, wenn ich obige Facta, die sich nun einmal nicht werden wegräsonniren lassen — — in's

Auge faſſe, dann iſt es mir, wenn ich dieſen Kampfplatz hinter mir haben werde, hier eben ſo brillant gegangen, als in Frankfurt und Wien und Prag und überall!!! Punktum!

Faſt jede der bisher geſpielten Rollen wünſcht die Intendanz wiederholt. So ſpiele ich jetzt immer nur das Alte. — Der Voſſiſchen Zeitung bin ich nicht rührend und weich genug. Sie muß das Überfließende lieben! Erſt lobt ſie immer die richtige Auffaſſung, die Conſequenz in der Durchführung, rapportirt über Empfangenwerden und Hervorruf; dann klagt ſie aber über den Mangel — vielleicht an Seele; ganz klar iſt mir der Tadel noch nicht. Nun, ſie wird ihn ſchließlich ſchon bringen.

Die herzlichſten Grüße, wenn ich bitten darf, an Freund Beurmann; morgen ſchreibe ich auch ihm.

Ihr

Seydelmann.

An Gutzkow.

Berlin, am 20. Mai 1835.

Mein lieber Freund!

Das Berliner Publikum zeichnet mich aus, wie mich bisher noch kein anderes ausgezeichnet; und gewiß, das will Etwas ſagen! Profeſſor Gans, Rellſtab, Juſtizrath Schulze, Willib. Alexis, Theodor Mundt ſind entſchieden für mich, während ich in Anderen wieder die hitzigſten Gegner finde. Lewald wird übel von ihnen mitgenommen; natürlich ich mit! Sobernheim hat bereits eine Broſchüre angekündigt: das deutſche Schauſpiel ohne Seydelmann. — Da wirds losgehen! Ob ich nicht gerädert und geviertheilt in die ſchwäbiſchen Berge werde hingeworfen werden, ſteht zu erwarten. Sie, Menzel, Beurmann, (der Sie herzlich grüßt und Ihnen ſchreiben wird) kriegen auch Ihr Theil. Kurz, die Hatz iſt da! Meine Freunde werden ſich jetzt zeigen können. —

Meiſt ſpiele ich nun im Opernhauſe, weil das Schauſpielhaus

für die ſich meldenden Gäſte zu klein erachtet wird. Es iſt immer voll, meiſt überfüllt. Als Shylok (ſchnell wiederholt —) bin ich mit Beifall überſchüttet worden. Ich wurde in jeder Vorſtellung dieſer Rolle zweimal hervorgerufen. Als Mohr im Fiesko ſogar nach der Scene, mitten im Akt, was hier noch nicht geſchehen ſein ſoll. — Jetzt, Freund, gilt es meinem guten Namen außerhalb Berlin; das hieſige Publikum, vom Könige herab, iſt durch und durch mit mir! Dieſe Stütze haben meine Freunde. Adieu!

Ihr

Seydelmann.

Wie man mich ſonſt ehrt? Ich bin in den beſten Geſellſchaften. Steffens, Varnhagen, Gans und Andere nehmen den wärmſten Antheil, und Prinz Auguſt von Preußen ladet mich zu ſeiner Tafel. Nächſte Woche reiſe ich nach Hamburg um ſiebenmal zu ſpielen; dann nach Hauſe. —

Seydelmanns ungeheurer Erfolg in Berlin, ſein Sieg über die mit Mißtrauen gegen ſeinen Ruf urſprünglich erfüllte Kritik, hatten ihm eine außerordentliche Spannkraft verliehen. Getragen von den Wogen des Ruhmes dienten die Anſtrengungen und geiſtigen Aufregungen nur dazu, ſeine Lebensgeiſter zu erhöhen. Mit Recht legte Seydelmann ein beſonderes Gewicht darauf, daß ſeine Triumphe in Berlin ihm auch den vollen unzweideutigen Ausdruck der Theilnahme ausgezeichneter Kollegen nah und fern erworben hatten, denn er ſah darin ein Zeichen, daß das objektive Intereſſe an der Kunſt ſelbſt und die Gemeinſchaft im Geiſte bei einzelnen Genoſſen doch noch ſtärker ſei, als die Eitelkeit und das ſubjektive Intereſſe. So ſchrieb ihm unter Andern Theodor Döring am 13. Juli 1835 aus Mannheim über das Gaſtſpiel in Berlin: „Wie herzlich ich mich gefreut habe, daß Ihr wahres Verdienſt durchgedrungen, Ihr ſeltenes Talent überall den Sieg davon getragen, darf ich Ihnen nicht erſt ſagen, denn Sie werden mir ſo viel reines Gefühl für alles wahrhaft Ausgezeichnete zutrauen.“ Eduard Devrient nannte Seydelmann in einem Schreiben, welches den lebhafteſten Wunſch ausdrückte, daß der Künſtler Berlin ganz angehören möchte, den Meiſter, von deſſen Wirken in Berlin er ſich für die Kunſt Großes verſprach.

Da der König von Würtemberg dem Künſtler den Urlaub verlängert hatte, ſo füllte Seydelmann dieſe Zeit mit Gaſtrollen zunächſt in Hamburg und ging dann über Hannover in ſeine Heimath zurück, um im Auguſt einem Rufe nach München zu folgen. Überall wiederholte ſich der Jubel und die ſtets überfüllten Häuſer zeigten

den Theater-Direktionen, daß bei dieſem Künſtler die idealen und die materiellen Intereſſen gleichmäßig zu ihrem Rechte kamen.

Seydelmann hatte die mancherlei Vorſchläge, welche man ihm in Berlin gemacht hatte, um ihn der dortigen Bühne zu gewinnen, abgelehnt; er war entſchloſſen nach Stuttgart zurückzukehren und auch ferner dem Inſtitut den ganzen Umfang ſeiner Kräfte zu weihen. Aber er wollte ein von Hinderniſſen freies Feld für ſein Wirken finden, nicht auf Tritt und Schritt beſorgen, in die Fußangeln der Intrigue zu gerathen. Mit den reichen Kränzen des Ruhmes geſchmückt durfte er auch eine um ſo entſchiedenere Sprache führen, als er ſich bewußt war, dabei nur in ſeinem guten Rechte zu ſein. Durch manches Gerücht aufgeſtachelt, daß man in Stuttgart ſeine Abweſenheit zur Schwächung ſeiner Stellung benutzt habe, im Voraus gewiß daß der Graf Leutrum ſolcher unterminirenden Geſchäftigkeit nicht ernſt und kraftvoll entgegentrete und doch feſtentſchloſſen, nur als ein in ſeinem ſittlichen Eifer für die Kunſt reſpectirter Mann fortan leben zu wollen, richtete Seydelmann von Hamburg aus (den 10. Juni 1835) ein Schreiben an den Grafen Leutrum, als Chef des Inſtituts, in welchem er die Sprache der männlichſten Entſchiedenheit und des ſittlichſten Selbſtbewußtſeins führte. Offener und freimüthiger hatte ſich Seydelmann noch niemals ausgeſprochen, als in dieſen Zeilen, welche wir, als ein Zeugniß der männlichſten Geſinnung und des edelſten Stolzes hier mittheilen. Nachdem der Künſtler dem Grafen den Tag ſeiner Rückkehr nach Stuttgart angezeigt fährt er fort: „Ich komme nun zurück, wie ſehr ich auch der Verſuchung ausgeſetzt war (und bin! —) wegzubleiben. Wie oft ſchon habe ich es Ihnen zu ſagen die Ehre gehabt: mich feſſelt mehr noch, als die unterthänigſte Dankbarkeit an die allerhöchſte Perſon unſers hochverehrten, gnädigſten Königs. Ich wiederhole es auch hier! Aber eben ſo freimüthig geſtehe ich Ew. Hochgeboren, daß mich nichts — nichts in der Welt in Stuttgart zurückhalten würde, fände ich jetzt wieder, was mich ſchon ſo oft dort gekränkt hat: Miſstrauen gegen mein Wünſchen und Wirken. Ich weiß es zuverläſſig, Sie haben keinen Menſchen bei Ihrer ganzen Anſtalt, der es treuer, ehrlicher mit derſelben meint, als ich. Dafür verdiene

ich Vertrauen, nicht diplomatiſche Feinheit und ſcheinbare Güte. Ich bin leider nur zu ſehr befähigt, Masken, und wären ſie noch ſo künſtlich angelegt — zu durchſchauen. Fortwährend Komödie zu ſpielen, auch außer dem Theater, widert mich an, wie jeden wahrheitsliebenden Menſchen. Immer kommt es mir ſo vor, als möchten Sie mich nicht, obwohl es den Schein des Gegentheils hat. Sie ſehn wohl gar einen unbequemen, (darf ich es denn ſagen? —) einen unbequemen Nebenbuhler im Geſchäft in mir und ſchwanken, ob Sie ihn ſollen laufen laſſen, ob nicht? Aus dieſem Gefühl, Herr Graf, kommt ſicherlich nichts Gutes! — Genirt Sie die Kraft, die mir Gott gegeben hat, dem Theater nützlich zu ſein: ſagen Sie es, ich bitte Sie auf das allerdringendſte! ſagen Sie es! — Ich rufe den Cavalier in Ihnen auf; es handelt ſich nicht um etwas Vorübergehendes; nein, um meine ganze künſtleriſche Zukunft! Ich habe dringendere Verpflichtungen zu erfüllen, als, in ungewiſſen perſönlichen Verhältniſſen zu Ew. Hochgeboren, 4000 Gulden jährlich von der Hoftheaterkaſſe in Stuttgart zu beziehn. Mir galt und gilt die Kunſt mehr, als eine Kuh voll Milch. Von dieſem Geſichtspunkt aus will ich betrachtet ſein. Nicht herrſchen will ich, nur dienen und nützlich ſein. Ich habe Gegner, ich darf ſagen, daß dieſe Gegner wurmſtichig ſind und mir ſomit durch ihre Oppoſition nur Ehre bringen, aber weil ſie fein ſind und kein Mittel zu ſchlecht finden ihre, nur ihre Zwecke zu erreichen, weil ſie heucheln und ſchmeicheln, gelingt es ihnen auch, mein Wollen verdächtig zu machen. Schicken Sie mich alſo fort! Jetzt! Halten Sie mich aus einem Gefühl augenblicklichen Wohlwollens nicht zurück! Handeln Sie männlich mit einem Mann! Spätere Ausfälle zu vermeiden muß ich ſo mit Ew. Hochgeboren reden. Und iſt denn dieſe Sprache eine andere als die der Wahrheit und Ehre? Und darf ich die nicht reden! — Wenn Ew. Hochgeboren mich ferner nur als ein Laſtthier brauchen wollen, das man bald ſtreichelt, bald zurückſchiebt, dann ſind Sie ſelbſt der Schöpfer unzähliger Unannehmlichkeiten, die Sie mit mir haben werden. Im andern Falle werden Sie ſich für Ihr ganzes Leben eines treuen Mitarbeiters in Ihrem mühſeligen Geſchäft verſichern können."

Seydelmann wurde bei seiner Rückkehr nach Stuttgart vom Publikum mit großem Jubel empfangen; es fand sich in dem Ruhme, den der Künstler in der Hauptstadt deutscher Intelligenz eingeärntet hatte, selbst geehrt und begrüßte denselben recht eigentlich als einen wiedergewonnenen, dem treue Anhänglichkeit und Liebe einen Ersatz für den in der Fremde errungenen Ruhm bieten sollten. *) Mit dem Beginn der Theaterferien ging Seydelmann nach München, wohin er zu Gastrollen eingeladen worden war. Der Beifall war stürmisch, das Haus, trotz des heißen Wetters immer voll und der Cyclus der Gastrollen erweiterte sich um das Doppelte der ursprünglich bedungenen Zahl. Von dem dortigen Theater aber und der ganzen Art die Kunst zu betreiben wurde Seydelmann sehr widerwärtig berührt und er ergoß sich darüber in einen wahren Zornesstrom gegen seinen Freund Goldner, woraus wir einige Stellen mittheilen, welche, bei aller rücksichtslosen Derbheit, doch den heiligen Eifer für die Kunst zu ihrer Wurzel haben. „Das hiesige Schauspiel ist ein schöner Quark. Es ist unverantwortlich, wie schlecht die vorhandenen Mittel benutzt werden; man sollte mit Prügeln drein schlagen! Und mit geringen Ausnahmen geht es jetzt so in ganz Deutschland. Und das nennen sie „Kunstinstitute"—„Hofbühne" und die Kerle, die darauf herum faullenzen heißen „Künstler!" Tagediebe, dumme, eitle Hunde! die ihre ganze Force im liederlichen, ungewaschenen Maule haben, in gränzenloser Eitelkeit und in Neid und niederer Schmähsucht. „Künstler!" Nicht einmal gemeine Handwerker. Wäre ich doch nicht ihr Kollege! Ich wollte zwischen sie hineinfahren, wie der Teufel zwischen die Schweine. Und ich thu's doch noch. Sie sollen mich kennen lernen! Offen will ich ihnen die Zähne zeigen und sie sollen sich gestehn, daß ich ihre wunden

*) Die letzte Strophe des Gedichtes, welches Seydelmann bei seinem Wiederauftreten begrüßte drückte die schwäbische Herzlichkeit, mit welcher man den Künstler empfing, gut aus. Sie lautet:

Du schaust in unsern klaren Blicken
Der Schwaben Treue Unterpfand,
Drum mög als Heimath frei beglücken
Dich unser roßig Dichterland.

Ziele getroffen habe. Könnte ich mich doch ordentlich auf den Augenblick meiner Dienſtunfähigkeit freuen: denn dann fahre ich los!"

Schon der Brief an den Grafen Leutrum zeigte uns die gereizte Stimmung, in welcher Seydelmann nach Stuttgart zurückkehrte. Der Künſtler ſah ſich von jetzt an täglich mehr als einen durch Intrigue und Neid angefeindeten an. Es hat weder ein allgemeines, künſtleriſches Intereſſe, noch gewährt es einen Einblick in die Entwickelung unſers Künſtlers, hier die mannigfaltigen Reibungen, die abmattenden Konflikte auseinander zu legen, in welche ſich Seydelmann von jetzt an in Stuttgart verwickelt ſah. Dieſelben ſind größtentheils rein perſönlicher Art. Sie gehören daher dem Strome der Zeit an, welcher das, was für die betheiligten Individuen lange von Intereſſe iſt, woran ſie ſich mit Leidenſchaft ſelbſt abarbeiten, der Vergeſſenheit dennoch unwiederbringlich Preis giebt, und nur den Kern einer Bewegung erhält. Auch der Biograph hat ſich wohl zu hüten das ganze Geflecht perſönlicher Leidenſchaften und Intriguen, in welche das Individuum eine Zeit lang theils wirklich, theils in der Auffaſſung einer gereizteren Stimmung hineingezogen worden iſt, auseinanderzulegen, ſobald ſich daraus nicht ein lebendiger, bleibender Gehalt gewinnen läßt. Wir verzichten daher hier mit dem vollen Bewußtſein ihrer Werthloſigkeit auf eine detaillirte Darſtellung jener gehäſſigen Machinationen, welche unſerm Künſtler den Aufenthalt in Stuttgart ſo ſehr verkümmerten, daß er nur in einer Veränderung des Ortes zuletzt eine Rettung für ſich erblickte. Wer will bei ſo flüchtig vorüberrauſchenden Intereſſen noch nach Jahren das Maaß der Schuld der Gegner Seydelmanns und die Gränze ermeſſen, wo die Bitterkeit und der Zorn in der Seele des Letzteren in ihrer vollgültigen Berechtigung aufhören und die nur ſubjektive Verſtimmung beginnt. Für uns hat es nur ein Intereſſe zu ſehn, wie Seydelmanns Gemüth, unter der Laſt ſo widerwärtiger Verhältniſſe gedrückt und zerſtoßen, ſich zu gewaltſamem Widerſtande zuſammenrafft, aber ohne Ausſicht den Druck dieſer Verhältniſſe beſiegen zu

können, endlich nur in der Flucht vor ihnen wieder neue Lebenskraft gewinnt.

Seydelmann ſah ſchon in der bald nach ſeiner Rückkehr verbreiteten Erzählung, er ſei beim Könige in Ungnade gefallen, weil er, bei ſeinem Wiederauftreten freudig begrüßt und mit Kränzen empfangen, ſpäter, nach einem Verbot wegen des Kranzwerfens geäußert haben ſolle, der König beneide ihm den Lorbeer, weil dieſer nur für Könige ſei, die Abſicht, ihm ſeine Stellung zu verleiden und ſeine Wirkſamkeit zu ſchwächen. Seydelmann war über dieſe Erzählung, welche er dreiſt als ein Mährchen bezeichnen durfte, ſehr entrüſtet und da er ihre Entſtehung einer im geheim wirkenden Bosheit zuſchrieb, mit großer Bitterkeit darüber erfüllt. Solche Verſtimmung empfing nun im folgenden Jahre 1836 ihre reichliche Nahrung und die Beſtätigung, daß man von mancher Seite wirklich daran arbeite, ihn zu vertreiben. Ein Pasquill war nämlich gegen den Intendanten und gegen Seydelmann verbreitet worden, welches erſteren lächerlich machen und von ſeinem Poſten entfernen, letzteren Stuttgart zu verlaſſen nöthigen und zugleich den übrigen Bühnen als einen Taugenichts zeichnen ſollte. Ein damals in Stuttgart lebender Literat bekannte ſich zu einigen Abſchnitten als Verfaſſer, und nannte einen Kollegen Seydelmanns als denjenigen, der ihm die Materialien dazu geliefert habe. Dieſe im erſten Moment gegebene Erklärung wurde indeſſen bald darauf größtentheils wieder zurückgenommen und ſo vielfach modificirt, daß der Thatbeſtand nicht genauer feſtgeſtellt werden konnte. Man bewegte ſich auf dem ſchlüpfrigen Boden einer Intrigue, welche ſo viel als möglich zu verſchleiern und zu verwirren im Intereſſe derer lag, welche ſie urſprünglich geſponnen hatten. Da indeſſen auch einflußreiche Perſonen in dies Gewebe mithineingezogen waren, und jede tiefere Nachforſchung und Enthüllung Verhältniſſe berühren mußte, welche man nicht in den Kreis der Debatte und der Erörterung hineinziehn durfte, ſo wurde zuletzt, auf höhere Veranlaſſung, die ganze Sache niedergeſchlagen, ohne daß man mit völliger Sicherheit den Antheil der Einzelnen an dem boshaften Machwerk feſtſtellen konnte. Seydelmann indeſſen, ſchon gereizt und von dem Glauben an eine gegen ihn gerichtete

Machination erfüllt, ſah darin nur die bisher aus dem Verſteck gegen ihn geſendeten Pfeile in einen Angriff verwandelt, der in ſeiner Leidenſchaft auch vor keinem noch ſo niedrigen Mittel zurückſchreckte. Er beſchloß daher ſich dieſen aufreibenden Verhältniſſen gänzlich zu entziehen und forderte ſeinen Abſchied mehrmals raſch hintereinander, weil es ihm unmöglich geworden ſei, unter dieſen Umſtänden ſeine Pflicht noch länger zu erfüllen. Die Antwort, welche darauf dem Grafen Leutrum von Seiten des Königs wurde, beweiſt daß man ſich das Recht der Entrüſtung Seydelmanns eingeſtanden und dieſem Ärgerniß nicht noch das Opfer eines ſolchen Verluſtes zu bringen geſonnen war. Die Antwort auf Seydelmanns kategoriſche Forderung des Abſchieds lautete alſo: „Ew. Hochgeboren habe ich, nach höchſtem Befehle, in Kenntniß zu ſetzen die Ehre, daß Seine Königliche Majeſtät Denenſelben den Auftrag ertheilen laſſen, dem Herrn Regiſſeur und Hofſchauſpieler Seydelmann zu eröffnen, wie Seine Majeſtät mit ſeinen bisherigen Dienſtleiſtungen, nicht nur als Regiſſeur des Königlichen Hoftheaters, ſondern auch in ſeiner Eigenſchaft als dramatiſcher Künſtler überhaupt vollkommen zufrieden ſeien und daher um ſo weniger einen vernünftigen Grund zu deſſen Geſuche um Entlaſſung aus dem dieſſeitigen Dienſte aufzufinden vermögen, als ſämmtliche — ſeiner hieſigen Stellung vor Kurzem vermeintlich entgegengetretenen Anſtände und Differenzen durch die Vermittelung des Staatsſecretärs bereits ihre vollkommene und zu ſeiner Beruhigung genügende Löſung und Beſeitigung gefunden haben.“ Stuttgart, den 22. Mai 1836.

Seydelmann durfte dieſe ablehnende Antwort wohl als eine Genugthuung anſehn, welche man dem Künſtler, wie dem tiefverletzten Menſchen gewährte. Bei der Neigung und Dispoſition Seydelmanns einem einmal gefaßten Mißtrauen immer mehr nachzuhängen, konnte dieſe Antwort den Künſtler zwar zum Bleiben nöthigen, aber ihn doch nimmermehr überzeugen, daß der Wille, oder die Kraft zu Intriguen gegen ihn bei ſeinen Gegnern erloſchen ſei. Dieſe Zerwürfniſſe hatten unſern Künſtler auch dem für ihn ſo begeiſterten Freunde A. Lewald entfremdet. Seydelmann vermied Lewald anfangs, um daſelbſt nicht mit einem ihm verhaßten Kollegen zuſammenzutreffen; dieſe Erkaltung

ſteigerte ſich, da Seydelmann den ihm bisher ſo ergebenen Mann dem Treiben ſeiner Gegner nicht fremd glaubte, zu einem entſchiedenen Bruch. Es iſt nicht auszumitteln, wie viel bei der Löſung dieſes Verhältniſſes auf Rechnung des Mißtrauens und der zarten Verletzbarkeit Seydelmanns kommt, und wie weit Lewald wirklich die Bande der Freundſchaft durch ſein Benehmen gelockert hatte. Aber mit Entrüſtung wies Seydelmann ſelbſt nach der völligen Entfremdung von Lewald, die Beſchuldigung zurück, als habe Letzterer ſeine Apotheoſe Seydelmanns, um niedriger Intereſſen willen geſchrieben. In einem Briefe an Harrys vom 23. Juni 1836 ſagt er in dieſer Beziehung: „Was ich an der Brochüre Lewalds (Seydelmann und das deutſche Schauſpiel) zu loben habe iſt die freundliche Geſinnung; und dafür bringe ich ihm unaufhörlich und unter jeden Verhältniſſen meinen herzlichſten Dank; allein vorſichtiger hätte er ſie hin und wieder ausſprechen dürfen und die vorangegangenen Meiſter der Kunſt mußten unangefochten bleiben. — Nichtswürdige, ſchurkiſche Ausfälle ſind es übrigens — ſie mögen kommen, von wem ſie wollen! — wenn man, wie es oft in der Wiener Theater-Zeitung geſchah, ſagte: Lewald ſei von mir beſoldet, ſei mein „Tiſchrezenſent" und aus dieſem Verhältniß ſei jenes Buch hervorgegangen. Ich habe zu viel Stolz, um Zeitungslob auf anderm Wege, als von der Bühne herab, erwerben zu wollen; und Lewald ſeinerſeits hat mir niemals den geringſten Verdacht gegeben, daß er ein käuflicher Rezenſent ſei." Auch als Lewald ſpäter nach dem Bruch mit Seydelmann ſeiner Leidenſchaft ſo weit nachgab, daß er ſeine vergötternde Brochüre direkt und indirekt bekämpfte und den Gegnern des Künſtlers in der Europa willig den Raum zu gehäſſigen Kritiken geſtattete, begnügte ſich Seydelmann, nicht ohne Schmerz über ſo unerwartete Umkehrung der Geſinnung, zu ſagen: „Der Herausgeber der Europa und der Brochüre: Seydelmann und das deutſche Theater ſind ein und dieſelbe Perſon. Welch bittere Ironie, daß der Europa nun tadelnde Kritiken über „den erſten deutſchen Schauſpieler" zukommen mußten, nicht eine Spalte des Lobes!"

Es war für Seydelmanns, durch dieſe ärgerlichen Scenen in die bitterſte Stimmung verſetztes Gemüth eine wahre Erhebung, daß es ihm gewährt war im Sommer deſſelben Jahres in der Schweiz, in Zürich und in St. Gallen einen Cyclus von Gaſtrollen zu ſpielen und durch die dortige Aufnahme ſowohl von Seiten des Publikums, als der Kritik weit über den Jammer der wirklichen Verhältniſſe hinausgehoben zu werden. Mit Ausnahme von Berlin war Seydelmann kaum an irgend einem Orte ſo gefeiert worden als hier. Die öffentlichen Blätter wetteiferten mit dem Publikum im Ausdruck der Bewunderung für den Künſtler. Beſonders bemerkenswerth iſt es, daß die oft wahrhaft ſchwungreichen Berichte über Seydelmanns Darſtellungen in Zürich, wie in St. Gallen grade den ſtärkſten Accent auf das Genie, die ſchöpferiſche Kraft des Künſtlers legten; ja daß hier gar nicht einmal die Kontroverſe auftauchte, ob dieſe Leiſtungen der Verſtandesoperation, oder der poetiſchen Anſchauung ihr Daſein verdankten. Wir theilen zur Beſtätigung des Geſagten einige der ſchlagendſten Stellen mit, welche den Eindruck, welchen Seydelmann auf die Gemüther der Zuſchauer ausübte vortrefflich wiedergeben. Der „Schweizeriſche Republikaner" ſchreibt in einer Kritik über die erſte Gaſtdarſtellung Seydelmanns in Zürich, als Shylok unter Anderm: „Ein Herz, das ſo ſich in den Schmerz einer Nation, wie des einzelnen Charakters hineinfühlt, muß ein edles, ein Genius, der bei der ergreifenden Charakteriſtik des Entſetzlichen ſich innerhalb der Schranken der Kunſt hält, der einen Genius wie Shakespeare, ſo tief auffaſſen, mit ſolcher Vollendung darſtellen kann, muß ein wahrhaft großer, ſchöpferiſcher ſein." Daſſelbe Blatt ſagte ſehr ſchön: „Das Auftreten eines großen, gefeierten Künſtlers von ſolchem Ruf und ſolcher geiſtigen Vollendung iſt immerhin als ein Ereigniß zu betrachten, welches auf ein freieres Volksleben ſeine moraliſche Wirkung äußert. Schon die erſte Darſtellung dieſes ſchöpferiſchen Genius, der die Lorbeeren eines Fleck, Schröder und Iffland auf ſeinem Haupt erneut, hat nicht nur dem Kunſt-, ſondern auch dem Volksfreund zu Gedanken und Betrachtungen Anlaß gegeben, welche über den Genuß eines flüchtigen Theaterabends hinausgehn." Von ſeinem Shylok wird

dann ſehr treffend und beredt geſagt: „Wie Herr Seydelmann die Rolle nimmt iſt es der Schrei der zertretenen Nationalität, welcher tragiſch und welterſchütternd über die große Scene des Jahrhunderts geht. Die Bosheit und Niederträchtigkeit des Individuums verſchwindet; es iſt der Groll eines ganzen verhöhnten Volkes, welcher ſich in des Juden Buſen ſammelt; es ſind die Flüche von Jahrhunderten, welche der Dichter im Namen der rächenden Geſchichte, ſchon ehe die Mordſcene beginnt, wie Mordmeſſer und Dolche wider ſeine Unterdrücker, die Chriſten, auf Shyloks Lippen legt. — O was iſt das Rechtsgefühl in des Menſchen Buſen? Wißt ihr es nicht? Aus Seydelmanns Darſtellung könnet ihr es ſehn. Der Gedanke: nach ſo viel Verletzung und Verhöhnung der göttlichen Gerechtigkeit auf Erden gegen ſeinen ergrimmteſten Feind, den Chriſten, endlich einmal, ſei es auch auf die blutigſte Weiſe Recht zu bekommen, — dieſer Gedanke — ſo ſehr die Furchtbarkeit der entſetzlichen Scene die Bruſt des Zuſchauers durchſchneidet — dieſer Gedanke des Rechts, ſelbſt in der durch Spott und Mißhandlung verhärteten Seele des Juden iſt, wie Seydelmann ihn hervorhebt, ſo wahr und menſchlich. Das Mordmeſſer, welches Seydelmann auf eine ganz andere Weiſe, als alle bisherigen Darſteller wetzte, es iſt mehr, als das Mordmeſſer des tückiſchen, blutgierigen Juden. Aus dieſem gräßlichen Triumphe, vor dem Shylok ſelber einen Anflug von Grauen empfindet, hat unſer Künſtler ſich einen Triumph über die Herzen bereitet, der größere Triumphe verkündet. — Was könnte aus einem Volkstheater werden, wenn Dichter und Darſteller, wie hier, zuſammenwirkten, alles Erhabne, im Volk Erzeugte, in der vollen Blüthe der Freiheit zur Erſcheinung zu bringen!“

Nicht minder geiſtvoll und begeiſtert äußert ſich daſſelbe Blatt über Seydelmanns Carlos im Clavigo. „Dieſer Carlos, der auf ſo manchen Theatern herumhandirt, als trüge er alle tauſend Teufel unter dem Hofkleide, war nach dem hochtragiſchen Shylok faſt ein dramatiſches Stillleben zu nennen. Womit malte unſer Künſtler ſeinen Carlos? Antwort: Mit großem Weltblick aus großem Weltverſtande. Ihr braucht die Intrigants mit Grimaſſen nicht aus der Hölle in die

Couliſſen herauf zu beſchwören, der Verſtand iſt in der Welt der Verhältniſſe der Intrigant. Seydelmann iſt ein großer Künſtler, weil er ein großer Kenner und genauer Beobachter des Lebens iſt. Auch nicht ein Zug ſchien aus der Phantaſie, Alles war unmittelbare Wirklichkeit. Und doch war dieſe Natürlichkeit keine Werkeltagsnatürlichkeit, (ſelbſt ſein Vatel kein Stillleben, kein niederländiſches Genrebild) ſondern eine originelle und ideale Kunſtſchöpfung im großen Style. — Bei dem Vatel konnte man doch einmal, wie Leſſing ſagt, mit dem Verſtande lachen. So verwandelt der Darſteller durch Laune, Witz und Erfindungsgabe das Machwerk des Verf. in ein Gedicht: er wird dann Poet und Schöpfer und in der Luft vergeſſen und vergeben wir es ſeinem Reichthum, ſich mit der Armuth in Handelsverhältniſſe geſetzt zu haben. (Tiecks dramaturgiſche Blätter) — Shylok, Carlos, Vatel — da habt ihr eine Probe von der Vielſeitigkeit und bewunderungswürdigen Erfindungskraft des Meiſters.“ Hinter dieſer gehaltvollen Begeiſterung der Züricher blieb man in St. Gallen nicht zurück. Man wetteiferte dort in der Anerkennung der Meiſterſchaft Seydelmanns, ohne ſich doch jemals in Zerrbilder von Huldigungen zu verirren. In St. Gallen bereitete man die Gaſtdarſtellungen Seydelmanns durch eine kurze ſchwungreiche Anzeige vor, in welcher man zu dieſen Genüſſen, wie zu einem großen, alle Kantone vereinigenden Volksfeſte einlud. „In der Monarchie, heißt es, iſt die Kunſt als die Schmeichlerin der Großen, im Vergnügungsdienſt der Höfe oft ohne Würde. Kein erhabenerer Anblick, als ein freies Volk zu ſehn, das ſich verſammelt hat, der Schönheit zu opfern, welche allein die würdige Herrſcherin im Reiche der Geiſter iſt. Die Zürcher Zeitungen, ſelbſt der ernſte „Republikaner“, war von der Bewunderung und dem Ruhm Seydelmanns voll. Die Natur bietet uns täglich ihre höchſten Wunder. Jetzt iſt es an uns, gleich den Zürchern dem Auslande zu zeigen, daß wir Schweizer Geſchmack und Bildung genug für die großen Kunſtgenüſſe beſitzen, welche ein ſchöpferiſcher Genius, wie Seydelmann uns bringt, der in der Republik, wie in den Reſidenzen der Monarchien ſo große Triumphe über die Gemüther errungen hat. Der Berner, wie der Glarner, der Thurgauer und Zuger iſt, um Sey-

delmann zu bewundern, nach dem Tempel der Zürcher Thalia gewallfahrtet. Unſere Gäſte von Gais, Heinrichs und Weisbad, die Anwohner des Bodenſees werden nicht ausbleiben, um ſich Momente eines Genuſſes in unſerm St. Gallen zu verſchaffen, welche ſonſt nur ein Privilegium der großen Hauptſtädte Europas ſind, und welche Momente das höchſte, geiſtige Entzücken für das ganze Leben bleiben."

Seydelmann kehrte nach dieſen erquickenden Tagen in das Werkeltagsleben nach Stuttgart zurück, das indeſſen ſeine Phyſiognomie nicht verändert hatte. Sehr bald drangen die Laute des Unmuths und der Erbitterung über das ganze dortige Theatertreiben wieder aus Seydelmanns Bruſt. Der Gedanke, daß die Dauer dieſer Verhältniſſe ihn immer tiefer in den Kampf mit der gemeinen Wirklichkeit hineinreißen und ſeine künſtleriſche Kraft zuletzt ſchwächen würde befeſtigte ſich immer mehr in ſeiner Seele. Während die Gegner Seydelmann, theils offen, theils verſteckt beſchuldigten, daß er faſt alle Rollen an ſich reiße, daß er ſeine Stellung als Regiſſeur und ſein geiſtiges Übergewicht über den Intendanten dazu benutze, ſich ſogar Stücke zurechtzuſchneiden, um die anderen Rollen mit Ausnahme der ſeinigen herabzudrücken und zu völlig untergeordneten zu machen, widerlegte derſelbe ſo gehäſſige Anklagen, indem er ſich wie ſpäter in Berlin mit der größten Entſchiedenheit für das Alterniren, alſo für die Vernichtung des Rollenmonopols erklärte, weil, wie er ſagte, „ſehr wohl Mehrere zu denſelben Rollen befähigt ſein könnten. Publikum, Direktion und Kunſt gewinnen dabei. Ich wenigſtens bin bereit dies Princip durch Übernahme auch der kleinſten Rolle zu unterſtützen."

Die Aufforderungen zu Gaſtrollen drängten ſich, bei Seydelmanns großem Ruf, von allen Seiten, ſo daß er ihnen beiweitem nicht genügen konnte. Er wählte daher nur diejenigen Orte, deren Anerkennung ihm die meiſte Befriedigung gewährte. Bei der immer entſchiedener werdenden Abneigung des Künſtlers vor den in der Stuttgarter Theaterwelt ihn umgebenden Verhältniſſen mußte Berlin natürlich der Punkt ſein, auf welchen ſich Seydelmanns Blick mit einer gewiſſen Zu-

verſucht richtete, daſelbſt ein weniger kleinliches und beengtes Theater-Leben zu finden. Er entſchloß ſich daher 1837 zu einem zweiten Gaſtſpiel in Berlin, welches aber auf nur wenige Rollen beſchränkt werden mußte. Der gleiche Beifall von allen Seiten reifte den Entſchluß in der Seele Seydelmanns auf die wiederholten vortheilhaften Anträge einzugehen und Berlin mit Stuttgart zu vertauſchen. Nach einer abermaligen abſchlägigen Antwort auf die Bitte um Entlaſſung von Seiten der Intendanz in Stuttgart erklärte Seydelmann kategoriſch, daß er ſich mit den Verhältniſſen in Stuttgart in einem ſolchen Widerſpruch befinde, der ihm eine freie Erfüllung ſeiner Pflicht unmöglich mache. Nach ſo entſchiedenem Bekenntniß ward endlich am 5. November 1837 in die Entlaſſung gewilligt. Seydelmann athmete frei auf, indem er im Begriff ſtand, Verhältniſſen den Rücken zu kehren, welche mit ſeiner ganzen Natur in ſchneidendem Kontraſt ſtanden.

Leider war es Seydelmann nicht beſchieden von Stuttgart zu ſcheiden, wie es ſeine faſt neunjährige Wirkſamkeit und die große Anerkennung ſeines künſtleriſchen Werthes von Seiten des Publikums verdient hätten. Es iſt unzweifelhaft, daß die kategoriſche Forderung der Entlaſſung auch den Chef der Hofbühne, den Grafen Leutrum gegen Seydelmann aufgereizt hatte; er fühlte ſich gewiſſermaßen in dem Widerwillen des Künſtlers gegen die Stuttgarter Theater-Verhältniſſe ſelbſt verletzt, ſein Stolz war verwundet daß Seydelmann auch gegen den gnädigen Beifall und die Verſicherung der Huld ſeines Chefs taub, nur in der Löſung ſeiner dortigen Verpflichtungen eine Befriedigung fand. Bisher hatte Seydelmann allerdings durch ſeine Klugheit und die Überlegenheit ſeines Geiſtes eine gewiſſe Herrſchaft über den Grafen Leutrum ausgeübt, während derſelbe nur zu gebieten geglaubt hatte. Es iſt ſchwachen, aber von ihrer imperatoriſchen Gewalt erfüllten Menſchen eigen, daß ſie im Augenblick, wo ſie die Erfahrung ihres geringen Einfluſſes machen, ſich mit Erbitterung gegen diejenigen kehren, an welchen ſie ihre Selbſttäuſchung inne geworden ſind. In dieſer Verſtimmung wurzelte das veränderte Benehmen des Grafen gegen den Künſtler, welches freilich auch von manchen Seiten her geſchäftig genährt ward. Daraus entſtand jene widerwärtige, den Künſtler tief

verletzende Kataſtrophe, welche mit einer plötzlichen Dienſtentlaſſung deſſelben und dem Verbote endete, die Königliche Bühne wieder zu betreten. (Dekret vom 20. December 1837.) Gleich nach der Seydelmann bewilligten Dienſtentlaſſung vom 5. November nahm der kleine Krieg gegen ihn ſeinen Anfang. Man forderte unter Anderm binnen 48 Stunden (vom 7. bis 9. December) zwei ärztliche Zeugniſſe von ihm, um vom Dienſte dispenſirt zu werden; man wollte ihm gefliſſentlich Mißtrauen zeigen. Man beſchuldigte Seydelmann, ſich gegen den Chef der Hofbühne in leidenſchaftliche Oppoſition geſetzt zu haben, indem er ſich geweigert, im Alpenkönig die Rolle des Doppelgängers Rappelkopf zu übernehmen, auch ſeine Zuſage gegen einen befreundeten Kollegen in ſeiner Benefiz-Vorſtellung mitzuwirken, nachher gebrochen zu haben. Man nahm ihn ferner wegen einer, wie man grundlos behauptete, abſichtlich verſäumten Leſeprobe in eine Geldſtrafe von 15 Gulden, ohne daß man ihn hörte. Zum Chef der Bühne beſchieden entſpann ſich nun jener ärgerliche Auftritt, in welchem Seydelmann dem heftigen Tone, und der Beleidigung des Grafen gegenüber, zur Waffe ſeines Künſtlerſtolzes und ſeines hohen Ehrgefühls griff. Der Chef der Hofbühne, der bisher im mündlichen Verkehr nur den Ton diplomatiſcher Geſchliffenheit an Seydelmann kannte und die Kluft, welche ihn vermöge der Geburt und Stellung von einem Künſtler ſchied, als eine unausfüllbare betrachtete, ſah in der männlichen Entgegnung des ehrliebenden Mannes eine tödtliche Verletzung, welche nur durch eine augenblickliche Ausſonderung deſſelben aus der Reihe der untergebenen Mitglieder gebüßt werden könne. So erwirkte der Graf Leutrum, durch Ohrenzeugen dieſer Scene unterſtützt, welche die Beſchuldigung verletzter Ehrerbietung nach ihrer Geſinnung gewiß aufrichtig beſtätigten, jenes Dekret, welches dem Künſtler ungehört verbot, je wieder die Bühne in Stuttgart zu betreten. Eine Conſequenz deſſelben war es, daß der Graf Leutrum eine Entgegnung Seydelmanns, in welcher derſelbe ſich noch als Königlich Würtembergiſcher Hofſchauſpieler und Regiſſeur unterzeichnet hatte, zurückwies, weil derſelbe ſich einen Charakter beigelegt, der ihm nicht mehr gebühre; und ſogar den noch fälligen Gehalt deſſelben bis zum 1. Januar auszuzahlen verbot.

Dieſe ganze Sache hatte natürlich das größte Aufſehn erregt und war auch öffentlich beſprochen worden. Die Augsburger allgemeine Zeitung hatte eine Correſpondenz aus Stuttgart aufgenommen, welche die Gründe der Entlaſſung Seydelmanns eben ſo unwahr, als gehäſſig berichtete. Derſelbe antwortete darauf (unter dem 4. Januar 1838) durch eine eben ſo leidenſchaftsloſe, als klare Darſtellung der wirklichen Verhältniſſe, worin jede Anſchuldigung auf das überzeugendſte widerlegt wurde. Wegen der Verkürzung ſeiner Rechte hatte Seydelmann den Schutz der Gerichte angerufen, welche ihm auch ſpäter die eigenmächtig zurückbehaltene Gage zuſprachen. Ganz übereinſtimmend mit dieſer Auseinanderſetzung des Thatbeſtandes in der allgemeinen Zeitung hatte Seydelmann ſchon früher unter dem 23. December, alſo unmittelbar nach Empfang des ihn ungehört verurtheilenden Dekrets, in einem ausführlichen Schreiben an den Grafen Leutrum die ſämmtlichen Beſchuldigungen und Anklagen in ihr Nichts zurückgewieſen. Dieſer Brief iſt ein wahres Meiſterſtück klarer und bündiger Darſtellung der Verhältniſſe und ſo objektiv gehalten, daß man nur aus einzelnen Wendungen den Zorn und die Erbitterung erkennt, welche niedergekämpft werden mußten. In Betreff der gedachten Unterredung mit dem Grafen ſah ſich Seydelmann auch in dieſem Schreiben mit Recht als den Verletzten an. „Denn, obgleich nur Schauſpieler, kann ich es doch nicht gut ertragen, wenn man mich einer Lüge beſchuldigt, ſelbſt dann nicht, wenn dieſe Beſchuldigung auch von einem hochgebornen und hochgeſtellten Manne ausgeht. Dies Gefühl hieß mich das Zimmer verlaſſen. Zugleich aber nöthigte mich auch die Klugheit zu dieſem Schritte. Denn aus der aufgereizten Stimmung Ew. Hochgeboren mußte ich ſchließen, daß die Ausfälle gegen mich noch ſtärker werden würden. In dieſem Falle hätte ich mich aber vergeſſen können" —.

Wir verlaſſen hiermit die Stuttgarter Zerwürfniſſe, welche wir, ohne Jemand dadurch zu nahe getreten zu ſein, doch ſo weit berühren mußten, als das Andenken des ſeltenen Mannes es uns gebot.

Selbſt auf die Gefahr hin Manchem zu mißfallen mußten wir die Ehre des Künſtlers und des Menſchen über jede partikuläre Rückſicht ſtellen und der Geſinnung unſere Hochachtung ausdrücken, welche der Berufung auf Geburt und bürgerliche Stellung gegenüber, das Gewicht des ächt menſchlichen, wie des Künſtlerſtolzes mit der Überzeugung in die Wagſchaale wirft, in den Augen ſittlich freier Menſchen dadurch das Gewicht der erſteren in die Luft zu ſchnellen.

Seydelmann, wenn auch tief gekränkt, wurde doch durch den Gedanken an ſeine Überſiedelung nach Berlin, wo er auf ſo durchgreifende Anerkennung rechnen durfte, über ſich ſelbſt hinaus gehoben. Die Empfindungen, welche ihn jetzt bewegten, drängten das Gefühl eine ſo unverdiente Begegnung erfahren zu haben, zurück. Der Künſtler war nicht ungerecht gegen die vielen Beweiſe der Liebe und Hochachtung, welche er in Stuttgart erfahren, und ſonderte die große Mehrzahl des Publikums ſehr ſcharf von denen, welche ihm den dortigen Aufenthalt ſo verbittert hatten. Seinem Freunde v. Goldner ſagt er darüber in einem Briefe vom 20. Januar 1838 in ziemlich derber, undiplomatiſcher Form: „Erſt jetzt, da mir die verteufelten hieſigen Theaterverhältniſſe nicht mehr den Sinn verdüſtern und die Bruſt belaſten — leider erſt jetzt bin ich tauglich geworden liebevolle Geſinnungen, die für mich vorhanden waren, zu erkennen und offenen Herzens zu erwiedern. Von Stuttgart alſo und ſeinen Bewohnern ſcheide ich nicht gern. Aber mit dem freudigen Dankgefühle, das den Gefangenen erfüllt, wenn er die liebe Sonne vor ſich und den finſtern Kerker hinter ſich hat, ſcheide ich von Stuttgarts Theater, das, unter bekanntem Einfluß, endlich mit einer Luft gefüllt iſt, in der ich, bei längerem Verweilen, gewiß ganz jämmerlich untergegangen ſein würde. Nur ſo lange, als ich muß, nenne ich mich einen Stuttgarter Hofſchauſpieler, und werfe dann gern, ſehr gern den Pelz meiner hieſigen Anſtellung von mir, denn — unter uns — er hat Läuſe. Die meiſten, von ſolchen Thierchen geplagten Leute dürfen dann und wann einen beherzten Feldzug gegen ſie unternehmen und es giebt eine Zeitlang Ruhe; meine Quäler hingegen ſind Einquartirte unter hohem Schutz und wenn's mich krazt und beißt muß ich — himmliſchlächelnd —

ſtille halten, denn ein gekrümmter Finger gegen die kleinen Livréebedienten wäre ſchon ein crimen laesae majestatis.“

Dieſelbe Geſinnung, nur, dem Verhältniſſe gemäß, in ſehr gehaltener Form ſpricht ſich in dem Schreiben (vom 22. Januar 1838) an den Grafen Redern, als Chef des Berliner Hoftheaters aus. Die Stuttgarter Verhältniſſe berührend, ſagt Seydelmann: „Nur aus Achtung und Liebe zur Kunſt habe ich Stuttgarts Theater verlaſſen. Ich wäre hier untergegangen. Schon ſeit einigen Jahren weiß ich nur allzugut, daß es, bei hieſiger Bühne, weniger darauf ankommt, der Sache zu dienen, für welche man in Verpflichtung genommen wurde, als vielmehr darauf — gewiſſen Verhältniſſen zu huldigen und nebenbei Komödie zu ſpielen, wie ſolche Verhältniſſe dies eben geſtatten wollen. Ich wage das Geſtändniß und wäre es mein Nachtheil: ich tauge nicht zu ſolchem Dienſt! — Auch wollte ich mich ihm längſt entziehn, allein man geſtattete es nicht früher als jetzt. — Die unwürdige Behandlung, die ich nach neun mühevollen Jahren, nach einer Menge von ungewöhnlichen Beweiſen der Zufriedenheit mit mir, nun ſo auf einmal und ohne alle Schuld erfahren, erregt die Mißbilligung jedes klar Sehenden, jedes Unbefangenen, und je weniger mir geſtattet ſcheint, offen und Rückſichtsfrei von dem zu ſprechen, was meine Bitte um Entlaſſung mehr als nöthig motiviren würde: je mehr muß es mit Indignation erfüllen, mich ſo hinterwärts angegriffen — meinen Abſchied von Stuttgart ſo hämiſch hingeſtellt zu ſehn. Die Zeit wird mich rechtfertigen.“

Die geiſtige Aufregung in welcher ſich Seydelmann bei dem Gedanken befand, fortan der Berliner Bühne ſeine Kräfte zu weihen, zeichnet uns ein herrlicher Brief des Künſtlers (vom 23. December 1837) an Gans, gegen den er ſich mit eben ſo viel Geiſt, als herzlicher Verehrung für den Freund über ſeinen Entſchluß ausſpricht. Wir theilen denſelben wörtlich mit: „Es iſt nun entſchieden: ich komme nach Berlin. Ob ich klug, oder unklug handle? ich weiß es nicht. Stuttgart würde ich aber verlaſſen haben, auch wenn ich nirgend eine Ausſicht auf Engagement gehabt hätte. — Ich wage den letzten Verſuch mit deutſchen Hoftheatern. Caſſel, Darmſtadt und Stuttgart waren

mehr als hinreichend, mich zu belehren, daß der Schauspieler, bei kleinen Hofbühnen, seine Bemühungen weit weniger den Forderungen, welche die Kunst an ihn macht zuzuwenden habe, als denen, die ihm aus den Privat-Verhältnissen seiner nächsten Umgebung entgegengestellt werden. Ein Publicum hat er nicht und so ist er höchstens was eine gedruckte Komödie ist in der Hand eines launenhaften Lesers. Ein kümmerliches Leben, das endlich in der vollkommensten Apathie abstirbt. Ich zittre vor einem solchen Tode und eile lieber dem Kampfe mit der wildesten Menge entgegen."

„Als ich im verflossenen Sommer von Doberan nach Berlin fuhr, war ich unempfindlich gegen Hitze und Staub; ich träumte mir Scenen des Wiedersehns mit Ihnen und blieb frisch an Leib und Seele! Mit welcher Hast eilte ich nach Ihrer Wohnung! Ich sah Sie, sprach mit Ihnen und mein Herz lachte, ehe ich noch an der Klingel zog. Der Bediente war nicht zu Hause; es war Niemand zu Hause. „Der Herr Professor sind verreist." Die hübsche Tochter des Portiers wird meine erstarrten Züge gewiß nicht vergessen haben. Und als mir Herr Heinrich Beer sagte, Sie seyen nach Stuttgart gereist, empfand ich zum erstenmale Ärger, nicht da zu sein."

„Warum soll ich es verhehlen: die Sehnsucht nach Ihrem lehrreichen, freundlichen, erfrischenden Umgange hat großen Theil an meinem Entschlusse, nach Berlin zu kommen. Und wenn ich Sie auch nur selten sehe und spreche. Ihre Nähe schon wird mich erheben, meine Kräfte verjüngen, stärken! Ihre Nähe und die so vieler geistreicher Männer. Ich werde eine Zuhörerschaft haben, die des Künstlers Bestrebungen nicht nur vornehm goutirt, sondern ihnen ihre redliche Theilnahme zuwendet und das Daseyn solcher Bestrebungen als nothwendig erklärt. — Der Kampf der Partheien erwartet mich. Aber nicht nur eine rechte und linke Seite, auch ein Centrum. Krieg erzeugt Frieden. Entweder wird er geschlossen über meiner Asche, oder er zeigt die Anerkennung Gottgegebener, künstlerischer Kraft. Ich bringe Muth mit in den Kampf und freue mich auf den Augenblick, der mich ihn beweisen läßt. — Bis dahin gilt es, standhaft zu sein im Überſturz von Abschieds und Ankunfts-Widerwärtigkeiten. Hülfe bietet mir hinlänglich

die freudige Erwartung, Sie, hochverehrteſter Herr und Freund, bald wieder zu ſehn.“ *)

Seydelmann ging über Darmſtadt, wo er einige Male ſpielte, nach ſeinem neuen Beſtimmungsorte. **) Am 4. April 1838 betrat er zum erſten Male als Mitglied der Berliner Hofbühne das Theater. Er ſpielte den Cromwell in den Royaliſten von Raupach. Der Empfang des überfüllten Hauſes, (man hatte wegen des Andrangs das Opernhaus zu dieſer Vorſtellung wählen müſſen) die Anweſenheit des ganzen Hofes, der Jubel welcher die Darſtellung Seydelmanns fort und fort begleitete und ſich mit der Bekränzung des Künſtlers am Schluß endete, bewieſen genugſam, daß man den Werth dieſes Gewinns für die dramatiſche Kunſt in Berlin würdigte und dies auch freudig ausſprechen wollte. Seydelmann dankte beim letzten Hervorruf, eben ſo ſinnig, als herzlich. Man fühlte es den Worten an, daß er Berlin als ſeine geiſtige Heimath begrüßte. Sein Dank lautete alſo: „Wie mannigfaltig und lebhaft auch die Eindrücke ſein mögen, die wir auf unſerm Lebenswege empfangen, Ein Gefühl bleibt unberührt von

---

*) In einem Briefe vom 29. December 1837 an Herrn Hofrath Teichmann in Berlin ſpricht Seydelmann ſeine tiefe, aber freudige Bewegung, die ihn bei dem Gedanken an die Überſiedelung nach Berlin ergreift, ſehr ſchön aus, indem er ſagt: „Wird mir's denn gut gehen in der Hauptſtadt meines Vaterlandes, in der Reſidenz meines allverehrten Königs? Der Kreislauf meines ganzen Lebens iſt nun gezeichnet: meine erſten Dienſte gehörten dem Landesherren; und mein Herz erfüllt eine ſtolze Freude, daß ich nun die Kräfte meines männlichen Alters zu ſeinen Füßen legen darf! Wer möchte nicht im Kreiſe derer ſein Leben ſchließen, mit denen er durch die theuerſten, feſteſten Bande, von der Wiege an, verbunden iſt! Meine Frau, mein Sohn, Schweſter, Anverwandte: Alles iſt ja Preußiſch.“

**) Auch in Frankfurt a. M. gab Seydelmann noch einen Cyclus von Gaſtrollen, zu welchen man ſich die Billets faſt erſtürmte. Der Künſtler ſagt ſelbſt darüber in einem Briefe an den Hofrath Teichmann vom 23. März 1838, in welchem er ſich entſchuldigt, daß er einige Tage ſpäter in Berlin eintreffe: „Der Andrang zu meinem Gaſtſpiele iſt auch hier ſo groß und ungeſtüm, daß man Spaliere um die Eingangsthüren des Theaters ziehen ließ. Von Zwiſchenmuſik iſt nicht die Rede, da das Orcheſter jedesmal geräumt werden mußte. Gern will die Direktion mit ihren Abonnements ausſpendus fortfahren und mein Honorar auf 250 ſ. Ab. erhöhen — wenn ich noch verweilen dürfte. Allein ich ſelbſt dringe auf Abreiſe!“

allem Wechsel und folgt uns bis zum Ende unsers Wandels: das Gefühl für Heimath und Vaterland! Endlich bin ich so glücklich denen meine Kräfte widmen zu dürfen, denen ich zugehöre von Kindheit an; ich genieße endlich das Glück ein Preuße mit Preußen zu sein! Ich bin stolz darauf und werde dieses Glückes mich werth zu erhalten wissen. Nehmen Sie, Verehrungswürdigste, meine künstlerischen Bemühungen jetzt eben so freundlich hin, als Sie dies früher gethan. Ermuthigen Sie mich durch die Fortdauer Ihrer Gunst! Ich werde nicht ermüden, eines Künstlerkreises mich werth zu beweisen, dem die schöne Verpflichtung obliegt für den geistigen Genuß eines durch hohe Bildung ausgezeichneten Publikums thätig zu sein." *)

Von dieser Zeit an bis zum Tode Seydelmanns strömen uns die Mittheilungen, welche des Künstlers innerstes Leben, ja, die zartesten Schwingungen seiner Seele enthüllen, viel reichlicher zu, als in irgend einem andern Abschnitt seines Lebens. Wir sind so glücklich von jetzt ab fast jeden Schritt Seydelmanns mit seinem Worte begleiten zu können, welches die Thatsachen und die Erlebnisse desselben, als Ausdruck seines Gemüths zurückspiegelt. Mit dem Künstler ist auch die Macht seines Wortes, die Beredsamkeit seines Gemüths gewachsen. Wie sich Seydelmann, als darstellender Künstler, allmälig ganz zur Herrschaft über seinen Stoff emporgerungen hat, so finden wir ihn auch im Ausdruck zu jener Idealität herangereift, welche uns das geheimste Leben der Seele zu enthüllen versteht und in der zutreffendsten Wahrheit uns zugleich künstlerisch berührt. Die Schlacken der Natürlichkeit sind von der Gewalt des Geistes endlich ganz ausgesondert worden. Diesen Charakter zeigen uns auch seine dramatischen Gebilde im letzten Stadium seiner Entwickelung. Von jetzt ab wird die letzte Läuterung an ihnen vollzogen; alles Unorganische, der nackten Natur Abgelauschte wird entfernt, es tritt dafür die organische Entwicklung und das Bedeutungsvolle, das in der individuellen Wahrheit auf einen in sich

*) Die Worte sind aus der Mittheilung Seydelmanns an seinen Freund von Goldner genommen, welche er dem Letzteren am Tage nach dem ersten Debüt in freudiger Aufregung machte.

allgemeinen Gehalt hinausweiſt, an die Stelle. Berlin iſt der Boden auf welchem Seydelmann endlich jene höchſte künſtleriſche Ruhe gewinnt, welche ihm inmitten ſeiner Hingebung an die Sache auch noch den Blick über dieſelbe verleiht; hier ringt er unabläſſig danach das individuelle Leben mit dem Gehalte des Gedankens zu erfüllen und die einzelne Geſtalt zum Ausdruck einer Gattungsallgemeinheit zu begeiſtigen. In dieſem Sinne geſtaltete Seydelmann ſowohl viele ſeiner ſchon früher geſpielten Rollen um, als er die neuen zu einer völligen Durchdringung des Allgemeinen und Individuellen zu bringen ſtrebte. *)

Seydelmann fuhr in ſeiner Thätigkeit und Arbeitſamkeit raſtlos fort. Auch die Wiederholungen älterer Rollen beſchäftigten ihn immer aufs neue; es galt ihm jeden Abend, gewonnenes Terrain zu behaupten. So lange er geſund war beſchäftigte man ihn in Berlin ſehr viel, da ſowohl die Kaſſe ſich dabei gut ſtand, als auch die meiſten dramatiſchen Dichter darauf drangen in ihren Stücken Seydelmann beſchäftigt zu ſehn. Da derſelbe ſich unabläſſig in ſeinen Aufgaben vertiefte und ſtets darauf bedacht war, auch den Forderungen der gereifteſten Intelligenz zu genügen, ſo bearbeitete er auch ſeinen Stoff immer wieder, um demſelben neue Seiten abzugewinnen. Dadurch gelang es dem Künſtler, auch als engagirtes Mitglied in Berlin, das Publikum unabläſſig zu feſſeln und auf jede neue Rolle zu ſpannen. Sehr oft reicht, auch bei talentvollen Darſtellern, der Reiz, den ſie ausüben, nicht über die Dauer des Gaſtſpiels hinaus; ſie überraſchen und blenden; man folgt ihnen mit lebhaftem Intereſſe, ſo lange ſie eine neue Erſcheinung ſind; wohnt ihnen aber nicht ein wahrhafter Reichthum

*) Gutzkow hat gewiß in dem Urtheil Recht, wenn er von Seydelmanns Leiſtungen in Stuttgart ſagt: „In Stuttgart war er noch heftiger; er lärmte, tobte ſich aus. Seine Gebilde trugen das Gepräge der innerſten Spannung, der ſubjectivſten Elaſticität," wenn wir auch nicht dem zweiten Satze beiſtimmen können, daß die Geſtalten in ſpäterer Zeit oft zu einer Objektivität herabgeſunken ſeien, „welche ganz dicht neben der Natur ſtehn mochte, aber auch etwas Mattes, Gedrücktes, Beſtändtes hatte." Wir meinen, daß die dramatiſchen Geſtalten Seydelmanns von jetzt an allerdings nicht mehr dieſe innerſte Spannung zeigten, aber deſto geſättigter waren von Gedanken und erſtarkt durch die gereifte Einſicht in die Geſetze des Geiſteslebens, ohne deshalb den Pulsſchlag des individuellen Daſeins eingebüßt zu haben.

des Geiſtes, eine unverſiegbare Erfindungs- und Geſtaltungskraft bei, ſo ermattet die Theilnahme, ſobald ſie heimiſch geworden ſind auf einer Bühne. Nun erſcheinen ihre Geſtalten verblaßt und das Maaß der Spannung iſt auf die Erwartung einer nur korrekten Zeichnung eingeſchränkt. Seydelmann aber lud, durch ſeine reiche Begabung, wie durch die ihr gleiche Kraft und Luſt, dem tiefen Schachte das Gold des ächt menſchlichen Lebens abzugewinnen, das Publikum immer wieder zum Genuß des Schauens ein. So entſtand in Berlin endlich eine ächte Wechſelwirkung zwiſchen dem Künſtler und dem Publikum, indem jeder des andern völlig ſicher wurde. Der Künſtler ſchöpfte Kraft und Luſt aus der nie verſiegenden Anerkennung des Publikums und dies trat mit geſpannter Erwartung vor jedes neue Gemälde, welches der erſtere enthüllte. In dieſem Verhältniſſe fühlte ſich Seydelmann daher ſehr glücklich und ſprach dies auch wiederholt gegen ſeine Freunde*) aus. Er erfuhr immer mehr, wie tiefe Wurzeln er in die Gemüther des geiſtvollſten Theils des Publikums geſchlagen hatte, und empfing mit jeder neuen Leiſtung davon die unzweideutigſten Beweiſe. Die geſetzliche Urlaubszeit benutzte der Künſtler zur Ausbreitung ſeines Rufs indem er theils auf den von ihm noch nicht beſuchten Theatern gaſtirte, theils einmal gewonnenen Ruhm durch ſeine Wiederkehr ſteigerte. Es iſt gewiß kein geringes Zeugniß für Seydelmanns Wirkung auf die Maſſen, daß ſich faſt immer die Anzahl der urſprünglich bedungenen Gaſtrollen, auf dringendes Verlangen, verdoppelte; ſo in Leipzig, Halle, Stettin, und daß er beim Scheiden ſtets den Eindruck der geſteigerten Theilnahme empfing. Daher drängten ſich auch

*) In einem Briefe vom 28. November 1838 an ſeinen Freund v. Goldner ſagt [illegible] in dieſer Beziehung: „Es gefällt mir in Berlin immer mehr und deſto mehr ärgert es mich — wenn ich nämlich daran erinnert werde und das geſchieht, dem Himmel ſei Dank, nicht oft! — daß ich dem Stuttgarter Theaterweſen neun, ſage neun Jahre meiner Kraft, meines beſten Willens geopfert habe. Was ich bisher hier auch geſpielt habe: das geſammte Publikum beweiſt mir ſtets die vollſte Aufmerkſamkeit, die lebhafteſte Anerkennung. Ich will damit nicht prahlen, ich will vielmehr einen ſchuldigen Dank für ſo viele und ſeltene Freundlichkeit ausſprechen. Und wo dürfte ich dies mehr, als Ihnen gegenüber, der mich verſteht, und dem ich für treue Liebe eine Erzählung mindeſtens des Guten ſchuldig bin, das Gott mich erfahren läßt.“

die Aufforderungen zu Gaſtrollen von nah und fern, und die Direktoren geſtanden gern ein und beſtätigten dies durch authentiſche Nachweiſungen, daß faſt nie ein deutſcher Künſtler Haus und Kaſſe ſo gefüllt habe als Seydelmann.*) Seydelmann gaſtirte im Herbſt des Jahres 1838 in Leipzig, wo er in einem Cyclus, der ſich von 8 Rollen auf 16 erweiterte, den rauſchendſten Beifall und die gehaltvolle Theilnahme der intelligenteſten Männer daſelbſt erwarb. Noch in demſelben Jahre ward ihm die Freude, bei Gelegenheit einer Probe auf dem Königl. Theater im neuen Palais zu Potsdam durch die ſchmeichelhafteſte und von dem freundlichſten Antheil für den Künſtler zeugende Anrede des König s beehrt zu werden. Bei der großen Pietät, welche Seydelmann ſtets für den König empfunden, ward er von dieſer Auszeichnung auf das freudigſte bewegt und theilte dieſelbe dem damals abweſenden Sohne, wie dem Freunde v. Goldner, in ihrem ganzen Hergang mit. Wir geben den wörtlichen Bericht des Künſtlers, welcher uns zugleich einen neuen Zug des Herzengewinnenden Wohlwollens des Königs giebt.

Berlin, den 14. November 1838.

„Geſtern habe ich alſo zum erſten Male im Palais geſpielt. Früh um halb 10 Uhr wurde ich mit der Königl. Equipage zur Probe abgeholt. Alles, was ſonſt noch beſchäftigt war, (es wurden auch lebende Bilder gezeigt, die Novello ſang und zum Schluß ward getanzt) Alles war ſchwarz gekleidet, oder doch ſo, wie man in guter Geſellſchaft zu gehn pflegt. In einem ziemlich großen Zimmer iſt ein Theaterchen aufgebaut; auf jeder Seite ſtehn drei Couliſſen, die Hinterwand hängt ſo nah an der Stubenwand, daß man eben noch dazwiſchen durchkriechen kann. Vor dem Theaterchen ſtehn einige Reihen Stühle, auf denen der König und ſeine Gäſte Platz nehmen. Alle Herren im Frack, wie der König; die Damen im einfachen Kleide. Ehe die Probe begann wurde Bouillon und Chocolade herumgegeben; dann ſtellten wir

*) Wir haben im Nachlaß mehrere ſolcher Nachweiſungen gefunden.

Schauſpieler uns auf die Bühne und plapperten unſere Rollen einander zu, während unten im Zimmer ſich Gruppen bildeten und ziemlich laut converſirt wurde. Der Souffleur darf ſich beinah gar nicht hören laſſen, natürlich, es iſt Alles einander zu nahe. Als wir fertig waren wurden die Bilder probirt, dann der Geſang der Novello, zum Schluß der Tanz. Inzwiſchen war der König aus ſeinen Zimmern hervorgetreten (im ſchlichten Militair-Überrock ohne alle Auszeichnung und ohne Begleitung.) Er ging von Dem zu Jenem, nahm auch eine Taſſe Bouillon, ſah zu, ſetzte ſich, ſtand auf und ſchien zufrieden damit, daß Niemand ſich mehr genirte, als man dies in jeder ordentlichen Geſellſchaft zu thun pflegt. Stawinsky, der als Regiſſeur an der Spitze des Schauſpielerhäufchens ſtand, ward von dem Könige angeredet: „Muß ſehr bedauern, daß Ihre Zeit auf ſolche Weiſe in Anſpruch genommen wird. Habe geleſen, daß Sie und einige Ihrer Herrn Collegen Bilder mitmachen werden — hätten wohl Anderes zu thun?“ Dann zu Gräſemann: „Sie werden in dem kleinen Luſtſpiel mitſpielen.“ Mit freundlicher Kopfneigung trat er zurück und unterhielt ſich mit der Crelinger und Clara Stich. Als er auch jene Damen verlaſſen hatte erzählte uns Clara, der König habe geſagt: „Weiß gar nicht, wer Miß Novello mitgebracht hat, — hat ſich gar nicht freundlich benommen, gar nicht, hat dem armen Eckart 400 Thlr. Honorar abgefordert für zwei Arien, — gar nicht freundlich. — Etwas weniger nehmen wäre gut geweſen, — junger Mann, hat nicht viel.“ Später, ich ſchwatzte mit meinen Collegen in einer Fenſterecke, rief mich Stawinsky an, ich möge ihm folgen. Wohin? Kommen Sie nur. Die Prinzeſſin Wilhelm, die Fürſtin Liegnitz, einige Hofdamen und Hofherren waren gekommen, und die Prinzeſſin hatte geſagt, ſie wolle mich ſprechen. Sie hatte mich in Weimar, Stuttgart und Berlin geſehn, fragte, wie es mir hier gefalle; ſie habe ſchon ſo viel Vergnügen durch mein Spiel gehabt und freue ſich, mir dies einmal ſagen zu können. Auch die Fürſtin ließ mich viel Freundliches hören, und lachte in der Erinnerung an den alten Scarabäus. Da trat der König heran. Er hatte, wie Graf Redern mir ſpäter mittheilte, dieſen gefragt, wer der junge Mann ſei, mit dem die Damen ſprächen. „Wird mich ſehr

freuen, wenn Sie gern hier sind. Mein Theater hat sehr gewonnen durch Sie — habe durch Sie schon recht viel Vergnügen gehabt. — Sind aus Schlesien — Glatz — haben bei der Artillerie gestanden — Prinz August (damit wendete sich der König zu den Damen) hat den Seydelmann gehabt — habe gar nicht gewußt, daß Prinz August auch einen so ausgezeichneten Künstler in seinen Artillerie-Schulen gebildet. — Ist mir sehr lieb — wünsche nur, daß es Ihnen bei mir gefallen möge." — Und somit war ich ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für Alle geworden, die sich in der Nähe befanden, die Sonne königlicher Huld hatte mich beschienen."

Seydelmann wählte in Berlin seinen Umgang meist aus solchen Männern, welche durch ihre Gedankenbildung ihm förderlich sein konnten. Durch das Verhältniß zu Gans war ihm dieser Kreis besonders geöffnet, bei dem er zugleich auch der regsten Anerkennung als Künstler gewiß war. So entspann sich der Plan im Winter 183⅞ mit einigen befreundeten Männern alle 14 Tage eine Zusammenkunft zu halten und darin ein klassisches Werk mit Rollenvertheilung zu lesen. Seydelmann und E. Devrient übernahmen die Hauptcharaktere, Gans, Werder, Hotho, Veit, Moritz Carrière und einige Andere waren Mitglieder. In diesem Kreise entfaltete Seydelmann sein großes Talent der Charakteristik nicht nur in der unmittelbaren Darstellung, sondern auch in der reflektirenden Zergliederung. Hier fand Seydelmann, was er in Stuttgart vermißt hatte, einen Boden, auf welchem er, zugleich mit seinem künstlerischen Schaffen, auch für die Entwicklung seiner Intentionen Befriedigung zu gewinnen hoffen durfte. Leider sprengte der Tod des Seydelmann so nahe befreundeten Gans diesen Kreis und raubte dem Künstler einen seiner geistvollsten Bewunderer. Seydelmann fühlte die ganze Größe dieses Verlustes und war von diesem Trauerfall tief erschüttert. In einem Briefe an Carrière, der ihm durch Gans näher getreten war, wie an Glaßbrenner gab er der Größe seines Schmerzes den edelsten und tiefempfundensten Ausdruck, den wir unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen. Dem Ersteren

ſagt er unter dem 8. Juni 1839: „Endlich ein paar Zeilen von Ihnen! Ich habe lange darauf gewartet. Und in welcher Zeit! In einer Zeit des tiefen Schmerzes, in der wir eines theuren Freundes Abreiſe ohne Wiederkehr beweinen. Ein reicher Quell der Liebe iſt uns verſiegt und vergeblich fallen unſere Thränen auf die trockene Grabesſtelle nieder; ein koſtbares Leben erwecken ſie nicht wieder. Aber die Spuren dieſes Lebens ſind eingezeichnet in den Sand der Wüſte und der Geiſt deſſen, der ſie zu ziehn geſendet war, ruft uns liebend und kräftig zu: Tretet nach, achtet mein Erbe, indem ihr es nützt! — Von ſeinen letzten Lebenstagen ſoll ich Ihnen erzählen? Sie wiſſen ich ging nicht oft zu ihm und drängte es mich, ſeinen Geiſt in ſeinem Auge ſich ſpiegeln zu ſehn, ſein freundliches Wort zu hören, ſo blieb ich doch nie lange bei ihm, ſo erquickend mir auch ſeine Nähe war. Sollte ich ihn, die Welt, der er durch ſchöne, ſeltene Gaben ſo ſtreng verpflichtet war, nur ſeine Zeit verkürzen? Man beſtraft und verachtet den armen Teufel, der uns einen ſilbernen Löffel geſtohlen hat; was aber iſt der menſchlichen Geſellſchaft ſchon geſtohlen worden durch jene müßiggängeriſchen arrogan̄ten Flegel, die uns durch ſtundenlange Beſuche um die kurze Spanne Daſeins betrügen und — die Niederträchtigkeit zu vollenden — noch Dank und Höflichkeiten von uns fordern. Sollte man dieſe Verworfenſten aller Diebe nicht nur, ohne dem hochpreislichen Kriminalgericht zu verfallen, kopfüber aus dem Fenſter ſtürzen dürfen, ſollte man nicht auch die Rettungsmedaille dafür erhalten? denn Müßiggang iſt der Laſter Anfang, und wer zur Verhütung der Folgen dieſes Anfangs kräftig beiträgt u. ſ. w. Wenn man von einem Staate wird zu rühmen haben: Seine Gefängniſſe ſind größtentheils mit Müßiggängern angefüllt, wird man dann nicht von einem Fortſchritte in dieſem Staate zu reden haben? Da wäre ich wieder bei unſerm Freunde Gans angekommen. „Fortſchritt! Schreitet nach! Achtet mein Erbe, indem ihr es nützt.“

Gleichzeitig ſchreibt er an Glaßbrenner: „Der Tod unſers geliebten Gans hat auch Freund Carrière tief erſchüttert und kaum vermag er zu denken, daß er hierher zurückkommen und ſeinen unvergeßlichen Lehrer nicht mehr ſehn ſoll. Ach, mein liebſter Glaßbrenner,

meine jetzigen sehr traurigen Verhältnisse machen mir den Verlust eines Freundes, wie Gans, doppelt fühlbar. Wie oft rettete ich mich auf ein Viertelstündchen an seine Seite und war ich auch weit entfernt, ihm meinen Kummer zu nennen, so stärkte und erquickte mich doch seine Nähe! O ich verzichte auf Lob und Geneigtheit derer, denen seine Nähe nicht erquicklich war. Seine Nähe war Athem Gottes, war Bergesluft! — Nach unsern Begriffen nennt man ihn nun glücklich, wir aber weinen bei diesem seinem Glück! — Gott mit uns! Wie reich muß seine Welt sein, da sie bei solchen Verlusten fortbesteht!"

Da selbst die älteren Stücke durch Seydelmann wieder volle Häuser machten, (Emilia Galotti war z. B. während weniger Wochen 4 Mal vor dem zahlreichsten Auditorium gespielt worden) da namentlich der Göthische Faust, in welchem Seydelmann, als Mephistopheles, eine eben so begeisterte Bewunderung einer Seits, als heftigen Tadel anderer Seits erfuhr, *) sehr oft rasch hintereinander gegeben ward, so wurden die Kräfte des Künstlers natürlich in Berlin sehr in Anspruch genommen. Auch der Nathan, der häufig bei gedrängt vollem Hause wiederholt wurde, brachte eine große Bewegung hervor; hier wetteiferten fast alle Stimmen in der Anerkennung des vollendeten Bildes, welches Seydelmann von dem liebenswürdigsten Vertreter ächt menschlichen Denkens und Handelns gab; und er selbst fühlte sich in der Darstellung des edlen Greises stets neu gestärkt und erquickt. In der Rolle des Richard Brandon in Rellstabs Eugen Aram gewann er sich durch die völlig originelle Art, diese verworfene Creatur darzustellen nicht nur den rauschenden Beifall des Publikums, sondern auch fast alle Kollegen und die Intendanz selbst erklärten ihm, daß man seit Iffland und Devrient in dieser Gattung gar nichts Ähnliches gesehn hätte. Nicht minder beschäftigten ihn die tiefern Gestalten des Antonio im Tasso und des Polonius.

---

*) In dem der Würdigung des Künstlers besonders gewidmeten Abschnitte werden wir auf die Kritik dieser Rolle zurückkommen.

Im Februar deſſelben Jahres 1839 las Seydelmann für das Leſſings-Denkmal den Nathan und erſchien hier zum erſtenmal öffentlich als dramatiſcher Vorleſer. So ſehr man auch den dichteriſchen Geiſt und die charaktervolle Auffaſſung, mit welcher Seydelmann las, allgemein anerkannte, ſo fand er ſelbſt ſich doch auf dieſem Boden eigentlich nicht völlig heimiſch, weil ſein Geiſt ihn durchaus zur geſättigten Realität der Darſtellung drängte und er lieber das volle Rundbild hinſtellte, anſtatt ſich auf das noch ſo fein und künſtleriſch ausgeführte Relief einſchränken zu müſſen. Er hatte übrigens die Freude dem Leſſings-Comité in Braunſchweig 320 Thlr. für dieſe Vorleſung abliefern zu können.

Trotz dieſer mannichfachen Anſtrengungen befand ſich Seydelmann jetzt geiſtig und körperlich ſehr friſch. Er durfte ſich daher auch in demſelben Jahre noch das raſch aufeinander folgende, aufregende Gaſtſpiel in Halle und Stettin zumuthen, wo man ihm außer den üblichen Zeichen eines begeiſterten Beifalls, noch ſehr erleſene Beweiſe der Verehrung gab, welche den Künſtler hoch erfreuten.*) Das Gaſtſpiel in

*) Seydelmann machte darüber ſeinem Freunde Auguſt Gerſtel folgende Mittheilung: (Berlin den 4. December 1839.) „In Halle wurden, innerhalb 11 Tagen, aus ſechs Darſtellungen achte und in Stettin, innerhalb 13 Tagen, aus ſechſen zehne. Inzwiſchen die Reiſe. Das heißt fleißig ſein! Es ging gut, ſehr gut! Obwohl in Halle die Studenten noch fehlten — ſie hatten Ferien — wurde doch jedesmal das Orcheſter geräumt und Parterrebänke mußten zu Sperrſitzen umgewandelt werden. Die angeſehenſten Männer der Stadt zeichneten mich durch Einladungen aus und gaben mir auch ſonſt Beweiſe der freundlichſten Achtung. In Stettin war es eben ſo. Auch hier war die Zwiſchenmuſik immer nur hinter dem Vorhange und am Schluß aller Vorſtellungen gab es Blumen, Kränze und große Nachtmuſik. Am Tage darauf reiſte ich ab; des Abends halb fünf Uhr. Der Poſtwagen war voll von Kaufleuten und Offizieren. Man rauchte und ſchwatzte. Ich lag in der Ecke meines Platzes und ließ, was ich in den letzten Tagen erlebt, in bunter Reihe an mir vorübergehn. Nach und nach war das Geſpräch der Mitreiſenden verſtummt und nur der raſche Tritt der Pferde hörbar und der Lärm der Räder. Auf einmal erklang der vielſtimmige Ruf: Poſtillon, halt! — Aufgeſchreckt fuhren unſere Köpfe nach den offenen Wagenfenſtern und ich erblickte, ſcharf abgegränzt gegen den weiten, freien Raum die dunklen Geſtalten von mehr als zwanzig Männern in Mänteln und Mützen. Am Graben des weiten Fahrwegs ſtanden viele Wagen; in den nächſten ſaßen Damen. Während der Poſtillon hielt hieß es: Herr Seydelmann, ſteigen Sie aus. — Der Tritt wurde herabgelaſſen, die Wagenthür geöffnet und ich eingewickelt in mei-

Stettin ward im Jahre 1841 auf dringendes Verlangen wiederholt, wo Seydelmann in 16 Tagen dreizehnmal auftrat. Die Einladungen zu Gaſtſpielen drängten ſich von allen Seiten; von Petersburg und Wien, von Baſel und Königsberg, von Düſſeldorf, München, Breslau und Bremen.

Namentlich erhielt unſer Künſtler aus Petersburg eine Aufforderung, dort unter der Hand auf Engagement zu ſpielen, da es, wie der Regiſſeur des Kaiſerlichen Hoftheaters ſagte, die Pflicht der Kaiſerlichen Direktion erfordere, auch den Schein der Inconvenienz zwiſchen den ſo nah befreundeten Höfen zu vermeiden. Seydelmann ſollte deshalb, wie aus eigenem Antriebe, an den General-Direktor, Herrn v. Guedeonoff ſchreiben. Indeſſen wurde dieſe Aufforderung entſchieden abgelehnt, indem Seydelmann den Antragſteller fragte, ob er an ſeiner Stelle einer ſolchen Aufforderung genügen würde. Nur Gaſtrollen zu ſpielen zeigte er ſich nicht abgeneigt. Auch dies zerſchlug ſich aber, da Seydelmann aus Petersburg eröffnet wurde, daß ein Geſetz ausdrücklich verlange, daß man auf Engagement ſpiele, alſo die Bedingungen deſſelben vorher einſende.

Schon im Jahre 1840 ſahen wir Seydelmann auf Momente von einer tiefen Schwermuth ergriffen, welche ſich ſogar bis zur Todesſehnſucht ſteigerte. Der ſo großen Anſtrengungen nicht gewachſene Körper, durch die geiſtige Aufregung nur künſtlich über das Maaß ſeiner Stärke

---

nen großen Reiſepelz, nolens volens hinaus geholt. Da ſtand ich in einem ſchnell geſchloſſenen Kreiſe von lieben neugewonnenen Freunden, mit denen ich in verfloſſener Nacht zuſammen geweſen war. Direktor Gerlach und ſeine Regiſſeure waren auch dabei. Ich wurde den Damen, Frauen und Töchter der Kaufleute, denen ich dieſe Überraſchung verdanke, vorgeſtellt, dann richtete einer der Herren einige herzliche Worte an mich, bat, ich möge ein kleines Andenken von Kunſtliebenden Stettinern nicht zurückweiſen, wobei er ein Schächtelchen in meine Hände drückte. Darauf ward ich umarmt, geküßt, in den Wagen gehoben, der Tritt flog in die Höh', die Wagenthür zu und unter mehrmaligem: „Hurrah Seydelmann" raſſelte die Schnellpoſt von dannen. Das Alles Freund, war eine Geſchichte von drei — vier Minuten und kaum wußte ich, wie mir geſchehn war. Auf der nächſten Station ging das Geſchenk von Hand zu Hand: eine ſchöne goldene Doſe mit prächtigem Deckel; unter dem Deckel die Worte: Erinnerung an Stettin 1839. — Freut Sie das? Ja! Die Art und Weiſe in der man mir dieſe Freude bereitete, muß jedem ordentlichen Menſchen gefallen."

hinausgehoben, begann ſchon damals zu wanken, eine Ahnung überflog Seydelmann, es werde derſelbe ſeine volle Stärke nicht wiedergewinnen; ein Seelenſchmerz durchzuckte ihn in flüchtigen Augenblicken, der ſich ſpäter als ein geheimnißvoller Feind in dieſen kräftigen Geiſt hineingrub und von innen heraus den Körper antaſtete, bis das Gefäß endlich dem doppelten Angriff der phyſiſchen und pſychiſchen Gewalt erlag. Aber aus ſolcher Stimmung erklingen auch wieder die beredteſten Laute und in dem Siege über den Körper zeigt ſich auch in den Darſtellungen nicht ſelten die höchſte Freiheit des Geiſtes. Aus Braunſchweig, wohin Seydelmann im Herbſt 1840, auf ſpecielle Einladung des Herzogs, zu Gaſtrollen gegangen war, tönt uns ſchon in einem Briefe an den Hofrath Teichmann eine ſo tief melancholiſche, ſelbſt bis an das Menſchenfeindliche gränzende Stimmung entgegen.— Am 8. October 1840 ſchreibt er dem genannten Freunde: „Ich hoffe Sie ſind ſo geſund und friſch, daß das Leben einen Vertheidiger in Ihnen hat, nicht, wie in mir, einen Gegner. Ein Geſchenk, das uns aufgedrungen ward, nicht zurückgeben dürfen! — ſo fängt die Knechtſchaft mit der Geburt an und ſchon im erſten Schrei des Kindes erzittert die eingefangene Seele. — Lächerliches Geſchwätz für Leute mit gutem Magen. — Bremen, Hannover und Braunſchweig: drei neue Bekanntſchaften; der Schauſpieler Seydelmann erklärt ſich mit ihnen zufrieden; ich ſelbſt aber habe mich verkrochen, weiß alſo nichts davon. So flieh ich die Menſchen, weil ich nicht einen einzigen finde. Die Schuld liegt wohl an meiner Laterne. Dann und wann blieb ich vor einem ſtehn, kaum wurden die Blicke warm, ſo durchſchnitt ſie der laute Markt des Lebens: es hat Jeder mit ſich ſelbſt ſo viel zu thun und mit den ſpitzen Knochen der Menge. Alſo Ruhe! — Ruhe! tiefe Ruhe! Wer ſagt, daß er hier geweſen, wenn ihm die Abreiſe nicht als das höchſte Glück erſcheint! — Aber fall ich denn immer in dieſen Ton zurück! Nachſicht mein Freund!“

Seydelmann verſcheuchte indeſſen dieſe trübe Stimmung wieder durch die ernſteſte Beſchäftigung mit ſeiner Kunſt. Namentlich feſſelte ihn damals außer den unmittelbar zur Darſtellung beſtimmten Rollen das Studium des Wallenſtein, dem er ſich mit der größten Liebe

zuwandte, um, wenn die Verhältniſſe es geſtatteten, das Bild ſeiner Phantaſie zu verwirklichen. Der Künſtler fühlte wohl, daß dieſe Heldengeſtalt nicht eigentlich in dem Kreis ſeines Repertoirs liege, daß er derſelben alſo auf einem andern, als dem gewöhnlichen Wege beikommen müſſe. Gewiß wollte er in dieſer Geſtalt die eigentliche Herrſchaft des Geiſtes über die Gemüther vor Allem zur Geltung bringen. Leider war es ihm nicht vergönnt ſein auf jeden Fall höchſt originelles Bild der Kritik zu unterwerfen. Aber ſein Geiſt brütete lange über dieſer mächtigen Geſtalt. Sowohl gegen Gutzkow, als auch gegen Andere ſprach er das ſehnſüchtige Verlangen aus, ſeine ureigne Auffaſſung, ſelbſt auf Gefahr gegen die bisherige Gewohnheit anzukämpfen, einmal öffentlich hinſtellen zu können. Er drückt ſich darüber alſo aus: „dann ſpiele ich Ihnen auch den Schillerſchen Wallenſtein, der jetzt das Leid meiner Tage beſchwichtigen hilft. Ich verkrieche mich ordentlich in das reiche — reiche Geſchenk unſeres gottbegabten Sängers. Wenn mich nicht jede Hoffnung trügt, ſo werde ich — wenigſtens ein Anderer ſein, als Alle; ein ungewohnter, ob deshalb ein gern geſeh'ner? Wollen warten. Himmel über welchen allgemeinen Leiſten ſpannt man auch dieſen Wallenſtein! Geſtreckt, gereckt, von Kopf zu Fuß belebert, das Automatenmaul voll ſchöner Worte, im Paradeſchritt herausgeſtoßen, ohne Blut und ohne Hirn; das heißt man Wallenſtein. Und ich, Schwachgeborner, will ſtromauf zu ſchwimmen wagen? Ja! Voll Muth, dem Schlendrian zum Trotz, vielleicht auch zum Gelächter?! — Thut nichts! Mein Bundesgenoſſe iſt der Dichter ſelbſt.“

Im Jahre 1841 nahm der Kampf zwiſchen Geiſt und Körper ſchon einen ſehr ernſten, bedenklichen Charakter an. Seydelmann fühlte ſich im innerſten Marke angegriffen; die Ärzte ſandten ihn nach Carlsbad und dann nach Warmbrunn. Er litt unendlich, ſein Gemüth war umdüſtert, die Sehnſucht nach tiefer Ruhe bricht wie ein Sonnenſtrahl durch den ſchweren Wolkenhimmel. Dann reißt ihn aber auch der Gedanke, daß er noch geiſtig ſtark ſei, der Kunſt noch dienen müſſe wieder mächtig empor; es flammt die Liebe zum Leben aus der Liebe zur Kunſt in ihm auf; aber der nagende Wurm hat das Herz

des Lebens ergriffen; er wird nur noch gewaltſam von ſeiner tödtlichen Arbeit zurückgedrängt. Aber wie raffte ſich der Geiſt des Künſtlers in mitten dieſes Kampfes zuſammen, wie ſteht er ſelbſt in der Schilderung der Leiden über den Leiden, welche er wie eine von ihm unterſchiedene Geſtalt an uns vorüberführt! Wir geben daher dem Leſer den Verlauf dieſer letzten Lebensjahre, den Kampf, den augenblicklichen Stillſtand deſſelben, wie die letzte Auflöſung ſo viel als möglich mit Seydelmanns eignen Worten.

Schon im April 1841 ſagt er dem Freunde v. Goldner: „Die Erde iſt ein Räthſel, und Alles in mir ſehnt ſich nach Auflöſung! Hinter drei Buchſtaben liegt ſie: T—o—d. Und darauf ſoll man warten. Antichambriren — Livrée tragen — iſt das Loos (ſelbſt der Könige) vor — Gott! Stolzer Herr! Er muß doch Etwas in petto für uns haben? Wir wären ſonſt gar zu ſehr angeführt. Wir hoffen Alle — auf Gage — Jenſeits! Iſt dieſes Jenſeits vielleicht der zwei und dreißigſte April? O mein lieber Goldner!“

Dem Sohne ruft Seydelmann aus Warmbrunn im Gefühle erduldeter Schmerzen (Brief vom 15. September 1841) zu: „Es giebt im menſchlichen Leben Jahre, in denen man nichts erlebt, als grauen, ſchweren Wolkenhimmel und jedes Ungemach des ſchlechteſten Wetters — eine ſolche Zeit iſt über mich hereingebrochen und — Gott regiert nach unerſchütterlichem Schluſſe.“

In ſo bewegter Stimmung drängte ſich ſogar auf Momente der Wunſch hervor ganz vom Theater zu ſcheiden und „in ſchöner, ſtiller Abgeſchiedenheit vom lauten, tollen Markte des Lebens, in ruhiger Beſchäftigung das Ende des Erdenwandels abwarten zu können.“ Aber ſolch Verlangen, welches die Schwermuth ihm zu Zeiten entriß, zerſchmolz doch wieder vor dem erwärmenden Strahl ſeines künſtleriſchen Sinnes und er fand dann ſogar nur Troſt in dem Gedanken „die Sache, für welche man ſein Leben und ſeine Ehre eingeſetzt hat, unverrückt im Auge zu behalten und im Herzen.“ (Brief an den Sohn im Sept. 1841.)

Seydelmann gewinnt daher auch wieder den Muth und die Kraft auf die vergangenen Leiden ſelbſt mit der Überlegenheit der Ironie zu-

rückzublicken und in seinem glänzenden Empfang, der ihm im November 1841, als Alba, wurde, einen Frühlingstag zu begrüßen. Der Künstler giebt uns selbst das anschaulichste Bild dieser Stimmung in einem Briefe vom 6. November 1841 an A. Gerstel, den wir hier mittheilen, weil sich darin Unmuth, Zorn, und bittere Ironie wunderbar durchdringen:

„Noch immer bin ich nicht todt, wie viele Federn auch in Bewegung sein mögen, mich todt zu schreiben. Je ärmer des Deutschen politisches Leben, je reicher ist des Deutschen chronique scandaleuse. Ehrabschneiden, Klatschen, Lästern, Lügen. Diese Bubenkünste blühen und gedeihen in dem theuren Vaterlande durch die Gunst der „freien Presse." Der Staat hat die Verpflichtung für seine Unterthanen (wie ein Vater für seine Kinder) zu sorgen; aber die Brut wächst ihm über den Kopf und geplagt um das tägliche Brot schreit er: Helft Euch selbst! Da wird denn gebettelt, geraubt, gestohlen und gemordet, und die verächtlichsten Diebe — die des guten Namens Anderer — laufen frei und ungestraft umher. Die Hohen und Gewaltigen wehren sich — nachträglich — ihrer Haut; wofür hätten sie Polizei und Zuchthäuser! Wir Nichtgewaltigen dürfen klagen und müssen dulden. Unsere einzige Zuflucht ist die Zeit; freilich eine gewaltige Macht, aber sie setzt uns nicht selten auf die lange — lange Bank, auf der wir in Gottes Namen sanft entschlummern können, ehe wir den Spruch, der unsern Namen reinigen soll, vernehmen."

„Sie bedauern mich, Freund, daß ich wieder so übler Nachrede preis gegeben war. Freundes Theilnahme thut wohl und ich danke Ihnen; am meisten aber danke ich Ihnen dafür, daß Sie mir diese üble Nachrede nicht detaillirt haben. — Sie wünschen zu erfahren, von welchem Übel ich befallen gewesen. Nun: mein Arzt hatte mir schon seit einigen Jahren eine Reise nach Carlsbad angerathen, weil er mich durch meinen Unterleib — diesen Herentiegel in dem Centrum unserer kleinen Welt — arg bedroht fand. Im Juni dieses Jahres traten Wehen ein. Der Arzt befahl, ich reiste ab. Nachdem ich 14 Tage Carlsbader Mühlbrunnen getrunken hatte, bekam ich Unterleibskrämpfe, die mich dem Tode nahe brachten. Geschrei im kleinen Ort, fertige Federn — ich

war todt. Dabei ſetzte ich jedoch das Trinken fort und jene Krämpfe kehrten wieder, wenn auch nicht ſo ſtark. Die Ärzte prieſen dieſe Erſcheinungen, und andere Kranke beneideten mich ſogar darum. (Sie ſehen, der Neid hat ein groſſes Feld, er grinſt ſogar ins Reich der Schmerzen!) Inzwiſchen mußte ich Blut laſſen, eine Menge; theils durch jene liebenswürdigen, ſchwarzbraunen Säuglinge, theils durch Schröpfköpfe. Dann ſchickte man mich zur Nachkur nach Warmbrunn. Die nicht vorſichtig abgenommenen Schröpfköpfe hatten, während meiner Fahrt von Carlsbad durch Prag nach Schleſien, Bläschen gebildet, die mich von Tag zu Tag mehr genirten. Kaum war ich in Warmbrunn angekommen, mußte ich das Bett hüten. In 8 Tagen prangte ein Karbunkel in der Höhlung meines Rückens, der ſich dem prüfenden Blicke der herbeigerufenen Kunſtverſtändigen als „merkwürdig" empfahl. Sie finden mich, mein liebſter Freund, in jeder Hinſicht „hochbegabt". Man unterwarf mich einer Operation. Ich litt! Bedeutend! Trat zu der vorhergegangenen Erſchöpfung noch ein Fieber, ſo war ich hin. Man hatte meine Frau auf meinen Tod vorbereitet. Aber es iſt etwas Unſterbliches in mir, das allem Giftgeſchwür trotzt. Ich lebe! Langſam erhole ich mich und ſchon habe ich wieder geſpielt, den Göthiſchen Alba. Das Schauſpielhaus war überfüllt, der Gruß, mit dem man mich empfing, wie ſich die gröbſte Eitelkeit ihn wünſchen kann; ich aber, wie Sie wiſſen, bin beſcheiden. Da haben Sie den Inhalt von vier Monden."

Seydelmann ſpielte indeſſen im Winter 184½ viel und immer mit voller Hingebung und ungeſchwächter Luſt. Zu Anfang des Jahres 1842 wollte er drei Vorleſungen für die Armen halten, von denen indeſſen nur die erſte, der Tartüffe von Molière, wirklich gehalten wurde, (am 4. Februar). „Meine Vorleſungen zum Beſten der Armen haben begonnen. Am verfloſſenen Freitage las ich Tartüff'. Die Leute zeigten ſich zufrieden. Den Frömmlern wird die Wahl mißfallen haben. Um ihren Beifall aber iſt's mir nicht zu thun. Sie mögen mich ſogar verfolgen. Das giftigſte Gewürm ſind Heuchler und ſie nehmen wieder überhand. Darum!!" *)

*) Aus einem Briefe an v. Geldner den 9. Februar 1842.

Die beiden andern Vorleſungen ſollten nach der Rückkehr von einem kurzen Ausfluge nach Poſen folgen. Dort ſpielte Seydelmann noch einmal raſch hintereinander mit der vollen Friſche und Geiſteskraft; ſeine Anweſenheit vereinigte gleichſam auf einen Augenblick alle Klaſſen der dortigen Geſellſchaft zur einſtimmigſten Bewunderung. In der Begeiſterung für den Künſtler waren die disparaten und unverſöhnlichen Elemente des dortigen Lebens gewiſſermaaßen verſöhnt. Eine ſolche geiſtige Bewegung hatte noch nie ein darſtellender Künſtler daſelbſt hervorgebracht. Dem tieferblickenden Arzte aber entging es nicht, daß unter dieſer Friſche des Geiſtes der Wurm des Todes verborgen ſchleiche und die edelſten Säfte bereits ergriffen habe.*) Seydelmann kehrte ſchon ziemlich erſchöpft nach Berlin zurück. Ihn ſelbſt beſchlich der Gedanke, dieſer Ausflug werde ſein letzter künſtleriſcher Triumph geweſen ſein.**) Denn bald darauf brach der Körper wieder zuſammen. Obwohl nach einigen Wochen wieder ſchmerzensfrei, durfte er dennoch nicht ſpielen.***) Die Ärzte beſtanden auf eine Wiederholung der Kur

---

*) Mein geiſtvoller Freund, der Regierungs-Medizinalrath Dr. Leviſenr in Poſen, der Seydelmanns perſönliche Bekanntſchaft machte, ſprach unmittelbar darauf in einem Briefe an mich, zugleich mit dem Entzücken über den Künſtler, auch die Gewißheit der großen phyſiſchen Zerrüttung deſſelben aus und ſetzte ihm ſein Lebensziel nicht über ein Jahr hinaus. Der ärztliche Blick hat nur zu ſehr ſein Recht behauptet.

**) In einem Briefe an v. Goldner vom 30ten April 1842 ſagt Seydelmann: „Ich bekomme wieder eine Menge Einladungen zum Gaſtſpiel und kann ſie nicht einmal abſchläglich beantworten. Mit mir ſcheint „Tanz und Spiel" vorbei. Soll Poſen mein letzter Ausflug geweſen ſein, ſo war er — Gott ſei Dank — doch ein rühmlicher!"

***) Am 25. April ſchrieb Seydelmann mir darüber Folgendes: „Ich liege nun ſchon über ſechs Wochen im Bett. Anfänglich ſoll es recht gefährlich mit mir ausgeſehn haben, weshalb ſich auch mein Hausarzt um Schönleins Hülfe bewarb und zwar aus eignem Antriebe. Auch ein ſeltner Fall. Schönleins Anblick wirkte wohlthätig auf mich, ſchon im erſten Augenblick, da ich den ſeltenen Mann ſah. Es war in Zürich im Jahre 1836. Ob er von der Komödie 'was hält? ich glaube nicht. Was hat das auch zu ſagen! Seh' ich ihn, ſo iſt es mir, als böte mir ein höheres Leben Gruß und Hand, als wäre ich geſund und frei und ſicher durch mich ſelbſt wie er! Man athmet auf, und fühlt ſich ſo behaglich. Ich habe ihn ſehr lieb! — Geſtern, an meinem Geburtstage durfte ich zum erſten Male das Bett verlaſſen. Der Tag war ſonnenhell und warm. Heute iſt es wieder rauh. Spielen werd ich wohl ſo bald nicht dürfen! Woran ich litt und leide? An den Folgen übermäßig angeſtrengter Kräfte. Sie haben es mir wohl

in Warmbrunn, wohin Seydelmann Anfang Juni abreiſte, nachdem dieſelben ein Atteſt ausgeſtellt hatten, woas der Übel genug einſchloß, und von ihm ſelbſt als ein fürchterliches Zeugniß ſeiner untergrabenen Geſundheit bezeichnet wurde.

Seydelmann kam ſchon leidend nach Warmbrunn; die Kur ſchien nach der Verſicherung des dortigen Arztes einen günſtigen Ausgang zu verſprechen. Seydelmanns Gemüth durchzog ein milder Schmerz, der ſich in Momenten, bei dem Wiederſehn der geliebten Jugendplätze und bei der Wiederbelebung ſo mancher Jugenderinnerung in eine ſüße Wehmuth auflöſte. Sein Brief an Freund Goldner aus Warmbrunn vom 8. Auguſt giebt uns das treuſte Bild dieſer Stimmung. Wir theilen einige Stellen deſſelben mit: „Krank fuhr ich in die Ebene hinab; werde ich ſie geſünder verlaſſen? Ich bin nun bald acht Wochen lang hier, trinke (Eger Salzbrunnen mit Molken) und bade. Die rechte Seite des Unterleibes, die Leber quält mich. Dabei ſind alle meine rheumatiſchen Schmerzen wach. Der Arzt aber gratulirt mir, ſo oft er mich ſieht und ruft: Vortrefflich, herrlich! Ich ſchöpfe aus dieſen Exclamationen höchſtens die Hoffnung, daß ich wieder nach Berlin werde zurückfahren können. Treibe dann der Winter mit mir, was er wolle! —Faſt giebt es keinen ſchönen Punkt mehr im Gebirge, den wir, (meine Frau, Wilhelm und ich) nicht geſehen haben. Nachdem ich fünf Wochen hindurch den ſiechen Leib von innen und außen gewäſſert hatte, befahl der Arzt eine Pauſe von acht oder zehn Tagen. Raſch miethete ich einen bequemen Wagen und fuhr mit den Meinen durch Schweidnitz, Reichenbach, Frankenſtein, Kloſter Kamenz nach Glatz. Seit dem Jahre 1817 hatte ich die Spielplätze meiner Kindheit nur einmal bei flüchtiger Durchreiſe geſehn. Vaterland! Wem iſt dies Wort ein leerer Schall? Denke Dir, was ich empfand, als ich es wiederſah. Nun liegt es wieder hinter mir — auf immer! Nun winkt das große Vaterland, in das wir alle wandern, Alle! In Glatz litt es mich nicht. Das

---

angemerkt, geliebter Freund, daß ich, wenn ich nur halbwegs wohl bin, am liebſten immerfort Komödie ſpiele und ſo oft ich ſpiele geſchieht es ſicherlich mit Leib und Seele, ſo als wäre es das erſte, oder letzte Mal" u. ſ. f.

Haus, worin ich meine theuren Eltern liebte, jetzt umschließt es Fremde, deren Blick auf dieſer Stelle mich verſtummen macht und weiter treibt. Wohin? Auf Straßen und auf Plätze, die mir nichts als Leichenſteine zeigen, unter denen meine Jugendfreuden liegen. Theilnahmlos und kalt tritt eine neue Generation darauf umher. Nicht ſo viel Muth empfand ich mehr, um ſtehn zu bleiben und zu weinen. Ich eilte fort. — Früh am folgenden Tage reiſten wir nach Reinerz. Wie ſchön der Weg dahin! Mein Vaterland! Wem der Himmel eine ſolche Wiege gab, muß der nicht ſtolz ſein?! Mein Herz erhob ſich wieder zu ſtiller ſeeliger Luſt. — Bad Reinerz iſt eine der freundlichſten ruhigſten Stationen auf dem Wege zum ewigen Frieden. Iffland war kurz vor ſeinem Lebensſchluſſe hier. — Am Abend deſſelben Tages erreichten wir das grüne, anmuthige, beſcheiden-heitere Cudova. Wir übernachteten hier. Am andern Morgen hatte ich den Nachtzettel zu ſchreiben, dann frühſtückten wir im Freien. Nach und nach ſahen wir uns umſtellt von einer Menge Menſchen, welche uns anguckten, als wären wir verdächtiges Volk. Aufgeregt hieß ich Frau und Sohn in den Wagen ſteigen und da ich ihnen folgen wollte, hörte ich mich angeredet. Die Umſtehenden traten näher, alle das Zeichen von Krähwinkel auf der Stirn. Der mich aufhielt war ein hübſcher Mann von etwa vierzig Jahren mit einem freien, leichten, feinen Weſen. „Sie ſind Herr Seydelmann?" Ja und Sie? „Ihr Jugendfreund Hemprich, früher bei der Artillerie, wie Sie, jetzt Badearzt in Cudova." Ein ſchärferer Blick in ſeine freundlichen, herzvollen Züge — und ein vielbewegter Abſchnitt meines Lebens ſtand klar und heiter vor mir. Wie ich mich freute! Die Unterredung war kurz, aber innig und in einem Gewühle von Erinnerungen fuhr ich dahin. Erſt als uns der Schlagbaum des öſterreichiſchen Grenz-Zoll-Amtes den Fortſchritt hemmte erwachte ich und ſtarrte noch halb träumend in die Fremde."

Seydelmann kehrte im Anfang October wieder nach Berlin zurück, ſcheinbar dem Leben und der Kunſt wiedergewonnen. Er wollte als

Carlos im Clavigo zum erſten Male wieder vor dem Publikum erſcheinen, theils weil er ſich in dieſer Rolle ſehr ſicher fühlte, theils weil ſie ihn an ſein erſtes ſo entſcheidendes Auftreten in Berlin erinnerte. Die plötzliche Unpäßlichkeit eines der Mitglieder verhinderte dies indeſſen und Seydelmann mußte ſich entſchließen den alten Schewa im Juden zu wählen.*) Die minutenlang anhaltende Begrüßung des überfüllten Hauſes, welches ihm ſeine innige Freude ausdrückte, ihn wieder in dieſer Werkſtatt ſeines Geiſtes zu erblicken, erſchütterte ihn tief. Er ſchrieb an den Sohn darüber Tags darauf: (den 11. Oct. 1842.) „Ich hatte Mühe, meine Thränen nicht überhand nehmen zu laſſen. Die Theilnahme von Menſchen am Menſchen iſt doch göttlicher Natur! Was ſie mir um ſo werther machen muß, iſt, daß ich ſie gewiß auf die reinſte Weiſe gewonnen habe, auf dem Wege der Erfüllung meiner Pflicht, des redlichſten Gebrauchs meiner Kraft. Und ich fühle es lebhaft, daß man mich achtet. Das ſtärkt!“

Um dieſe Zeit erneuerte ſich die Jugendfreundſchaft Seydelmanns mit C. v. Holtei. Wenngleich die brieflichen Mittheilungen zwiſchen beiden Freunden niemals gänzlich geruht hatten, ſo lagen doch zwiſchen ihrem perſönlichen Verkehr viele Jahre. Holtei kannte den Jugendfreund nur nach dem allgemeinen Rufe, als großen Menſchendarſteller. Wie lebhaft mußte ſein Verlangen ſein, nun endlich ſelbſt über die Wahrheit dieſes Rufes urtheilen zu können. Seydelmann ſchreibt dem Sohne darüber: „Holtei iſt von Wien angekommen und will den Winter hindurch hier bleiben. Er hat am verfloſſenen Sonntage bei uns gegeſſen; wir haben uns unſerer Jugendzeit erinnert und beobachten uns nun im Alter. Am Montag ſah er mich zum erſten Male Komödie ſpielen; den Carlos im Clavigo. Ich trug Scheu vor ſeinem überſättigten Blicke. Nach dem vierten Akt kam er mit ſehr freudigem Geſicht in meine Gar-

*) Seydelmann hatte die Rolle im Mai 1841 zum erſten Mal in Berlin geſpielt und obgleich ſo große Vorgänger, wie Iffland und Devrient in Berlin oft darin geglänzt, dennoch einen vollſtändigen Triumph gefeiert. Von allen Seiten beeiferte man ſich ihm dies auf das lebhafteſte auszudrücken. Seydelmann ſelbſt rechnet in einem Briefe an den Sohn dieſen Abend zu einem ſeiner ſchönſten und empfand über dieſe allſeitige Anerkennung die lauterſte Freude.

bravo, herzig, küßte mich und lobte. Es sei ihm nun ein Stein vom Herzen, sagte er, denn er wolle nur gestehn, er habe gefürchtet, ich würde ihm am Ende doch nicht so gefallen, als mein großer Ruf es wolle. Nun aber müsse er gestehn u. s. w. Seit der Zeit ist sein Benehmen gegen mich auch wirklich freier."

Leider war dem Jugendfreunde nur noch der leidende, dem Tode entgegengehende Künstler gegönnt; er hatte nur die schmerzliche Genugthuung dem Freunde in dem letzten Stadium seines Lebens liebend zur Seite zu stehn. — Ein Wunsch erfüllte noch alle Lebensgeister Seydelmanns und gab seinem Geist eine außerordentliche Spannkraft, der Wunsch — den Jago zu spielen. Endlich sollte das gewaltige Werk die Bretter in Berlin beschreiten. Seydelmann, der schon in früheren Jahren in Stuttgart den Jago mit einem glücklichen Wurf gespielt hatte, war seit Monaten in die geheimsten Gänge dieser diabolischen Natur eingedrungen. Er hatte sich in den Charaktergang von neuem vertieft und das, was seine Phantasie in einsamen Stunden mit liebevollem Eifer gebildet hatte, nun endlich öffentlich hinzustellen, war sein sehnsüchtigstes Verlangen. „Nur den Jago möcht ich noch spielen" ruft er noch wenige Monate vor seinem Tode Glaßbrenner zu! dem Sohne schreibt er am 12. Januar 1843: „Wenn ich nur bald den Jago spielen könnte! Ich habe mich lange nicht auf eine Rolle so gefreut, wie auf diese. Shakespeare, je länger man ihn liest, gewährt einen immer größeren Genuß. Wenn ich ihn nun aber gar nicht spielen dürfte! — Bitte Gott, daß er mich wieder gesund mache! Noch ist was man Geist zu nennen pflegt, zu lebhaft in mir, als daß ich der Unthätigkeit ohne Schaudern entgegensehen könnte." Nur die Leseprobe von Othello ward gehalten. In ihr las Seydelmann diese Rolle mit einer solchen Wirkung, daß mehrere Kollegen mit Bewunderung von dieser Leistung erfüllt wurden und ihr bei der Aufführung den außerordentlichsten Erfolg weissagten.*)

Nur ein völlig lebensfroher Tag war Seydelmann noch vergönnt.

*) Namentlich sprach sich E. Devrient, welcher den Cassio spielte, mit der größten Bewunderung über diese Leistung Seydelmanns auf der Leseprobe gegen mich aus.

Es war die heitere Zuſammenkunft, welche er mit ſeinen ſchleſiſchen Landsleuten den 4. December 1842 feierte. Seydelmann, C. v. Holtei und Beckmann hatten nämlich die in Berlin anweſenden Schleſier zu einer fröhlichen Vereinigung aufgefordert; 166 Schleſier hatten ſich dazu eingefunden. Seydelmann hielt eine Tiſchrede, in der ſich Scherz und Ernſt durchdrangen. Er ſchien an dieſem Tage alles Leiden hinter ſich geworfen zu haben. Aber es war dieſer Tag nur ein ſehr vorübergehender Sonnenblick. Seydelmann ward wieder niedergeworfen, um nur noch einmal die Bühne zu betreten und dann für immer von ihr Abſchied nehmen zu müſſen! Schon beim Beginn des Jahres 1843 fühlte er den Tod im Herzen mit unerſchütterlicher Gewißheit. Die Freiheit ſeines Geiſtes aber iſt noch ungeſchwächt, ja, Seydelmann blickt dem Tode mit Klarheit und Faſſung ins Auge und ſchaut gleichſam auf ſich, wie einen Dahingeſchiedenen zurück, den er mit Zuverſicht dem Urtheil der Welt übergiebt. Wir finden dieſe Stimmung in einem herrlichen Briefe an Glasbrenner vom 5. Januar 1843 ausgeſprochen: „Ich bin gewiß ſchon halb todt, denn ich erhalte Liebeszeichen und Beweiſe „aufrichtigſter Achtung" von Perſonen, die mich bisher nichts Ähnliches erwarten ließen. Auch höre ich, man ſpräche gut von mir. So machen Sie ſich denn gefaßt zu leſen: Seydelmann iſt todt. Nur den Jago möcht' ich noch ſpielen! Spiegle ich ihn ab, wie er in mir lebt, ſo werd' ich noch einmal von Nutzen ſein, ſo nützlich wenigſtens, als ein Bericht in der Berliner Spitzbubenzeitung. Woher nur mein immer wacher Appetit, die Nachtſeite unſerer lieben Natur ans Licht zu führen! Können Sie mir Das zum Abſchied ſagen? Bitte, thun Sie es! Ich habe während meines (unjubilirten) 25jährigen „Lebens in dem Bilde des Lebens" große Worte großer Männer, die ich geſpielt, mit ſtolzerfüllter Seele nachgeſprochen; ich liebte mich und alle Welt, wenn ich den Ausbund aller Liebenswürdigkeit und Menſchenweisheit, Leſſings jugendlichen Nathan in mir aufnahm; ich war grundehrlich mit dem Ehrlichen, Narr mit dem Narren, ich lachte mit dem Luſtigen und war verliebt in jedes Alter und in alle Farben; aber nur wenn es der Sünde galt, der offenen und verkappten, fühlte ich jede Kraft des Lebens in mir wach, mein ganzes Weſen ſtellte ſich zum künſtleriſchen, bitterſüßen

Kampfe mit der lieben Welt, der Gleißnerei das ſchlau verſteckte Innere herauszudrehen; dem Tölpel ins Gehirn zu leuchten, daß er Andre und ſich erkennen lerne; den Starken, Sichern, Stolzen aufzuſchrecken, daß er nicht mehr albern träume; den Guten warnen vor des Augenblickes Macht; durch Unrecht Recht — durch Laſterhaftigkeit das Gute fördern. Das Alles thun zu dürfen auf dem Wege ſchöner Wahrheit — der Kunſt: das war meines Lebens Glück, und der Himmel laſſe mir's noch einige Jahre! Nicht? Sie ſagen: Ja! Aber, aber — meine Uhr ſcheint abgelaufen und ich ſoll an einem Fehler meines Herzens ſterben. Ohne Scherz! — Der Tod ſtellt ſich zu meinen Feinden, die immer ſagten, daß ich als Menſch nichts werth ſei. Warum hab' ich mir ſo ſelten in die Briefſtaſche gucken laſſen? Neugierig, wie ſie ſind, und geborne Denunzianten, haben ſie ſich den Inhalt ſelber gemacht. Einigen Widerſpruch wird's aber geben, und ſei den Wackern denn der Spaß vergönnt."

Nach zweimonatlicher Unterbrechung betrat Seydelmann am 9. Januar noch einmal die Bühne, als Advokat Wellenberger in Iffland's Advokaten. Es war ein ſchmerzlich ſüßer Abend! Das Publikum, zahlreich verſammelt, bewies dem Künſtler den herzlichſten Antheil, die öffentlichen Blätter widmeten dieſem Wiederauftritt Artikel, in denen ſich mit der Bewunderung für ſeine Darſtellung dieſes Charakters die lebhafteſte Freude ausſprach, ihn wiedergewonnen zu haben. Seydelmann war von dieſen beredten Zeichen öffentlicher Theilnahme ſehr gerühret. Dem abweſenden Sohne berichtete er den Hergang des Abends mit liebevoller Freude. Aber ſchon während der Vorſtellung hatte Seydelmann mit großer Athemnoth zu kämpfen. Nur mühſam beherrſchte er den rebelliſchen Körper. Die Pauſen ſeiner Rolle benutzte er, um ſich in ſeiner Garderobe zu ſammeln und zur Fortſetzung zu kräftigen. Dem ihn im Zwiſchenakt herzlich begrüßenden Dr. Blumenbach ſagte er aber ſchmerzlich bewegt: „Doktor, ich fühls, dieſer Abend iſt mein letzter, den ich der Kunſt weihe." Dr. Blumenbach ſuchte ſo trüben Glauben zu verſcheuchen. Da ergriff Seydelmann krampfhaft des Doktors Hände und ſagte mit Thränen: „Ich fühle es an dem Kampfe, den mir der heutige Abend koſtet, es iſt mein Letztes!" Indeſſen

klopfte es an die Garderobe. Prof. Gubitz, wenn ich nicht irre, wollte dem befreundeten Künſtler ſeinen Glückwunſch zur Geneſung bringen. Seydelmann, tief erſchüttert wie er war, wollte ſich in dieſer Gemüthsbewegung nicht zeigen. Er trocknete die Thränen und ſagte dem Dr. Blumenbach: „Niemand darf dieſen menſchlichen Jammer an mir ſehn; auch Sie werden darüber ſchweigen, ich bitte!“ Seydelmann öffnete und gewann die Kraft über ſich den aus voller Seele dargebrachten Dank und Gruß mit unbefangener Herzlichkeit zu erwiedern. Niemand konnte den Abgrund von Schmerz und Zerſtörung ahnen, der ſich ſo eben erſt künſtlich geſchloſſen hatte.

Seydelmann hatte nur zu wahr geſprochen! Wenige Tage darauf ward ihm ein Haarſeil dicht am Herzen gezogen. „Mein Herz, ſagt er in dem Bericht an den Sohn, ſpielt in meiner Krankheit eine bedeutende Rolle und das Haarſeil ſoll unreine Stoffe aus dieſer Gegend ableiten. — Der Ernſt des Lebens tritt gewaltig an mich heran.“

Kurze Zeit nachher (am 15. Januar) ſchrieb er an den Freund Goldner. Der Brief ſchildert dem Freunde die körperlichen Leiden, mit der Bitte Niemand etwas von dieſem Briefe zu ſagen. „Ich mag dem kalten Bedauern der Leute nicht preisgegeben ſein.“ Die Leiden nahmen indeſſen zu. Tröſtend ſtanden ihm die Gattin und die Schweſter, Nanni Hedemann zur Seite. Von den perſönlichen Freunden ſah ihn der Jugendgenoſſe Holtei am meiſten. Der Schauſpieler Bethge, der ſich ſeit geraumer Zeit ſchon mit jugendlicher Begeiſterung an Seydelmann hingegeben, war ihm auch jetzt ein treuer, liebevoller Pfleger. Mehrere Wochen vor ſeinem Tode ward Seydelmann zwiſchen einer völligen Entkräftung und der aufgeregteſten Gemüthsſtimmung hin und her geworfen. In Allem fürchtete er eine Veranlaſſung zu ſchmerzlicher Bewegung zu finden. Darum legte er ſelbſt Briefe von Freunden, ohne ſie zu leſen, ſchweigend bei Seite. Die Überreizung nahm indeſſen ſo zu, daß man ſich entſchloß ihn aus dem vorderen Zimmer, wo er bisher gelegen, nach einem hinten heraus gelegenen zu bringen, damit er von dem Treiben auf dem Platze und den Straßen weniger zu leiden hätte. Dies geſchah am 25. Februar. Er machte in tiefſter Erſchöpfung die wenigen Schritte, geſtützt auf Bethge, der ihn geleitete. Sie waren

allein. Mit feſter Stimme ſagte er dieſem: „Ich ſterbe! Es gilt ſich mit Dem bekannt zu machen!“ Als er aber Bethges Erſchütterung wahrnahm, fuhr er mit leichterem Tone fort: „Nun laſſen Sie uns von etwas Anderem ſprechen.“ In dem geräuſchloſen Gemache ſchloß ſich Seydelmann auch immer mehr nach Außen hin ab. Eine große Gemüthsruhe lagerte ſich auf ſeinem Geſicht, wenn der heftige Schmerz es nicht durchzuckte. Nur dann und wann fuhr er plötzlich auf und richtete kurze gleichgültige Fragen an die Umſtehenden. Seines großen Kunſtgenoſſen Garrik's Bild, das er ſeinem Lager gegenüber hatte, empfing manch beredten Blick ſtummen Schmerzes! Dieſer geiſterhafte Verkehr verband ihn einzig und allein noch mit ſeiner Kunſt.

Am Vorabend ſeines Todes den 16. März ſprach Seydelmann lauter und kräftiger. Die Seinigen (zu denen ſich auch ſein Sohn Wilhelm aus Breslau geſellt hatte) waren weniger, als in früheren Tagen um ihn beſorgt. C. v. Holtei befand ſich am Abend bei der Familie. Plötzlich ſtürzt die Schweſter aus dem Krankenzimmer und ruft: Er ſtirbt! Seydelmanns Gattin faßte krampfhaft Holteis Hand und zog ihn unwillkührlich an das Bett des Gatten. Der Krampf war indeſſen gewichen. Man ſchöpfte wieder Athem. Seydelmann reichte dem Jugendfreunde die Hand. Als dieſer bemerkte: „Meine Hand wird noch zu kalt ſein, ich komme ſo eben von der Straße“ ſprach er ſich umwendend: „Man faßt das ſcheidende Leben nicht gern an.“ Später, als er ſich mit Holtei allein befand, fragte er dieſen: „Iſt keine Hoffnung mehr? Sie werden es mir unpartheiiſch ſagen.“ Der Freund ſprach ihm, was das Herz wünſchte, mit dem Tone der Zuverſicht aus. Er ſchied dann von Seydelmann, ohne zu ahnen, daß dieſer Abſchied der letzte ſei. Am Morgen des 17. März endete ein Nervenſchlag das Leben Seydelmanns. Da er an einem organiſchen Herzleiden krankte, wozu ſich noch Zerſtörungen der Leber geſellt hatten,*) ſo war er auch in ſeiner Krankheit von den heftigſten Schmerzen heimgeſucht worden, welche

*) Die Leichenöffnung zeigte eine völlig zerſtörte Leber, eine ſehr ausgedehnte Gallenblaſe, das Herz um ſein doppeltes Volumen erweitert und mit Waſſer angefüllt.

ſein Geſicht bisweilen verzerrten, beſonders wenn ein ſtarkes Geräuſch die Nerven in Aufregung verſetzte.

Die Theilnahme, welche der Tod Seydelmanns erweckte, war eine allgemeine. Haß und Neid verſtummten auf Momente vor der Gewalt des Schlages, den die Schauſpielkunſt durch dieſes Opfer in der Fülle männlicher Jahre erfahren hatte. Die öffentlichen Ankündigungen liehen dem Schmerze einen energiſchen und edlen Ausdruck. Man empfand zunächſt nur die Größe des Verluſtes. Das Leichenbegängniß, welches am 21. März ſtatt fand, zeigte die Theilnahme und Bewegung, mit welcher dieſer Tod alle Klaſſen der Geſellſchaft berührt hatte. Außer den Kunſtgenoſſen und den Freunden des Dahingeſchiedenen hatten faſt alle Zweige der Kunſt und der Wiſſenſchaft ihre Vertreter geſendet. Tauſende von Menſchen folgten der langen Wagenreihe zu Fuß. Auf dem neuen katholiſchen Kirchhofe angekommen, ward, nach einigen, durchaus würdigen Worten, aus tiefbewegter Bruſt vom Kaplan Majunka geſprochen, der einfache ſchwarze, nur mit dem Lorbeerkranze geſchmückte Sarg in die Gruft geſenkt. Vor und nach der Beiſetzung ertönten Lieder von den Mitgliedern und dem Chore der Königlichen Oper geſungen. Die Rolle des Advokat Wellenberger hatte man, weil ſie des Künſtlers letzte Leiſtung geweſen war, auf den Sarg gelegt. Der Mann, der im Leben ſo oft die Maſſen bewegt und mit einem gemeinſamen Geiſte erfüllt hatte, empfing an ſeiner Gruft auch die bewegte Theilnahme aller Klaſſen der Geſellſchaft, welche auch jetzt wieder nur ein Gefühl durchdrang, das Bewußtſein der Lücke, welche hier der Tod auf lange in die Kunſt ächter Menſchendarſtellung geriſſen hatte. — Die Züge des edlen Meiſters hat uns die ſchöne Büſte von Kiß, welche derſelbe nur nach der Todtenmaske gearbeitet hat, verewigt. Der Künſtler hat in der That aus der bis zur Unkenntlichkeit den ächt menſchlichen Ausdruck Seydelmanns verhüllenden Todtenmaske das Bild des geiſtigen Lebens geſchaffen, wie es aus ſeinen Zügen uns ſo oft entgegenleuchtete.

Seydelmann,

der

Künſtler.

Eine dramaturgiſche Abhandlung.

Kein bedeutender Menſch kann ohne ſeine Zeit verſtanden werden. Der Zuſammenhang des Einzelnen mit dem Geiſte ſeiner Zeit und ſeines Volkes iſt ein ſo enger und ſo unauflöslicher, daß er ſich ſelbſt da hervordrängt, wo man ihn vielleicht zunächſt am wenigſten zu finden meint. Es giebt keine Region des Lebens, aus der uns nicht, wenn wir nur forſchen, der Geiſt einer beſtimmten Zeit entgegenwehte. Bei dem Staatsmann, dem Philoſophen und dem Dichter iſt dieſer Zuſammenhang zwiſchen den Schöpfungen und dem Wirken des Einzelnen und dem allgemeinen Geiſte ſeiner Zeit am ſichtbarſten, die Fäden liegen hier offen vor unſeren Augen. Es wird uns daher auch bei ihnen leichter, die gemeinſchaftliche Wurzel des Einzelnen und der Geſammtheit aufzufinden. Denn während im großen Staatsmann der praktiſche Geiſt einer Zeit und eines Volkes ausgeprägt und gewiſſermaaßen concentrirt erſcheint, ſo drängen ſich in dem Denker und Dichter die in der Tiefe des allgemeinen Geiſtes gährenden Gedanken zuſammen und gewinnen durch jene eine beſtimmte Geſtalt. Dadurch werden der Denker, wie der Dichter die eigentlichen Repräſentanten des Geiſtes einer Zeit, der ſich in ihnen am reinſten abſpiegelt. In ihnen wendet ſich der Geiſt unmittelbar an den Geiſt, denn wir haben beim Dichter und Denker nicht erſt noch eine Hülle abzulöſen, um dadurch zu dem Kern des Geiſtes vorzudringen. Dichter und Philoſophen ſind daher ſowohl die eigentlichen Ausleger und Verkünder ihrer Zeit und ihres Volkes, als ſie uns den ſicherſten Maaßſtab geben über die Höhepunkte, zu denen ſich der Geiſt einer Zeit aufgeſchwungen hat. Der Geiſt der Zeit reicht daher niemals weiter, als er ſich in ſeinen Denkern und Dichtern darſtellt. Es giebt außerdem nicht etwa noch eine

Region geheimer Gedanken, welche nicht in irgend einem Dichter und Denker Geſtalt gewonnen hätten.

Aber der allgemeine Geiſt, wenn er gleich in den Dichtern und Denkern die erſchöpfendſte Form gewinnt, zeigt ſich doch auch in der Geſtalt aller andern Wiſſenſchaften und Künſte. Man wird den Architekten, den Maler, wie den Bildhauer, wenn man ihn recht verſtehn, wenn man das geheimnißvolle Band ſeiner Anſchauungen und ſeiner Geſtaltungen vollſtändig auffinden will, nur aus der Einſicht in den ganzen geiſtigen Hintergrund ſeiner Zeit und ſeines Volkes begreifen können. Die Schwierigkeit einer Geſchichte der bildenden Künſte beruht daher auf der ſeltenen Begabung, den oft ſehr verſteckt liegenden Zuſammenhang zwiſchen der Kompoſition des einzelnen Künſtlers und der geſammten Welt, der er angehört und von der er getragen wird, ins Bewußtſein zu heben und gleichſam aus der Geſtalt der Strebungen und Pfeiler, aus der Friſche, oder der Saftloſigkeit des Kolorits, wie aus der Konception des Stoffes noch den Herzſchlag des allgemeinen Geiſtes herauszufühlen.

Der dramatiſche Darſteller ſcheint ſich freilich, weil ſein Werk das Vergänglichſte iſt und mit ſeiner Perſon verſchwindet, am meiſten der Nachweiſung eines ſolchen Zuſammenhanges mit dem allgemeinen Geiſte einer Zeit und eines Volkes zu entziehn. Gleichwohl wird ſich auch bei einzelnen großen Schauſpielern ein ſolches Band wahrnehmen laſſen, nur daß die Zeitgenoſſen es ſelten, oder nie entdeckt und aufgezeigt haben und wir nur aus dem, freilich ſehr unvollkommenen Bilde, welches uns von den Darſtellungen großer Schauſpieler überliefert iſt, ein Urtheil fällen können. Denn auch das glänzendſte Bild, welches ein noch ſo feiner Kenner und phantaſiereicher Mann von den Schöpfungen des großen Darſtellers entwirft, wird, gegen die Wirklichkeit der für uns verſchwundenen Darſtellungen gehalten, immer nur wie ein ſcharfer Umriß gegen die kraftvolle und markige Ausführung derſelben durch Licht und Farbe erſcheinen. Gleichwohl drängt ſich in einzelnen mächtigen Geſtalten eine ſolche Wechſelwirkung zwiſchen ihrer Darſtellung und dem Geiſte der Zeit unverkennbar hervor. Man wird nämlich ſchwerlich verkennen, daß

aus der Summe der Schilderungen, welche uns über Flecks Spiel überliefert ſind, die Verwandtſchaft dieſes genievollen Schauſpielers mit den revolutionären Elementen hervorleuchtet, welche die ganze Poeſie der damaligen Zeit durchdrangen, und mit jenem, die alten Formen zertrümmernden Geiſte zuſammenhängen, welcher auch den Umſchwung der deutſchen Literatur herbeiführte. Wenn Flecks Genius ſich auch in denjenigen Shakespearſchen Geſtalten ſo groß zeigte, in denen ſich das heroiſche Princip, überhaupt eine umwälzende Thatkraft kund giebt, ſo ſpiegelte ſich darin nur der allgemeine Umſchwung einer Zeit ab, welche mit ihrer Vergangenheit brach und einen ganz neuen Geiſt heraufbeſchwor. So faßt ſich offenbar in Eckhoffs Darſtellungen der aus der Geſpreiztheit, Unnatur und der hohlen Abſtraktion ſich zur Naturwahrheit wieder zurückrufende Geiſt zuſammen. Darum bildet er einen ſo weſentlichen Wendepunkt für die dramatiſche Darſtellung, indem er, ein Leſſing wahlverwandter Künſtler, wie dieſer durch die Macht der Kritik, durch ſeine Darſtellungsweiſe der Herrſchaft des franzöſiſchen Geſchmacks den Untergang bereiten half. Dieſe Rückkehr zur Naturwahrheit, dieſe ſiegreiche Bekämpfung eines hohlen, abſtrakten Pathos vollendet ſich dann in Schröder, in dem ſich aber zugleich der durch Shakespeare neubefruchtete deutſche Geiſt offenbart. Das Ferment, welches der deutſchen Literatur geworden iſt, indem ſich Shakespeare ihr erſchloß, nimmt Schröders reicher Geiſt in ſeine Darſtellungen auf. Darum wird er zugleich der Darſteller einfacher, edler Natürlichkeit und der ſchwungreichſten Poeſie; er vereinigt gewiſſermaaßen Flecks und Eckhoffs Stärke in ſich und erſcheint als der univerſellſte Genius auf dieſem Gebiete. In Iffland endlich, der auf demſelben Boden wurzelt, breitet ſich die Naturwahrheit, gleichſam in ihrer Ablöſung von der Idealität und einem begeiſterten Pathos, zu einem Reichthum geiſtvoller Genre-Malerei aus, indem ſie von dieſem Künſtler zu der nüancenreichſten Fülle der treffendſten Bilder des Lebens mit klarem Bewußtſein und der feinſten Beobachtungsgabe ausgearbeitet wird.

Dieſem aus einer Wurzel hervorgegangenem, weitverzweigtem Baume gegenüber erhebt ſich nun das andere Moment der Idealität

und kommt in der unter Göthes und Schillers Einfluß erzogenen Weimarschen Schule zur Erscheinung. Da aber keine Seite der andern entbehren kann, so sucht jede dieser Richtungen sich durch die andere zu bereichern und es entsteht mehr und mehr die gebieterische Forderung einer unablässigen Durchdringung der Idealität und Naturwahrheit für jede Darstellung. Wie in der Poesie die Romantik einen neuen Durchbruch macht, um die Kraft der Unmittelbarkeit poetischer Anschauung wieder zur Herrschaft zu bringen, so faßt sich dieser Richtung der Eckhofschen und Weimarschen Schule gegenüber die Unmittelbarkeit einer genievollen Anschauung in Ludwig Devrient zusammen. Er repräsentirt in der deutschen Schauspielkunst gewissermaaßen das romantische Element mit allen seinen Vorzügen und Mängeln. Wie sich in der Romantik die Subjectivität zu ihrem Gipfel treibt und sich dadurch endlich selbst zerstört, weil diese Subjectivität nicht die im Geiste wahrhaft wiedergeborne ist, so proklamirt der Genius Devrients durch sein Beispiel wieder die Herrschaft der ungeläuterten, ununterworfenen Individualität, welche sich um so greller in ihrer Blöße zeigen muß, je mehr der fortgeschrittene Geist die Auflösung derselben und die Läuterung in allen andern Gebieten fordert und vollbringt. Während der Genius Devrients, auf seine ursprüngliche Kraft und Intuition gestützt, gewissermaaßen den Sieg der Unmittelbarkeit dichterischer Anschauung über Studium und Reflexion zu verkünden scheint, so tritt dagegen in allen denen, welche ohne seine, aus der Tiefe schaffende Gewalt sich der natürlichen Begeisterung überlassen, die Ohnmacht eines Standpunkts hervor, welcher ohne Studium und ohne Reflexion unmittelbar das Leben gestalten zu können wähnt. Wie Göthes Werther einst jene hohlen und kraftlosen Liebesromane hervorrief, welche die markloſe Sentimentalität wider ihren Willen recht grell an das Licht stellten, so enthüllten die zahlreichen Schauspieler, welche sich, mit Berufung auf Ludwig Devrients Beispiel, ohne seine großartige Begabung einer sogenannten Inspiration d. h. einem bloßen Naturalismus hingaben, nur den Abgrund, der sich vor diesem Standpunkt eröffnete, wenn er zum allgemeinen erhoben werden sollte. In L. Devrient faßte sich gewissermaaßen die ursprüngliche, ununterworfene Na-

turkraft des Genius noch einmal in ihrer ganzen Stärke zuſammen, um mit dieſer bedeutenden Individualität von einem Schauplatze abzutreten, auf welchem der Geiſt, nicht minder wie in den übrigen Künſten, die Forderung der Bewältigung und Läuterung urſprünglicher Naturkraft gebieteriſch geltend macht. Die Größe, wie die Schranke L. Devrients liegt in dem Geſagten ausgeſprochen. Während Devrients Genius die Maſſen unwiderſtehlich fortriß, ſobald er die im Humor ſich frei ergehende, oder in dämoniſcher Zerſtörung ſich genießende Subjectivität vor uns entfaltete, ſo war er von der Darſtellung des rein Menſchlichen in dem ganzen Reichthum ſeiner Abſtufungen, von dem gebildeten Manne der höheren Geſellſchaft an bis zur Repräſentation menſchlicher Hoheit und ſittlicher Würde durch eine nicht auszufüllende Kluft getrennt. Hier kehrte ſich die Schranke einer ſo urſprünglichen, aber durch Studium und die Arbeit der Reflexion nicht geläuterten Schöpfungskraft heraus. In Devrients Gebilden ſetzten ſich daher die ſubjectiven Stimmungen und Sympathien fort, es waren die wahlverwandten Kräfte, durch welche er ſich zu den dichteriſchen Geſtalten, die er verkörperte, hingezogen fühlte und in welche ſich die ganze Energie ſeines Genius ergoß.

Da aber dieſe dramatiſchen Geſtalten weniger frei entlaſſene Individualitäten waren, als Offenbarungen großer, urſprünglicher, mit den dichteriſchen Geſtalten verwandter Kräfte, ſo blieb auch Devrient ſelbſt hinter mäßigen Forderungen zurück, ſobald er Charaktere, mit denen ſeine Natur ſich gar nicht wahlverwandt fühlte, darſtellen ſollte.

Gegen dieſe mächtige, aus der Unmittelbarkeit dichteriſcher Anſchauung allein ſchöpfende Individualität, gleichſam die höchſte Potenzirung des Naturalismus, reagirte nun der Geiſt auf dieſem Gebiete der dramatiſchen Darſtellung durch die bedeutende Erſcheinung Seydelmanns. In ihm gewinnt der in allen Formen des Lebens ſich hervorthuende Kampf des ſelbſtbewußten, nach voller Freiheit und Klarheit ringenden Geiſtes gegen den noch in inſtinktlichem Verhalten befangenen, noch an die Naturgewalten gebundenen Geiſt auf dem Felde der dramatiſchen Darſtellung ſeinen erſchöpfendſten Ausdruck. In der Perſon Seydelmanns bildete ſich der Geiſt gewiſſermaaßen das

Organ, durch welches er, im Gebiet der dramatiſchen Darſtellung, den Wendepunkt eines gegen allen Naturalismus ankämpfenden und den Sieg des Selbſtbewußtſeins, der Kritik und des Studiums feiernden Gegenſatzes darſtellte. Dieſer Wendepunkt zeigt ſich natürlich in den verſchiedenen Sphären auch verſchieden. In der Schauſpielkunſt erſcheint derſelbe als der Krieg, welchen der freie, über den Naturalismus erhabene, ſeiner Thätigkeit und ſeiner Bewegung bewußte Geiſt dem auf dem Standpunkt bloßer Begeiſterung verharrenden, oder gar zur Routine herabſinkenden Geiſte ankündigt. Indem der Geiſt überall in der Gegenwart danach ringt, in ſeiner letzten Wurzel ſich ſeines Weſens bewußt zu werden und ſich ganz in ſeine Gewalt zu bekommen, ſo treibt er auch aus demſelben Boden in der dramatiſchen Darſtellung die Richtung hervor, ſich in ſeinem Schaffen ſelbſtbewußt zu verhalten und durch vollſtändige Unterwerfung des bloßen Naturells daſſelbe zum gefügigen Ausdruck einer univerſellen Menſchendarſtellung umzuſchaffen. Dieſen Standpunkt repräſentirt Seydelmann. In ihm liegt die einzige Löſung aller Fragen, der Grund aller Gegenſätze und Kämpfe, welche die Kritik über ihn hervorgerufen hat und die Erinnerung an ihn noch jetzt hervorruft. Indem wir uns den Gehalt der Seydelmannſchen Perſönlichkeit vollſtändig zum Bewußtſein bringen, werden wir, ohne Haß und Vorliebe, die Auffaſſungen, denen der ſeltene Mann unterlegen, als natürliche, durch ſeinen ganzen Standpunkt bedingte Erſcheinungen darthun und auf ihren wahren Werth zurückführen.

Da Seydelmann auf dem Gebiete der dramatiſchen Darſtellung weſentlich den Wendepunkt aus der nur inſtinktlichen Genialität in die ihrer ſelbſt und aller Vermittlungen ſich bewußte dramatiſche Darſtellung bildet, ſo erſcheint auch ſein ganzes Gemüth unabläſſig dieſem Gegenſatze zugewendet. Es bildet der Kampf und Zorn Seydelmanns gegen die bloße Unmittelbarkeit, die ſogenannt geniale, ſich nur dem Augenblick überlaſſende Inſpiration einen der Grundzüge ſeines ganzen Weſens; es iſt ein Thema, welches ihn unabläſſig in den Briefen an ſeine Freunde beſchäftigt, das ſich in immer neuen Wendungen aus der Tiefe ſeiner Seele hervordrängt und bald mit erhabe-

nem Zorne, bald mit vernichtendem Hohne von ihm behandelt wird. Dies Moment hängt mit der Perſönlichkeit Seydelmanns und ſeiner Stellung zur Kunſt auf das innigſte zuſammen. Seydelmann war von der Bedeutung ſeiner Kunſt, die Tiefe der menſchlichen Perſönlichkeit in allen ihren Abſtufungen und in ihrem ganzen Reichthum durch die dramatiſche Darſtellung zu enthüllen, auf das höchſte durchdrungen. Dem Menſchen die menſchliche Bruſt zu eröffnen, ihm den geheimnißvollen Abgrund der menſchlichen Leidenſchaften zu erſchließen, die Fäden darzulegen, welche vor den ſichtbaren Handlungen des Individuums geſponnen worden ſind, aus denen der Charakter ſich mit zwingender Nothwendigkeit vor uns erhebt, genug der Ausleger der höchſten Geſtalten zu ſein, welche der menſchliche Geiſt mit freier Begeiſterung und Beſonnenheit zugleich geſchaffen hat, dies erſchien ihm als der Beruf ſeiner Kunſt, welcher er „in Luſt und Schmerz" von ſeinem Jünglingsalter an ergeben war, die ihm mitten in der düſterſten Verſtimmung troſtreich, wie ein milder Gott, zur Seite ſtand, durch welche ſich die Schwermuth und die Bitterkeit des Gemüths zu einem edlen Schmerze verklärten, die er, wie einen theuren Freund, an ſein Herz drückte und hegte. Dieſe Aufgabe erſchien ihm ein Menſchenleben, in Nachdenken, Studium und Arbeit zugebracht, werth zu ſein. Hier trifft er nun auf den Leichtſinn, die Frivolität und den rohen Naturalismus, mit welchem ſich ſo viele ſeiner Genoſſen ihrer Aufgabe unterziehen und die Kunſt herabwürdigen. Damit aber verbindet ſich der Gedanke, daß grade in dem Mangel an Ernſt und Studium, welcher in dieſer Kunſt mehr als in allen anderen herrſcht, die Geringſchätzung liege, mit der man ihr auch jetzt noch nicht ſelten begegne, der Grund, warum die Emancipation des Standes noch nicht vollſtändig eingetreten ſei, ſondern ſich nur noch auf einzelne Bevorzugte beſchränke. Es iſt aber ſehr natürlich, daß einen hochgeſinnten Mann, der ſich in die Geheimniſſe ſeiner Kunſt vertieft, der ſich der Härte der Arbeit mit Gewiſſenhaftigkeit unterzogen, der ſich keine der Stufen, welche der Künſtler durchſchreiten muß, erſpart hat, der Leichtſinn und der Dilettantismus, welche in der Ausübung der Schauſpielkunſt walten, mit Schmerz und Zorn zugleich erfüllen müſſen. Nun ergreift ihn

das traurige Gefühl ſeiner einſamen Stellung und der Ohnmacht, ſeinen Standpunkt nicht zu einem allgemeinen erheben zu können, in den Widerſpruch zwiſchen ſeinen idealen Forderungen und der Wirklichkeit verſetzt zu ſein, ohne durch ſeine Kraft dieſe Kluft ausfüllen zu können. Er muß es ſich geſtehn, daß, ſo viel Abſtufungen auch etwa die Kunſt des Muſikers, des Malers und Bildhauers in ihrer Ausübung darbietet, eine wie reiche Skala bis zu den Leiſtungen des genialen Meiſters ſie auch durchläuft, doch auch, ſelbſt auf den untergeordneten Stufen immer ein bedeutendes Maaß von Technik hat errungen werden müſſen, um nur überhaupt in den Kreis der Künſtler aufgenommen zu werden, während ſich in der Schauſpielkunſt ſo oft die nackte Willkühr, die rohe, von aller Unterwerfung des Materials ferne Routine hervordrängen und trotzig auf den Namen des Künſtlers Anſpruch machen darf. Aus dieſem Bewußtſein erklärt ſich die tiefe Verſtimmung, welche den Künſtler ſo oft ergreift und welche in ſo ſchmerzlichen Tönen aus ſeinem Innern hervorbricht, wenn er des traurigen Zuſtandes ſeiner Kunſt gedenkt und, wie weit er auch ſpähet, nirgends eine Abhülfe erblickt, ja nicht einmal eine Ausſicht auf eine Reform dieſer Wirklichkeit.

Wenn Seydelmann ſich dieſen Empfindungen hingiebt, ſo ſchlägt die Flamme des edelſten Zornes aus ihm hervor, welche bald die Thräne der Wehmuth dämpfet, bald die Vergegenwärtigung deſſen, was Noth iſt und was der Geiſt der Gegenwart fordert, zu einem verzehrenden Ingrimm anfacht. Die Blätter, welche dieſe Seite berühren, und wie oft kommt ſein Geiſt darauf zurück! geben Zeugniß von dem ſittlichen Ernſt, welcher Seydelmann durchdrang, in welchem ſich eine in ihren innerſten Tiefen erſchütterte Seele kund giebt, welche ſich in immer neuen, überraſchenden und in das faule Fleiſch eindringenden Wendungen niemals genug thun kann. Dieſe Ergüſſe ſind der gedrungenſte Ausdruck einer immer wiederkehrenden Empfindung, der das mächtigſte Wort ſtets von ſelbſt zufällt, weil ſie aus dem Abgrund der Seele hervordringt.

Indem aber Seydelmann gegen diejenige Genialität ankämpft, welche ſich nur der Phantaſie und der ſchaffenden Gewalt des Augen-

blicks überlaſſend, um die Unterwerfung des ganzen Materials, welches dieſe Kunſt in Anſpruch nimmt, unbekümmert iſt und ſorglos in Rückſicht der innern Verknüpfung und Vermittlung aller Einzelnheiten, will er nicht etwa die Kunſt zu einer Verſtandesoperation herabſetzen und die Darſtellung des vollen Menſchenlebens zu einem Kalkul der Reflexion machen. Hiermit berühren wir einen Punkt, der, weil er die Hauptwaffe der Gegner Seydelmanns iſt, auf ſein richtiges Verſtändniß zurückgebracht werden muß *). Die Kritik und das ſelbſtbewußte Denken war Seydelmann, da er eine ächte Künſtlernatur war, durchaus nicht der Boden, aus dem der darzuſtellende Charakter hervorwächſt, ſondern nur das Regulativ, welches die aus der freien Phantaſie geborne Geſtalt vor Abirrung und Überwuchs ſchützt.

Kein Menſch, der jemals Maſſen zu bewegen und die Gemüther auf einen Punkt zu ſammeln vermochte, hat dieſe Wirkung durch eine bloße Verſtandesthätigkeit, und wäre ſie die ſcharfſinnigſte, erreicht, denn dieſelbe bringt immer nur etwas Unlebendiges hervor, das erſt wieder durch eine gleiche Reihe von Vermittlungen in dem Anſchauenden zum Leben und Genuß geweckt werden kann. Der Verſtand erzeugt immer nur das Knochengerüſt, er zeigt die Bänder, welche die einzelnen Glieder miteinander verbinden, aber er ſchafft kein Leben; er kann daher, für ſich allein auftretend, niemals ergreifen, niemals eine große allgemeine Bewegung hervorrufen. Das Leben und die Bewegung entzünden ſich nur durch das volle Leben. Zwiſchen der Verſtandesthätigkeit und dem Leben, welches mit der Macht der Realität auf uns eindringt, iſt ein qualitativer Unterſchied, eine Kluft, über welche keine Brücke geſchlagen werden kann. Es heißt daher nur eine Gedankenloſigkeit ausſprechen, wenn man einen Künſtler, deſſen Wirkungen auf Maſſen über allen Zweifel erhaben ſind, der, je länger je mehr, Menſchen der verſchiedenſten Bildung zu feſſeln gewußt hat, für einen reinen Verſtandesmenſchen, ohne urſprüngliche Intuition, ohne die

*) In der Biographie Seydelmanns haben wir, bei Gelegenheit ſeines Aufenthalts in Berlin, dieſen Punkt bereits berührt und auf die Löſung dieſer Kontroverſe hingedeutet, welche indeſſen hier erſt aus dem Principe der Kunſt erfolgen kann.

Kraft ſchöpferiſcher Phantaſie ausgiebt. Dieſem Urtheil liegt eine Verwirrung zu Grunde, welche aus dem Mangel an Einſicht ſtammt über die verſchiedene Stellung, welche in der Kunſt und namentlich in der dramatiſchen Darſtellung das Moment der Unmittelbarkeit, oder der Anſchauung zum Verſtande einnehmen kann. Dieſe Stellung kann eine zwiefache ſein. Die Verſtandesthätigkeit kann entweder in der Unmittelbarkeit der Anſchauung, in der genialen Auffaſſung nur als Moment verborgen ſein und gewiſſermaaßen als ein Faktor, dem Subjecte ſelbſt unbewußt, mitwirken, oder ſie kann die Unmittelbarkeit der Anſchauung durchdringend, dieſelbe zur Entfaltung treiben und die Strebungen und Pfeiler aus der urſprünglichen Auffaſſung heraus ſelbſtbewußt geſtalten, alſo das, was ſchon in der erſteren eingeſchloſſen iſt, zur vollen Exiſtenz herausſetzen. Hier erſcheint der Verſtand ebenfalls im Dienſte der Anſchauung und der Phantaſie, aber mit dem Unterſchiede, daß er hier zugleich mit ſelbſtbewußter Wirkſamkeit auftritt und daher den Schein ſelbſtſtändiger und iſolirter Thätigkeit annehmen kann. Dieſer Unterſchied bedingt überhaupt die verſchiedene Stellung des Künſtlers und iſt der Grund auf dem eine Kritik, welche ſich nur an den Schein hält und nicht in das Weſen eindringt ihre oberflächlichen Gegenſätze der Genialität und der Verſtandesoperation, der ſchöpferiſchen Thätigkeit und der Berechnung aufrichtet und dieſe Prädikate an die Künſtler, je nachdem bei ihnen das eine, oder das andere Moment grade ſchlagend hervortritt, einſeitig vertheilt. Dies iſt die Kritik, welche, um unſern Boden wieder zu betreten, Ludwig Devrient als den genialen, Seydelmann als den Verſtandes-Künſtler bezeichnet und dogmatiſch dieſe Unterſchiede fixirt. Aber ſelbſt in dem Zugeſtändniſſe, welches eine ſolche Kritik dem Verſtandeskünſtler zu machen genöthigt iſt, daß uns derſelbe ſchon durch die Maske, alſo vermittelſt der ſinnlichen Erſcheinung ein volles, geſättigtes Bild eines Menſchen gebe, daß uns dieſe ſogleich in den Kreis eines ganz individuellen Lebens hineinbanne, liegt ſchon unbewußt die Anerkennung, daß auch das Moment der Unmittelbarkeit, der phantaſievollen Anſchauung hier thätig ſei, mit einem Worte, daß wir es hier mit einem anſchauenden Verſtande,

nicht mit einem aus Einzelnheiten ein Ganzes zuſammenſetzenden Rechenmeiſter zu thun haben. Eben ſo wenig als in der Genialität Devrients das Moment des Verſtandes fehlte, eben ſo wenig fehlte in Seydelmanns Verſtand das Moment der Genialität, nur die Stellung dieſer beiden Mächte war eine völlig verſchiedene, und dieſe machte ihre Darſtellungen gewiſſermaaßen zu Gegenſätzen, an welchen ſich die Kritik fruchtlos abarbeitete, ohne den Punkt des eigentlichen Unterſchiedes finden zu können.

Wo eine wirkliche Genialität, wie bei L. Devrient, waltet, d. h. diejenige ſchöpferiſche Thätigkeit der Phantaſie, welche das Ganze eines Charakters ſo anſchaut, daß ſich der Darſteller darin wirklich von ſich d. h. von ſeiner Individualität unterſcheidet, da entfaltet derſelbe auch kraft dieſer ſeiner Genialität, die beſondern Lebensäußerungen des Charakters, ohne daß er ſich des Zuſammenhanges ſeines allgemeinen Bildes und der Gliederung deſſelben bewußt iſt. Die ächte Genialität hat alſo allerdings die Thätigkeit des ſondernden, kritiſchen Verſtandes und der Reflexion, welche die beſondern Lebenserſcheinungen eines Charakters dem allgemeinen Principe deſſelben unterordnet, in ſich, denn nur dadurch iſt ſie ächte Genialität, nicht blos eine geſteigerte Aufregung und ein zufälliger Blitz der Phantaſie, aber ſie iſt ſich zugleich dieſes geſammten Prozeſſes *nicht bewußt*, die Vermittlungen ſind ihr ſelbſt ein *Geheimniß*. Es liegt daher in dieſem Standpunkte auch die Möglichkeit im Beſondern abzuirren, das urſprüngliche, klare Bild zu trüben, genug kein völlig in ſich geſchloſſenes Ganze, ſondern nur große Momente zu geben. Dies iſt die einfache Konſequenz eines Standpunktes, der das Moment der Reflexion nicht zu der Kraft entwickelt hat, daß der Kreis aller beſondern Lebensäußerungen eines Charakters aus der Einheit entfaltet wird. Darum kann aber dieſer Standpunkt grade durch das Überraſchende, die plötzlich einſchlagenden Blitze elektriſch auf die Maſſen wirken; denn der Darſteller wird grade auf gewiſſen Höhepunkten des Charakters ſeine volle Stärke ſammeln, Anderes dagegen fallen laſſen. Gegen den Darſteller auf dieſem Standpunkt wird ſich daher die Kritik vornehmlich auf die Vermittlungen, die Übergänge der Situationen zu richten ha-

den; hier wird ſeine relative Schwäche hervortreten; es wird ſich das nicht zu voller Selbſtſtändigkeit entwickelte Moment der Reflexion, welche den Charakter von ſeinem Einheitspunkte aus zu ſeiner Entfaltung auseinander treibt, durch die nicht ſelten mangelnde Einheit aller Seiten des Charakters rächen.

Seydelmann reagirt nun gegen dieſen Standpunkt inſofern, als in ihm, auf der Grundlage urſprünglicher, phantaſiereicher Konceptien, grade das Moment der Reflexion, welches den Charakter in allen ſeinen Lebensäußerungen zu ſeiner konſequenten Entfaltung bringt und die Verbindungen und Übergänge deſſelben herausarbeitet, vorzugsweiſe ausgebildet iſt. Deshalb iſt aber Seydelmann kein Schauſpieler der Reflexion, denn dieſer befindet ſich immer und ewig im Widerſpruch zwiſchen ſeiner Perſönlichkeit und dem darzuſtellenden Charakter, weil er die Reflexion nicht aus dem Grunde der urſprünglichen Anſchauung eines vollen Menſchenlebens hervorgehn läßt. Im Schauſpieler der Reflexion iſt die Thätigkeit des Verſtandes, welche kritiſch in alle Gänge des Baues eindringt, das Weſen, denn er vermag ſie nicht in die unmittelbare Anſchauung zu verſenken und ſie dann aus dieſem Schooße frei hervorgehn zu laſſen. So wenig die Kritik des discurſiven Verſtandes ein Kunſtwerk zu begreifen vermag, weil zwiſchen ihr und dem Kunſtwerk immer eine unausfüllbare Kluft bleibt, eben ſo wenig kann der Schauſpieler der Reflexion jemals ein volles Menſchenleben ſchaffen, weil der bloßen Reflexion die Realität und Fülle eines Charakters unfaßbar, weil der bloße Verſtand für die Schöpfung eines Lebens zu abſtrakt iſt. Der Schauſpieler der Reflexion wird daher nie Maſſen entzünden, nie große, mächtige Erfolge erringen können, weil die Maſſen nur ergriffen werden, wenn die Realität des Lebens auf ſie eindringt, er wird ſich mit der Anerkennung Verſtändiger begnügen müſſen, und der Erfolg der Achtung muß ihn für den Erfolg der Begeiſterung entſchädigen. In Seydelmann war nun grade ſo viel urſprüngliche Kraft, ſo viel Unmittelbarkeit der Anſchauung, um durch das Moment der Reflexion nicht überwunden und aufgelöſt zu werden; ſie hielt vielmehr der ungeheuren Triebkraft ſeines Geiſtes, ſich unabläſſig in das individuelle Leben zu vertiefen,

und alle Seiten deſſelben zu voller Anſchaulichkeit herauszuarbeiten, das Gegengewicht.

Durch unſere Entwickelung löſt ſich daher jener ſo oft aufgenommene Kampf: ob Seydelmann nur ein Verſtandeskünſtler, oder ein genialer Schauſpieler geweſen, dahin auf, daß in Seydelmann der kritiſche, auseinanderſetzende Verſtand, welcher das Leben in ſeine Elemente zerſetzt, eine ſolche Stärke gewonnen hatte, daß der Accent bei ihm zwar zunächſt auf der Konſequenz der Durchführung und auf der Ausarbeitung des Details zu liegen ſchien, daß aber dieſer ganze Reichthum der Vermittlungen nur auf dem Grunde einer urſprünglichen Anſchauung hervortrat, welche denſelben immer zum Ausdruck eines Menſchenlebens zu machen wußte.

Schon die frühe glühende Liebe Seydelmanns zur Schauſpielkunſt, welche, wie wir oben geſehn, ihn mit ſeiner Thätigkeit als Soldat in den ſchneidendſten Widerſpruch verſetzte und ihm die Stellung ſo unerträglich machte, daß er ſie gewaltſam löſte, beweiſt die Urſprünglichkeit ſeines Talents. Nach dieſer Thätigkeit ſchaut er ſehnſüchtig, wie nach einem El-Dorado hin, weil der ganze Menſch nur in ihr lebte und ſich unglücklich fühlte, ſo lange er nicht die Bahn betreten konnte, deren er zu ſeiner Lebensexiſtenz bedurfte. Aber auch ſpäter verſenkt er, wie oft, trübe Erfahrungen, herbe Schmerzen des Lebens in die Liebe zu dieſer Kunſt; hier iſt er ganz er ſelbſt; hier empfindet er nach den winterlichen Stürmen der Wirklichkeit die warme heimathliche Luft, die ihn erquickend umweht. Dieſer Beſchäftigung gehört er alſo nicht etwa aus Willkühr an, ſo daß er ſie auch mit einer andern hätte vertauſchen und die Fülle ſeines Geiſtes, die Springkraft ſeines Verſtandes auch einer andern Laufbahn hätte beliebig zuwenden können, eine Vorſtellung, welche diejenigen faſſen müſſen, welche in Seydelmann nur den großartigen Verſtand anerkennen, welcher nur grade zufällig dieſen Stoff der Menſchendarſtellung bearbeitet habe, aber mit demſelben Erfolge ſich auch andern Lebensrichtungen hätte zuwenden können. Die tiefen Ergüſſe ſeines Gemüths, welche uns ſeine Briefe aus allen Zeiten geben, laſſen im Gegentheil über die über alle Reflexion hinausliegende, ihn wie eine Naturnothwendigkeit beherr-

ſchende Gewalt ſeines urſprünglichen Zuges zu dieſer Thätigkeit keinen Zweifel übrig. Woher aber dennoch der Vorwurf der ſich endlos wiederholt hat, Seydelmann ſei nur ein Verſtandes-Menſch, alle ſeine Leiſtungen nur Produkte dieſer Kraft? Man muß zu der Löſung dieſes Problems die doppelte Begabung in unſerer Kunſt unterſcheiden, die innere geſtaltende Kraft, ein Menſchenleben als ein Ganzes anſchauen, einen Charakter auf einen Schlag vor das Auge des Geiſtes ſtellen zu können und die phyſiſche Begabung, d. h. die durch die Natur verliehenen Mittel zur Verwirklichung des Erſteren. Von der Macht der urſprünglichen, künſtleriſchen Anſchauung gilt Leſſings berühmt gewordenes Paradoxon: „Oder meinen Sie Prinz, daß wenn Rafael zufällig ohne Hände geboren wäre, er nicht doch der größte Maler geweſen wäre?“ Inſofern die Tiefe der Auffaſſung, der Reichthum der Phantaſie die eigentliche Beglaubigung des Künſtlerberufs ſind, hat Leſſing Recht; er bezeichnet in den gedachten Worten nur den durch Nichts zu erſetzenden, idealen Faktor des Künſtlers. Inſofern aber andererſeits den Künſtler nur die Macht bildet, das innerlich Angeſchaute zur Geſtalt entäußern zu können, ſo liegt in dem Satze auch eine Schiefheit. Der Accent liegt allein auf der innern Begabung, wogegen die Mittel zur Realiſirung als Null und nichtig betrachtet werden. Wo dieſe ganz fehlen, würde der innere Reichthum in der Bruſt verweſen, weil er nichts zur Geſtalt bringen könnte. In der Kunſt aber iſt die Geſtaltung grade ſo viel, als die Konception. Ein Rafael ohne Hände iſt daher ein Widerſpruch, er bezeichnet den Maler dem Vermögen, nicht der Wirklichkeit nach, d. h. alſo eben keinen Maler, keinen Geſtaltenbildenden Künſtler.

In der Schauſpielkunſt beruht nun die phyſiſche Begabung auf der ſinnlichen Erſcheinung der Perſönlichkeit und dem Tone. Hier kann die Natur ihre Schätze ſo verſchwenderiſch ausgetheilt haben, daß ſie wie eine Mahnung erſchienen, ſich dieſer Kunſt zu weihen. Sobald aber die Begabung einer ſchöpferiſchen Phantaſie mangelt, durch welche ſich die Figuren der Poeſie, wie des wirklichen Lebens ſogleich zu feſten Individualitäten aus dem Innern heraus heben, wird der Schauſpieler, bei der reichſten Mitgift der Natur, als Künſtler doch immer

darben. Ein wahrhaft berufener Schauſpieler ſchaut unabläſſig Alles dramatiſch an; die Geſtalten, welche ihm die Poeſie und das Leben bieten, gewinnen in ihm ſogleich Fleiſch und Blut. Ohne dieſe, durch Nichts erſetzbare Zähigkeit iſt ein großer Schauſpieler undenkbar. Dieſer Kraft, ſcharf geſonderte Geſtalten, bis zu ihrer ſinnlichen Erſcheinung individualiſirt, aus der freien Phantaſie auf und ab tauchen zu laſſen kann nun freilich eine ſpärliche Mitgift der Natur große Schwierigkeiten in den Weg legen, ſobald es gilt das innerlich geſchaffene Bild nun auch mit dem Schein des vollen ſinnlichen Lebens auszuſtatten. Da ergeht alſo natürlich die ernſte Mahnung an den Menſchen den ganzen Umfang aller ſeiner Mittel in ſeine volle Gewalt zu bringen, und die Kräfte des Geiſtes alle ſich zu dem einen künſtleriſchen Zwecke dienſtbar zu machen. Hier beginnt alſo die Arbeit, das Studium, der Kampf und Sieg des Geiſtes über die ſpröde Materie. Seydelmann war nun durch die tiefe Neigung zu ſeiner Kunſt, wie durch die geiſtige Begabung, welche wir ſo eben bezeichnet haben, darauf gewieſen, den ganzen Umfang ſeiner Geiſteskräfte an die Bewältigung des ſpröden Materials zu ſetzen, welches ihm die Natur zum Ausdruck ſeiner idealen Anſchauungen zugetheilt hatte. Die gewiſſenhafteſte Sorgfalt in der Benutzung ſeiner Mittel, der ſtrengſte Haushalt mit denſelben ward ihm alſo zur unerläßlichſten Pflicht.

Seydelmann war, da ihn ſein innerer Beruf auf die Schauſpielkunſt hinwies, durch die verhältnißmäßig karge Mitgift, welche ihm die Natur zur Erfüllung deſſelben gegeben hatte, nothwendig auf die angeſtrengteſte Thätigkeit und das umfaſſendſte Studium gewieſen, um ſein natürliches Material zum Ausdruck des Geiſtes zu erheben, und ſo das Mißverhältniß auszugleichen, welches urſprünglich zwiſchen ſeiner äußern Begabung und ſeinem innern Beruf waltete. Seine Phyſiognomie war ohne hervortretenden Ausdruck; ſie feſſelte auf den erſten Blick durch keinen Zug, der eine beſondere Geiſteseigenthümlichkeit verrieth. Sie deutete weder auf das Walten dämoniſcher Mächte, noch auf die Herrſchaft idealer ſchwärmeriſcher Empfindungen hin. Der feine Zug der Ironie und des Humors, der um die Lippen ſpielte, ſobald ſich dieſelben öffnten, um das beredte Wort zu ent-

laſſen, war zu verſteckt, um namentlich von der Bühne herab wirken zu können. Dieſer Phyſiognomie, in der ſich kein ſpecifiſcher Geiſtesausdruck, keine Tiefe der Leidenſchaft ankündigte, konnte aber durch die Kraft der geſtaltenden Phantaſie und die ſichere Berechnung ihrer Wirkungen eine ungeheure Mannigfaltigkeit des geiſtigen Ausdrucks geliehen werden. Grade die Unbeſtimmtheit derſelben diente Seydelmann dazu, ſie zu einer unendlich beſtimmbaren Hülle zu formen, welche des univerſellſten Ausdrucks fähig war. Die Kunſt trat hinzu und ſchuf aus dieſer Phyſiognomie einen unverſiegbaren Quell immer neuer Geſtalten. So ward Seydelmanns Virtuoſität in der Bildung der Charaktermaske weſentlich durch ſeine von Hauſe aus wenig bedeutſame Phyſiognomie bedingt, die er ſich durch das Ineinandergreifen einer phantaſievollen Anſchauung und einer ſichern, die Wirkungen genau abwägenden Technik zum gefügigſten Werkzeug des mannigfaltigſten geiſtigen Ausdrucks unterwarf. Hier zeigte Seydelmann eine Stärke und Tiefe, welche ihn über alle ſeine Mitgenoſſen erhob und wodurch er einen ganz neuen ungeahnten Reichthum ſeiner Kunſt aufſchloß.

Die Bildung der Charaktermaske hing bei Seydelmann mit ſeinem ganzen Streben, ein individuelles Leben zu geſtalten auf das engſte zuſammen; ſie war der natürliche und nothwendige Ausdruck einer Richtung, welche ſich aller abſtrakten Idealität gegenüber ſtellte und ihr den Krieg erklärte. Wie die Philoſophie in ihrer großen Gedankenbewegung den abſtrakten Idealismus aufgelöſt und dieſe Einſeitigkeit überwunden hat, ſo hat auch jede Kunſt die Aufgabe in ihrer Fortentwicklung, je nach ihrem Gebiete, zur Darſtellung des vollen, individuellen Lebens fortzugehn. Nun hatten die aus Schillers kühnem Geiſte hervorgegangenen Dramen, indem ſie durch ihr Pathos weſentlich nach der Seite einer abſtrakten Idealität hin gravitirten auch in der Schauſpielkunſt das Streben nach abſtrakter Idealität auf Koſten der Individualiſirung befördert. Dagegen reagirte nun Seydelmanns Natur weſentlich. Die Sorgfalt, das Studium und der Aufwand von Phantaſie, welchen er auf die Bildung ſeiner Charaktermaske verwendete ging mit Nothwendigkeit aus einer Richtung hervor,

welche die Künſtler wieder um das Panier des individuellen Lebens ſammeln und die Darſtellung von aller verflüchtigenden Idealität zurückrufen wollte.

Seydelmann ging in der Bildung ſeiner Charaktermaske als ein ächter Künſtler zu Werke, d. h. er ſchuf ſie von innen heraus vermöge der freien Phantaſie, zu der die äußern Mittel nur nachhelfend hinzutreten. Der eigentliche Boden ſeiner Charaktermaske war die innere Anſchauung des Charakters, den er als einen ganzen Menſchen in ſeiner Seele trug und den er ſogleich, als ein von allen anderen unterſchiedenes, ſein eignes Lebensgeſetz in ſich tragendes Individuum hinſtellen wollte. Die Charaktermaske hatte daher bei Seydelmann die Bedeutung, den Zuſchauer ſogleich auf einen beſtimmten Boden zu verſetzen, ſie ſollte die zwingende Gewalt ausüben uns in den Kreis eines geſchloſſenen Lebens zu bannen. Weil ſich in der Charaktermaske Seydelmanns ein ganzes Leben gewiſſermaaßen zuſammenfaßte und gleichſam in der Abbreviatur vor uns ſtand, ſo wirkte er dadurch auch ſo ungemein ſchlagend. Sein Erſcheinen in einer Rolle war daher auch ſtets ein Sieg der individuellen Lebendigkeit über alle Unbeſtimmtheit und abſtrakte Idealität. Er wußte durch ſeine Charaktermaske, zu der Geſichtszüge, Haartracht, Koſtüme, Farbenwahl, ſelbſt Nebendinge harmoniſch zuſammenwirkten, augenblicklich für ein individuelles Leben zu intereſſiren. Ehe wir noch ein Wort vernahmen waren wir durch die Erſcheinung ſchon auf den Boden einer beſtimmten Nationalität, oder eines Standes verſetzt, wir ſahen die vor uns auftretende Individualität als ein Produkt einer Menge von Faktoren, welche zuſammenwirkend dieſes beſtimmte Leben geſtaltet hatten. In der Charaktermaske Seydelmanns ſpiegelte die ſinnliche Erſcheinung das Innere künſtleriſch ab, ſie faßte den ganzen Menſchen gleichſam in einen Brennpunkt zuſammen.

Man hat bisweilen geſagt, Seydelmann habe gewiſſermaaßen hinter der Bühne ſchon, durch die Virtuoſität, mit welcher er ſeine Charaktermaske geformt habe, den ganzen Charakter beſchloſſen, ſein Erſcheinen habe überraſcht, aber er ſei unvermögend geweſen, dieſe Überraſchung durch die Darſtellung ſelbſt noch zu ſteigern. Das Wahre

in dieſer Behauptung iſt, daß in Seydelmanns Charaktermaske der darzuſtellende Menſch allerdings in ſo weit vollſtändig vor uns ſtand, als ſich der Geiſt in die Leiblichkeit überhaupt einzuhauchen vermag und in ihr zu einem ruhigen Abbild ſeiner Lebensbewegung gediehen war. Je mehr uns nun die Charaktermaske in einen engen Kreis bannte und uns die beſtimmte Lebensrichtung eines Individuums ſchon vorbildete, um ſo weniger konnte die Darſtellung in dem Sinne überraſchen, daß ſie uns etwas nicht ſchon durch die Charaktermaske Angedeutetes zeigte; ſie war vielmehr nur Entfaltung des in und mit der Charaktermaske Gegebenen. Das ruhige Abbild des innern Lebens war durch die Darſtellung nur in Bewegung übergegangen, dieſe war nur der Lebensproceß, der ſich in der Maske zuſammengefaßt hatte, in welche alſo gleichſam die ganze Vergangenheit einer Perſönlichkeit zu einer ſinnlichen Gegenwart gediehen war. Aus ihr drangen die Lebensäußerungen des Charakters ſelbſt mit einer gewiſſen Nothwendigkeit hervor, welche um ſo weniger überraſchten, je inniger ſie mit der Erſcheinung zuſammenhingen, je organiſcher ſie aus der Geſtalt hervorwuchſen.

Die Verwandlungsfähigkeit Seydelmanns war in der That eine bewunderungswürdige; es lag etwas Proteiſches in ſeiner Natur. Ohne jemals zur Karikatur zu werden wußte er, da die Phantaſie die Wurzel ſeiner Geſtalten war, mit den geringſten äußern Mitteln die außerordentlichſten Wirkungen hervorzubringen und ſeine natürliche Individualität ſo ſehr durch die Maske zurückzudrängen, daß dieſelbe auch in keinem Momente vorlaut hervorblickte und die Charaktermaske Lügen ſtrafte. Seydelmann ging hier, wie überall, mit der größten Beſonnenheit und Geiſtesklarheit zu Werke. Selbſt Kleinigkeiten dienten ihm, das Bild, welches vor ſeiner Phantaſie ſtand, zu verſinnlichen, ohne daß doch dabei etwas Geſuchtes, oder Abſichtliches hervorblickte. Wie Wenige mögen auf den kleinen Stern aufgemerkt haben, den er als Carlos im Clavigo trug, und doch wirkte dieſe Zuthat trefflich dazu mit, das Bild des Carlos, wie er es aufgefaßt hatte, zu vervollſtändigen. Um nämlich ſchon beim Erſcheinen des Carlos jede Vorſtellung entfernt zu halten, als buhle derſelbe um Clavigos Freundſchaft, als wolle er ſich durch Clavigo eine Lebensſtellung gewinnen, ſo

lich ihm der Künſtler dies Attribut, um dadurch in dem Zuſchauer ſogleich die Vorſtellung der unabhängigen Lebensſtellung des Carlos zu erwecken.

Seydelmann verſenkte ſich gern längere Zeit vor dem Beginn der Vorſtellung ganz in den darzuſtellenden Charakter, jede Störung war ihm hier ſehr unbequem, weil er, mit der innern Anſchauung des darzuſtellenden Charakters beſchäftigt, dem Geſicht allmälig den Ausdruck verlieh, welchen die Rolle forderte und welchen er dann durch die äußern Hülfsmittel nur fixirte. Seydelmann formte ſein Geſicht von innen heraus zu dem beabſichtigten Ausdruck um, daſſelbe galt ihm nur als ein gefügiger Stoff, über welchen der Geiſt unumſchränkt zu ſeinen Zwecken zu ſchalten habe. Welche wunderbaren Typen erſchuf er auf dieſem Gebiete! wie durchdrangen ſich hier die Nationalität und das Individuelle des Charakters! Sein Oſſip war in ſeiner ganzen Erſcheinung, ehe noch ein Wort den Lippen entflohen war, das Bild des ruſſiſchen Leibeignen. Die Augen glotzten aus dem Angeſicht hervor, welches der Strahl ſchöner Menſchlichkeit nie erwärmt hatte, der Naſe war der Typus der Nationalität geliehen, die Phyſiognomie war der Ausdruck der Menſchheit auf einer Stufe, auf welcher ſie noch nicht zur geiſtigen und ſittlichen Selbſtſtändigkeit erwacht iſt. Wie ſpaniſch war dieſer Kopf als Perin, wie gebräunt der Teint, wie blitzte aus dieſen dunkeln Augen der ſpaniſche Gracioſo heraus. Wie frierend wirkte ſeine Erſcheinung als Alba, wie drängte die eiſige Ruhe dieſes Angeſichts uns in uns ſelbſt zurück, und bildete gleichſam die verhängnißvolle Kataſtrophe ſchon vor. Die Unbeugſamkeit eines eiſernen Willens hatte ſich mit dem religiöſen Fanatismus erfüllt, welcher die erſtere ſo unheimlich machte. Und welch ein ſeliges Behagen überglänzte wieder das Angeſicht des harmloſen Schmetterlingsſängers, des gutmüthigen Scarabäus.

Wie nun Seydelmann ſeine natürliche, von einem beſtimmten, entſchiedenen Ausdruck ferne Phyſiognomie zu einem Organ für alle menſchliche Lebensformen umſchuf, ſo hauchte ſein Genius nun der ſtummen Hülle jenen Geiſt ein, durch welchen dieſelbe ſich zu einem vollſtändigen Charakter vor uns auslegte. Hier hatte Seydelmann an

dem ihm von der Natur gegebenen Material einen ſehr ſpröden Stoff zu überwältigen. Während bei der Phyſiognomie die fehlende urſprüngliche Schärfe eines beſtimmten Geiſtesausdrucks durch ſeine Kunſt zu einem Vortheil gewendet wurde, ſo hatte dagegen Seydelmann in dem Tone ein poſitives Hinderniß zu überwinden. Der natürliche Ton hatte weder Metallgehalt, noch war er kräftig und voll; Seydelmann hatte ſogar mit der Ausſprache einzelner Buchſtaben zu kämpfen. Hier war er alſo, nicht minder, wie einſt der große griechiſche Redner auf die unermüdlichſte Arbeit und Übung hingewieſen*). Durch raſtloſe Anſtrengungen aber nahm er allmälig dem Tone ſeine Ungeſchmeidigkeit und Rauhheit und machte ihn für den Ausdruck des Geiſtes und der Seele gefügig. Durch den ausdauerndſten Fleiß gewann er ſelbſt ſeinem natürlichen Tone eine bewunderungswürdige Fähigkeit ab, Geiſtesrichtungen und Seelenzuſtände auf das mannigfaltigſte zu nüanciren. Ja, Seydelmann wußte ſogar ſeinem natürlichen klangloſen Tone Vortheile abzugewinnen, welche denſelben, zu gewiſſen Charakteren, wie von Natur geſchaffen erſcheinen ließen. So war es namentlich das ganze Reich der Verſtandesmenſchen von dem gemüthloſeſten Hofmann an bis zur Überlegenheit durchdringender Geiſtesklarheit, welches Seydelmann durch alle Scalen vollſtändig beherrſchte. Hier war der Ton ſo geſchult, ſo ſehr in allen ſeinen Schwingungen zum Werkzeug gemacht, daß man nicht nur nichts vermißte, ſondern daß er auch den Charakter in allen ſeinen Nüancen in jedem Augenblicke vollſtändig deckte. Dies hatte Seydelmann beſonders durch die Bedeutſamkeit erreicht, welche er den einzelnen Elementen der Sprache, namentlich den Konſonanten lieh, denen er oft einen ſo ſymboliſchen Charakter abzugewinnen wußte, daß, indem er ſie anſchlug, ſogleich eine beſtimmte Stimmung und Geiſtesbewegung in uns angeregt wurde. Aber auch der Ausdruck der Biederherzigkeit und Redlichkeit, der Herzensgüte, der liebenswürdigen Gemüthlichkeit ſtand ihm vortrefflich zu Gebote, wie umgekehrt die Töne der Gleiß-

*) Wir haben weiter unten Seydelmanns eigenes Bekenntniß über die Arbeit, der er ſich in dieſer Beziehung unterzogen, ausführlich mitgetheilt.

nerei und Heuchelei, von ihrem plumpſten und unverſchämteſten Charakter an bis zum feingeſponnenſten Gewebe diplomatiſcher Schlauheit und Liſt von ihm mit höchſter Virtuoſität angeſchlagen wurden. Ganz beſonders war es endlich das eigentlich diaboliſche Element in allen ſeinen Abſtufungen, dem ſich der Ton fügſam zeigte. Hier durchlief er alle Stufen des ſchneidenden Hohnes, wilder Lebensverachtung, bitterer Ironie, galligten Spottes, wüſter Selbſtübertäubung und ſich ſelbſt verzehrender Wuth mit der höchſten Sicherheit. Für alle dieſe Elemente war das Material Seydelmanns durch den Geiſt ſeines Bildners ſo unterworfen worden, daß ſeine natürliche Sprödigkeit völlig überwunden erſchien. Da der Ton an ſich nicht ſtark war, ſo waren Seydelmann für alle ſeine Schöpfungen kleine Räume am günſtigſten; in großen Dimenſionen ging manche Nüance, manche Schwingung verloren. Seydelmann ſprach daher öfter den Wunſch aus, daß es ihm vergönnt ſein möchte, Charaktere, welche beſonders eine zarte Nüancirung und leiſe angeſchlagene Accente forderten, wo möglich in einem Salon zu ſpielen; namentlich war ihm für ſeinen Marinelli ſelbſt das Schauſpielhaus zu groß, und er verſprach ſich eine noch viel bedeutendere Wirkung von dieſer Leiſtung, wenn er in einem kleinen Raum ohne alle Anſtrengung die Töne anſchlagen könne, welche den gleißneriſchen und ſchleichenden Höfling verſinnlichten. Denn die Töne, aus denen nach Seydelmanns Ausdruck, der Höfling herauskriechе, verſchmähten jeden ſtarken Druck, jeden ſcharf eingeſetzten Accent.

Aber der natürliche Ton ſetzte doch unſerm Künſtler auch gewiſſe Schranken, welche keine Macht des Geiſtes zu durchbrechen vermochte. So weit der Geiſt überhaupt das Material überwältigen und in ſeinen Dienſt zu nehmen vermag, ſo weit hatte Seydelmann ſein natürliches Organ zu begeiſtigen gewußt. Aber es giebt hier beſtimmte, durch die Natur gezogene Gränzen, welche auch der Geiſt anzuerkennen gezwungen iſt. In allen den Gebieten in welchen der natürliche Ton an ſich ſchon eine gewiſſe Macht ausüben, in eine erhöhte Stimmung verſetzen und uns den Glauben an die Wahrheit des Darzuſtellenden aufdringen ſoll, in allen dieſen Sphären iſt auch die mangelnde Naturſeite

durch kein Studium, keine Arbeit des Geiſtes zu erſetzen. Dies war daher auch die Schranke Seydelmanns. Die beiden Sphären des Heroenthums im eigentlichen Sinne und der ſchwärmeriſchen Empfindungen fanden in Seydelmanns natürlichem Tone eine nicht zu überwältigende Schranke. Die Darſtellung des heroiſchen Princips, welche weſentlich auf der Einheit der Natur und Thatkraft, der natürlichen und geiſtigen Potenzen beruht, fordert weſentlich auch einen Grundton, welcher ſchon durch ſeine Fülle und ſeinen Metallgehalt die Anſchauung des Heroenthums zu erwecken vermag. Die fehlende Markigkeit und Intenſivität der Stimme kann der Geiſt daher nie erſetzen; das os rotundum muß die Natur ſchon geliehen haben. Geſtalten, welche uns ſchon bei ihrem Erſcheinen eine Durchdringung phyſiſcher und geiſtiger Kraft, wie ſie der heroiſche Menſch darſtellt, zeigen ſollen, ſind auch nur durch eine entſprechende natürliche Tonfülle vollſtändig zu verſinnlichen. Es war nicht etwa die zur Durchführung des Charakters mangelnde phyſiſche Kraft, welche unſern Künſtler von der Darſtellung eigentlich heroiſcher Naturen ausſchloß, dieſer Mangel hätte ſich durch Haushalten mit dem Tone und durch geſchickte Vertheilung ſeiner Kraft, kurz durch die geiſtige Stärke allenfalls ausgleichen laſſen, ſondern es war das fehlende natürliche Requiſit des Grundtons, der uns nicht den Glauben an einen Heros aufdringen, uns nicht ſogleich die markige Fülle einer heroiſchen Perſönlichkeit veranſchaulichen konnte. Hier mußte daher, da die Naturſeite fehlte, ein Bruch zwiſchen der noch ſo geiſtvollen Auffaſſung und ihrer Verſinnlichung übrig bleiben. Daher lagen Geſtalten, wie Macbeth und Othello außer dem Rollenkreiſe Seydelmanns, weil grade in den genannten Charakteren die höchſten Wirkungen nicht ohne die Gewalt des natürlichen Tons, ohne jene intenſive Stärke deſſelben, in welcher ſich ſchon die heroiſche Perſönlichkeit abſpiegelt, hervorgebracht werden können. Dagegen lag Richard III. durchaus in Seydelmanns Bereich*) und es

*) Ich verweiſe hier auf das, was ich über den verſchiedenen Grundton dieſer drei Geſtalten, Richard, Macbeth und Othello in einem Cyclus dramatiſcher Charaktere geſagt habe. Grade das diaboliſche Element in Richard

iſt nicht genug zu beklagen, daß die Ungunſt der Verhältniſſe und das leidige Rollen-Monopol ihm die Erfüllung dieſes Lieblingswunſches ſeines Lebens während der ganzen Zeit ſeines Aufenthalts in Berlin verſagte. In dieſer koloſſalen Aufgabe hätte er Ungeheures geleiſtet, denn Seydelmanns gereifter Kunſtverſtand hatte ihn das Nervengeflecht dieſes Charakters vollſtändig durchſchauen laſſen und alles das, was auf einer früheren Stufe ſeiner Entwickelung noch nicht zur völligen Einheit mit dem Bilde gediehen war, war ſpäter von ihm zu einem organiſchen Zuſammenhange verarbeitet worden. Eine Vorleſung Richards III., welche er einmal, um ſich auf die Weiſe für die verweigerte Erfüllung ſeines Wunſches Luft zu machen, vor einem ganz kleinen, vertrauten Kreiſe veranſtaltete, drang uns die Überzeugung auf, daß uns Seydelmann endlich einmal einen Richard gegeben haben würde, in welchem alle Elemente dieſer dämoniſchen Geſtalt zu ihrem Rechte gekommen wären.

Wir haben in der Biographie des Künſtlers das Entwickelungsgeſetz deſſelben darin erkannt, daß derſelbe, ausgehend von dem Streben nach Naturwahrheit und nach dem treuen Abbild des Lebens, ſich allmälig von den Schlacken der bloßen Natürlichkeit gereinigt und ſich zur Idealität in dem Sinn erhoben habe, daß er ſeine Geſtalten immer mehr und mehr zu Trägern allgemeiner Richtungen, Principien und Lebensformen machte, ohne deshalb die individuelle Lebendigkeit einzubüßen. Auf dem Höhepunkt ſeines künſtleriſchen Wirkens durchdrangen ſich nun dieſe beiden Seiten ſo, daß Seydelmann die individuelle Perſönlichkeit zugleich zum Ausdruck einer Gattung erhob, und den allgemeinen Gedanken ſtets in eine abgeſchloſſene lebendige Individualität aufgehen ließ. Alle Durcharbeitungen, welche der Künſtler mit ſeinem Stoffe immer wieder vornahm, hatten daher nur dies eine Ziel. Wir wollen dies durch einige Andeutungen dem Verſtändniß näher bringen. Eine vielfach bewunderte, aber auch nicht ſelten angefochtene Schöpfung

---

giebt dem Grundton deſſelben eine ſo ſpecifiſche Färbung, daß die markige, intenſive Fülle des Tones, welche die beiden anderen Geſtalten verlangen, durchaus nicht in dieſem Maaße bei Richard III. nothwendig iſt.

Seydelmanns war sein Ossip in Raupachs Isidor und Olga. Für Diejenigen, welche sich an das bewältigende Bild L. Devrients gewöhnt hatten, mußte der durchaus veränderte Standpunkt von dem aus Seydelmann uns diese Gestalt gab, zunächst viel Befremdendes haben. Der Unterschied beider Darstellungen war aber in der That ein principieller. Devrient wirkte mächtig, indem er uns das allgemein Menschliche einer geknechteten, gemißhandelten, gegen seine Unterdrükker sich aufbäumenden, den Grimm theils in sich verkochenden, theils in wilde Rachelust ergießenden Persönlichkeit zeigte. So konnte und mußte ein zum Bewußtsein seiner menschlichen Würde erwachter Mensch empfinden, gleichviel, ob Franzose, Engländer, Deutscher oder Amerikaner. Seydelmann versetzte uns dagegen von Hause aus schon durch die ganze Erscheinung, welche wir oben bereits berührt haben, auf den beschränkten Boden einer bestimmten Nationalität und eines bestimmten Weltzustandes. Wir sahen einen russischen Leibeignen vor uns, d. h. ein Bild, welches uns den ganzen Menschen in allen seinen Affekten und Leidenschaften, in seinem Denken und Empfinden auf der Stufe eines dumpfen, noch nicht zum Bewußtsein ächter Menschlichkeit erwachten Geistes zeigte. Sein Ossip war selbst in den Erinnerungen an seine Arinda, in dem Grimm über die Freigebornen, in seinem Jubel über die gelingende Rache von einer rohen Kruste umgeben, welche das Menschliche nicht völlig zum Durchbruch kommen ließ. Sein Ossip war noch verthiert, eben so knechtisch unterwürfig weil er es nicht anders gewohnt war, als nach unten hin brutal; sein Grimm war roh, sein Zorn unedel, selbst seine Wehmuth und sein Schmerz noch nicht zum Ausdruck schöner Menschlichkeit befreit. Dem Gange, wie der Haltung fühlte man es an, daß dieser Mensch noch keine Freude an Fleiß und Thätigkeit hatte, weil seine Kräfte nur dem Herrn gehören. Der Ossip Seydelmanns war daher ein Bild der Menschheit auf dieser niedrigen Stufe der Entwickelung, auf welcher zwar der Kampf gegen den bestehenden unmenschlichen Zustand anhebt, aber der Mensch noch besprützt ist von dem Schlamme einer Existenz, welche sich noch nicht zum Gefühl menschlichen Werths erhoben hat. Selbst wenn in Ossips Empfindungen und Affekten das Menschliche durchbrach, so fühlte man dem-

ſelben doch immer noch die Verknechtung und Verdumpfung an, welche das Weſen desjenigen Lebenszuſtandes bilden, dem Oſſip angehört.*)

Überall gab Seydelmann dem Allgemeinen einen individuellen Leib; nichts widerſtrebte ihm in ſeiner Kunſt mehr, als das Abſtrakte. So war ſein Mohr im Fiesko durchaus nicht nur ein boshaftes, heimtückiſches, verſchmitztes Geſchöpf, ſondern ein Weſen, das den afrikaniſchen Boden an ſeinen Sohlen nach Europa mitgenommen hatte, das uns in Genua als ein völlig erotiſches Gewächs erſchien, ſo katzenartig rührig, von ſo dumpfer Wildheit, ſo ſittlich ſtumpf, daß man, auch ohne die ſchwarze Farbe, dieſer Kreatur einen außereuropäiſchen glühenden Himmelsſtrich und einen noch ganz unentwickelten, ſittlichen Weltzuſtand als Wiege vindicirt hätte. In dieſer individualiſirenden Kraft lag auch Seydelmanns außerordentliche Stärke hiſtoriſche Figuren hinzuſtellen. Hier verſöhnte er in der That die geſchichtliche Wahrheit mit der poetiſchen. Sein Ludwig XI. und ſein Cromwell waren große geſchichtliche Geſtalten, welche wieder auferſtanden zu ſein ſchienen und in ihrer gewaltigen Realität den Geiſt der Geſchichte, wie er ſich in ihnen einſt zuſammengefaßt hatte, verkörperten. Wie unheimlich trat in Ludwig XI. der finſtere, abergläubiſche, verſchmitzte und grauſame Despot auf uns zu, der in der eignen Todesfurcht doch auch ſelbſt wieder unter dem Schwerdt eines mächtigeren Despoten ächzt! Und ſtand nicht in ſeinem Cromwell der in ſich gebrochene Geiſt vor uns, der in Heuchelei verſenkt iſt, und doch ſie wieder verachtet, der von Ekel über die Anhänger des neuen Jeruſalems erfüllt iſt, aber doch ihren Segen nicht verſchmäht, deſſen düſtere Melancholie dieſen Geiſt des Widerſpruchs zu ſeiner Wurzel hat, welcher ſich ſo feſt um ihn geklammert hat, daß er vergeblich ſich ihm zu entwinden ſtrebt. In dieſer Geſtalt war das Bild des finſtern Republikanismus Englands, jene wunderbare Verflech-

*) Gutzkow ſagt in ſeinen Erinnerungen an Seydelmann (Aus der Zeit und dem Leben S. 426: „Seydelmann ſoll den Oſſip mit gebrochenem Deutſch geſprochen haben.“ Wir können verſichern, daß dies, wenigſtens in Berlin, niemals der Fall geweſen iſt, vermögen auch nicht einzuſehn, welchen Grund der Künſtler dazu gehabt haben ſollte, da dies zur Verſinnlichung dieſer Geſtalt, wie wir dieſelbe oben entwickelt, durchaus nicht nothwendig und durch Nichts gerechtfertigt war.

tung religiöſer Schwärmerei und politiſchen Fanatismus ſo heraufbeſchworen, daß man aus ſeinem Cromwell ſchon die Auflöſung dieſes politiſchen Zuſtandes diviniren mußte. Wie ſehr waren hier alle menſchliche Regungen, das Auftauchen tiefer Rührung, die wehmüthige Erinnerung an die Vergangenheit aus dem Kern dieſer Geſtalt herausgearbeitet und zum Seelenausdruck der Gebrochenheit des eiſernen Republikaners geworden. Jedem Affekt, den uns Seydelmanns Cromwell zeigte, war der Stempel der allerbeſtimmteſten Phyſiognomie aufgedrückt. Hier hatte Seydelmann den Dichter weit hinter ſich zurückgelaſſen. Nicht minder ſtand in ſeinem Alba in Göthes Egmont der Geiſt der Geſchichte, wie er ſich in dieſe granitne Geſtalt zuſammenfaßt, verkörpert vor uns. Mit ſeinem Alba ſchritt der finſtere Geiſt des religiöſen und politiſchen Despotismus, unerbittlich ſeine Schlachtopfer ergreifend und das erwachende Leben der jungen Freiheit erwürgend über den Boden des friſchen, lebensfrohen niederländiſchen Volkes hin. *)

Wie Seydelmann in hiſtoriſchen Charakteren ſein ganzes Streben darauf richtete den Geiſt der Geſchichte in eine abgeſchloſſene Individualität zu bannen und dieſe mithin zum Träger eines hiſtoriſchen Princips zu erheben, ſo ſuchte er in Geſtalten, welche der freien Phantaſie des Dichters angehören und in welchen ſich von Hauſe aus ein Gattungscharakter ankündigte, den Herzpunkt auf, wodurch ſolchen Charakteren ein individuelles Leben zu ſichern war. Nirgends trat dieſe Verſöhnung des Gattungscharakters und des individuell Menſchlichen ſinnreicher hervor, als in ſeinem Nathan. Wir haben an einem andern Ort **) dieſer Geſtalt eine ausführliche Entwickelung gewidmet, auf welche wir hier verweiſen müſſen. In Rückſicht der Darſtellung Seydelmanns nur ſoviel. In keiner Rolle iſt vielleicht die Klippe ſchwerer zu vermeiden, den allgemeinen Gedankengehalt auf Koſten des individuellen Lebens zur Geltung zu bringen. Da der Nathan Leſſings, des Dichters und Denkers, Lebensreſultat iſt und die reifſte Frucht der Aufklärung des

*) Hiermit vergleiche man, was ich über das Weſen und die Darſtellung dieſer Geſtalt in meinem Cyclus dramatiſcher Charaktere in dem Abſchnitt: ſkizzirte Charaktere entwickelt habe.

**) Im Cyclus dramatiſcher Charaktere.

achtzehnten Jahrhunderts, ſo liegt die Verſuchung für den Darſteller nahe, das individuelle Leben deſſelben zu verflüchtigen und uns anſtatt der liebenswürdigen Geſtalt eines edlen Greiſes voll Liebe und Feuer, von eben ſo heiterem Wohlwollen als philoſophiſchem Ernſte, einen Sentenzenreichen Denker zu zeigen. Seydelmann machte aber, und darin lag grade ſeine Stärke in dieſer Rolle, den ganzen Gedankengehalt Nathans ſo ſehr zum Ausdruck eines individuellen Menſchen, daß der letztere nur von dem erſteren durchſtrömt war und man dem Principe in jedem Momente den Herzſchlag eines vollen, ganzen Menſchen anfühlte. Dies erreichte Seydelmann vornehmlich dadurch daß er ſeinem Nathan durch die ihn ſo ganz erfüllende Liebe zur Sache einen ſo rein menſchlichen, weichen Kern lieh, aus dem alles Andre dann organiſch hervorwachſen konnte.

Aber auch in untergeordneteren Rollen arbeitete der Künſtler immer darauf hin, die allgemeinen Eigenſchaften, mit welchen eine Geſtalt etwa ausgeſtattet worden war, zum individuellen Ausdruck eines Menſchen zu machen. So war der alte Dominique im Eſſighändler nicht nur ein Verein von Güte, Redlichkeit und Biederſinn in Ton und Maske, ſondern wir ſahen auch einen gemüthvollen Franzoſen der alten Zeit vor uns, in dem die Treuherzigkeit, die Zufriedenheit mit ſich und ſeinem Geſchäft, die Liebe zum Sohne zugleich eine nationale Färbung erhalten hatten. Allem Abſtrakten in der Kunſt abhold, iſolirte Seydelmann niemals eine beſondere Eigenſchaft, welche einem Charakter geliehen war, ſondern verſtößte ſie ſo mit den andern Seiten deſſelben, daß ſie dadurch erſt wirklich der Ausdruck eines beſtimmten Menſchen wurde. So verſchmolz in ſeinem gutherzigen Polterer, der ſich ſogleich als ein Genre-Bild ankündigte, die Gutmüthigkeit deſſelben ſo ſehr mit dem Grundzug deſſelben, ſeiner aufbrauſenden und ſich ſelbſt doch wieder beſänftigenden Natur, daß wir die erſtere gewiſſermaaßen erſt aus der zweiten Hand des jäh auffahrenden Polterers empfingen, wie umgekehrt in dem zürnenden Donnerer die aus dem Ungewitter ſchon hervorleuchtende Gutmüthigkeit uns jede Beſorgniß vor einer wirklichen Gefahr nahm.

Wenn Seydelmann der Gattungsallgemeinheit einerſeits ein indi-

zirculirs Leben gab, ſo ſteigerte er aber auf der andern Seite die Äußerungen des individuellen Lebens zum Ausdruck der Gattungsallgemeinheit. In ſeinen reifſten Schöpfungen griffen beide Seiten immer ineinander. Was ſeinen Shylok zu einer ſo bewunderungswürdigen Geſtalt machte, durch welche er den einſamen Denker nicht minder als die Maſſe ergriff und erſchütterte, war die Energie mit welcher er uns in dem durch und durch individuellen Menſchen den Träger eines Princips gab, welches er zu einer ſich entwickelnden Tragödie vor uns entfaltete. Darum gab er ſeinem Shylok noch ein rüſtiges Anſehn; ſein Gang war feſt und ſtolz, denn eine ſolche Laſt durfte nur auf kräftige Schultern gewälzt ſein. In dieſem Shylok faßte ſich der Grimm eines zertretenen Volkes zuſammen, dem man, ſelbſt bei dem Ausbruch hölliſcher Schadenfreude über Antonios Ruin, bei dem blutdürſtigen Verlangen nach des Erzfeindes Leben, bei dem freudigen Erzittern im Vorgefühl der Rache noch einen Kern des Rechts zugeſtehn mußte. Aber dieſer dämoniſche Jude, in welchem ſich aller Schmerz, aller kochende Grimm über die chriſtlichen Peiniger zu einem Focus geſammelt hatte, ward erſt allmälig zu einem ſolchen, jeder menſchlichen Regung ſpottenden, wuthentbrannten Geſchöpf. Erſt die Macht der Verhältniſſe, der Konflikte hatte ihm dieſe Spannkraft der Leidenſchaft verliehen. An des Dieners Abfall und aus der Tochter Flucht mit einem Chriſten entzündeten ſich dieſem Shylok zugleich die Flammen des Haſſes und der Rache gegen Antonio, der ihm für alle Unbill büßen ſollte, welche ihm durch Chriſten überhaupt widerfahren war. War der Shylok Seydelmanns zu einem ſo rieſigen Bilde gewachſen, daß wir uns vor dem unbeugſamen Entſchluſſe deſſelben, Antonios Blut zu wollen, entſetzten, ſo löſte die Kataſtrophe, durch welche Seydelmann ſeinen Shylok vor uns vernichten ließ, dieſen Eindruck in ein unwillkührliches Gefühl des Mitleids auf. Sein Shylok ließ den Chriſten nicht die reine, ungeſtörte Freude ihres Siegs, ihr Triumph erweckte, indem wir Shylok vor der grauſamen Forderung ſeinen Glauben abzuſchwören, in ſich zuſammenbrechen ſahen, in uns das Bewußtſein einer auch über ihr Maaß hinausgehenden Vergeltung, an welcher der chriſtliche Glaubens-Stolz ſich weidete. Durch Seydelmanns Shylok war zugleich der fünfte Akt, welcher alle Diſſo-

nanzen in die reinſte, ſüßeſte Harmonie auflöſt und ausklingen läßt, um ſo vollſtändiger gerechtfertigt, als die Vernichtung ſeines Shylok gewiſſermaaßen eine poetiſche Sühne unſerer verletzten Empfindung forderte.*) Wie nicht minder das individuellſte Leben ſich mit der Gattungsallgemeinheit in Seydelmanns Carlos im Clavigo und im Marinelli völlig durchdrang habe ich zum Theil in dieſem Werke, zum Theil an einem andern Orte ausführlicher dargelegt.**)

Bei dieſem ächt künſtleriſchen Streben Seydelmanns immer das Allgemeine in individueller Form auszudrücken und den Gattungscharakter in eine individuelle Perſönlichkeit aufgehn zu laſſen lag freilich auch die Gefahr nahe, auf dieſem Wege bisweilen zu viel zu thun, d. h. dem Bilde individuelle Züge zu leihen, welche durch den dichteriſchen Charakter nicht genugſam gerechtfertigt waren. Die Quelle eines ſolchen Überſchuſſes von individueller Perſönlichkeit war indeſſen immer in der tiefen Wahrheit zu ſuchen, daß in der Kunſt das Allgemeine nur in der Form individueller Lebendigkeit erſcheinen dürfe. Man geſtatte uns eine nähere Andeutung. Der Antonio im Taſſo iſt ein reiner Gattungscharakter, er iſt der geiſtesklare Vertreter des Princips, an welchem ſich die Idealität Taſſos bricht, wodurch aber Taſſo gewiſſermaaßen auch genöthigt und herausgefordert wird, ſeine der Wirklichkeit ihn entfremdende Geiſtesrichtung bis zur völligen Verkennung aller Verhältniſſe des wirklichen Lebens auszuſpinnen, bis er ſich, aus allen ſeinen Himmeln geſchleudert, an derjenigen Geſtalt wieder aufrichtet, in der er nur einen Feind zu ſehn ſich gewöhnt hatte. In Antonio iſt alſo mit einem Worte der Geiſt der Wirklichkeit verſinnlicht, wie ſich ſolche ihrer ganzen Härte und Unbeugſamkeit der ſich ihr entfremdenden Idealität gegenüber ſtellt und dieſelbe ebenſo zum Bekenntniß ihrer Einſeitigkeit zwingt, als ſie ſelbſt nur eine Seite, nur ein Moment des vollen

*) Was hier nur angedeutet werden konnte habe ich in der vierten Abtheilung meiner Abhandlungen zur Philoſophie der Kunſt in der Entwickelung des Kaufmanns von Venedig und namentlich des Shylok weiter ausgeführt.

**) Über den Carlos habe ich bereits oben in der Biographie Seydelmanns geſprochen und über den Marinelli in meinem Cyclus dramatiſcher Charaktere.

Lebens iſt. Dieſem Gattungscharakter des Antonio ſuchte nun Seydelmann durch die feine Galanterie, welche er demſelben in ſeinem Verhältniß zur Leonore Sanvitale lieh, eine zugleich ganz individuelle Färbung zu geben. Wir ſollten aus dieſer Beziehung des Staatsmanns zur Leonore ein Verhältniß ahnen, welches aus den Sitten des Hofes von Ferrara erklärlich war und auch mit der eitlen, etwas profanen Gräfin nicht eben in Widerſpruch ſtand. Antonio ſollte uns durch dieſen Zug individualiſirt werden. Seydelmann genügte die Verſinnlichung des Gattungscharakters nicht, er wollte ſeinem Antonio noch individuelle Züge leihen. Hier, meine ich, übermannte den Künſtler der Trieb zu individualiſiren, hier gab er uns einen, durch den Antonio des Dichters in keiner Weiſe gerechtfertigten Zug, der wenigſtens durch den Gattungscharakter des Antonio nicht bedingt war.

Aus dieſer künſtleriſchen Schöpfungsluſt, dem Allgemeinen immer einen ganz individuellen Leib zu geben iſt auch die ganze Darſtellung ſeines Mephiſtopheles erwachſen. Schon in der Biographie deuteten wir an, daß dieſe in gewiſſem Sinne ſo außerordentliche Leiſtung neben der Bewunderung, welche ſie hervorgerufen, auch heftigen Tadel erfahren habe. Die letzte Wurzel der Darſtellung Seydelmanns und der Oppoſition gegen ſeinen Mephiſtopheles iſt bis jetzt aber noch nicht zum Bewußtſein gebracht worden. Es iſt für die Würdigung des Künſtlers, wie für die Einſicht in die Verſinnlichung dieſer Geſtalt indeſſen wichtig, dieſem letzten Grunde nachzugehn, aus welchem Seydelmanns Verkörperung des Mephiſtopheles hervorgegangen iſt. Mit dieſer Erörterung beſchließen wir die Würdigung des Darſtellers am beſten.

Mephiſtopheles iſt ein Geſchöpf der freien Phantaſie, in welchem Göthen der gewaltigſte Wurf gelungen iſt, das Übermenſchliche, rein Dämoniſche nur dem Gedanken Faßbare in die Hülle einer ganz individuellen Exiſtenz zu bannen, in welcher dieſelbe gleichwohl nichts von ihrer, mit keiner menſchlichen Kreatur vergleichbaren diaboliſchen Kraft eingebüßt hat. Dies iſt dem Dichter dadurch möglich geworden, daß er das Geſchöpf des Volksglaubens mit ſeiner ganzen ſinnlichen Derbheit ergriffen und demſelben den überſinnlichen Inhalt, das Princip des Böſen, in der vollen Beſtimmtheit ſelbſtbewußter Erkenntniß, als ſeine

eigentliche Seele eingehaucht hat. Dadurch iſt jene wunderbare Geſtalt entſtanden, eine der größten Thaten des dichteriſchen Genies, in welcher Alles den Schein der menſchlichen Natur hat, während uns alles doch zugleich über jede menſchliche Exiſtenz hinausweiſt. Dies Gebilde iſt daher ſtreng genommen nur wieder für die freie Phantaſie, welche dem Dichter die Verſchmelzung des Menſchlichen und Übermenſchlichen in jedem Momente nachzuſchaffen vermag. Daraus folgt, daß dieſe Geſtalt, nicht wie eine andere, noch ſo diaboliſche, aber immer menſchliche Individualität, ſo verſinnlicht werden kann, daß die Darſtellung den Dichter völlig deckt. Es wird in jeder Verkörperung des Mephiſtopheles ein unauflösbarer Bruch übrig bleiben, weil entweder die Verſinnlichung zu ſinnlich derb, zu ſchwer iſt und zu ſehr an den Teufel des alten Volksglaubens erinnert, oder zu abſtrakt, zu wenig ſinnlich diaboliſch iſt und zu ſehr alſo den vom Dichter ſo reich individualiſirten Teufel zum Ausdruck eines Princips verflüchtigt. Da nun aber nur der Mephiſtopheles des Volksglaubens, die eigentliche Grundlage auch des Göthiſchen Teufels, ſinnlich faßbar iſt und in der Darſtellung individuelle Realität gewinnen kann, ſo ergriff Seydelmann dieſen mit der vollen Gewalt der Phantaſie und ſtattete ihn mit allen denjenigen Zügen aus, welche unſere Phantaſie dieſem Geſchöpf der Sage leiht. Der Künſtler zeigte ihn ſchon in der Maske ſo ganz und gar als ein nicht menſchliches Weſen, das alſo auch nicht den Bedingungen menſchlicher Exiſtenz unterworfen ſei, daß wir die Virtuoſität bewundern mußten, mit welcher derſelbe den Sohn der Hölle individualiſirt hatte. Ein wespenartig dünner Leib, die Finger krallenartig gekrümmt, der Kopf mit ſtruppigem ſchwarzem Haare bedeckt, die Augen ſchielend, die Naſe zum Kinn herabgezogen, alles dies zuſammengenommen gab dieſer Geſtalt einen durchaus dämoniſchen Charakter. Wir ſuchten bei dieſer Individualiſirung vergeblich nach einem ähnlichen Geſchöpf in der Menſchenwelt; dieſe Geſtalt erſchien als ihre eigne Gattung. Mit dieſer derben Realität ausgeſtattet bewegte ſich nun Seydelmanns Mephiſtopheles in einer, keinen Augenblick ſich vergeſſenden Conſequenz. Bis auf den Hauch, mit welchem er Gretchen ſittlich zu vergiften trachtet, war es das ſinnliche, derbe, höhnende Geſchöpf der Volksſage, das ſich auf dem Blocks-

berg, wie in der Hexenküche in ſeinem eigentlichſten Elemente fühlt, weil es hier der Herr ſeiner Creaturen iſt, denen gegenüber es ſich auch in diaboliſcher Gemeinheit ganz genießt. Aber der Göthiſche Mephiſtopheles iſt, wie wir oben andeuteten, zugleich das ſelbſtbewußte Böſe, das ſich als ſolches ſelbſt bekennt und das Negiren des Beſtehenden als ſein Weſen ausſpricht, aber an dem ſich ewig wiedergebärenden Leben auch unabläſſig die Ohnmacht ſeiner vernichtenden Thätigkeit erfährt. Dies Princip iſt dem Mephiſtopheles der Volksſage eingehaucht. Kraft deſſelben hauſt ſich Mephiſtopheles vernichtend und auflöſend in den Geiſt und das Gemüth der Menſchenwelt ein, und feiert in der inneren Zerſtörung, in der Verzweiflung, welche er bereitet, ſeine Triumphe. Dieſer Mephiſtopheles aber verträgt keine ſinnliche, derbe Individualiſirung, ja er iſt eigentlich, als die Negation jeder beſondern Lebensexiſtenz gar keiner Individualiſirung fähig. Ohne den tieferen Grund zu ahnen, mißbilligte daher ein Theil eben ſo entſchieden die Seydelmanniſche Verſinnlichung des Mephiſtopheles, als ihn Andere als das höchſte Meiſterſtück dramatiſcher Geſtaltungsfähigkeit prieſen. Beide hatten Recht und damit zugleich Unrecht. Wo der Göthiſche Mephiſtopheles das dort ſinnliche Geſchöpf der Sage in ſich aufnimmt und ſich mit ihm zuſammenſchließt, da deckte Seydelmanns Darſtellung den Dichter ſo ſehr, daß wir dieſe Scenen zu den höchſten Triumphen der Schauſpielkunſt zählen. So war ſein Mephiſtopheles in Auerbachs Keller, in der Hexenküche, vor Gretchens Fenſter das Lied zur Zither ſingend, der kuppleriſchen Martha gegenüber, ferner der diaboliſch höhnende, wie der in der Maske des Fauſt den verknöcherten Zuſtand der Fakultätswiſſenſchaften verſpottende unübertrefflich, weil in dieſen Scenen theils der ſinnlich derbe, wilde, phantaſtiſche Teufel der Sage vor uns erſcheint, theils, wie in den zuletzt genannten Scenen, Mephiſtopheles mit dem Ausdruck menſchlichen Hohnes und menſchlicher Ironie zuſammenfällt. Dagegen mußte zwiſchen dem Mephiſtopheles Seydelmanns, welcher die „Spottgeburt von Dreck und Feuer,“ den Helden des Blocksbergs ſo dämoniſch verſinnlichte, und dem ſich aller Individualiſirung entziehenden Mephiſtopheles, dem Princip des Böſen in ſeinen Sinn und Geiſt berückenden und vergiftenden Gewalt

nothwendig ein unauflöslicher Bruch eintreten. Dies allein iſt der abſolute Grund der Oppoſition, welche ſich von vielen Seiten her gegen den ſinnlich derben und ſo ſcharf individualiſirten Teufel Seydelmanns erhob.

Der Künſtler hatte aber über ſeinen Mephiſtopheles durchaus das beſtimmteſte Bewußtſein, er durfte ihn ganz und gar als ſein Geſchöpf vindiciren. Sollte er überhaupt auf der Bühne verkörpert werden, ſo ſchien ihm der Verſuch, das Geſchöpf der Sage in ſeiner ganzen phantaſtiſchen Erſcheinung und ſeiner abſchreckenden Bosheit zu verſinnlichen, als das einzige Mittel, dieſe Geſtalt, welche eigentlich den Rahmen der Bühne ſprengt, auf ihr darſtellbar zu machen. In dieſem Sinne rechtfertigt Seydelmann ſeine Darſtellung in einem unter den nachgelaſſenen Papieren von mir gefundenen Schreiben, worin er mit ſeiner ihm eignen Klarheit und Schärfe alle Elemente ſeines Bildes aus der Göthiſchen Schöpfung nachweiſt.*) Wir theilen dieſe intereſſante Stelle wörtlich mit: „Sie haben auf Ihrer Bühne den Fauſt nach Göthe geſehn. Theile des Fauſt und dieſe Theile gemodelt, wie die k. k. Cenſurbehörde es befiehlt. Freilich! Deshalb wird man aber wohl nur im Scherz, oder in kaltem Unverſtande ſagen dürfen, die Wiener Darſtellung des Fauſt, des Mephiſtopheles insbeſondere ſei die Göthe'ſche, die einzig richtige. Gewiß iſt ſie eine den dortigen Verhältniſſen möglichſt gut angepaßte zahme Verſinnlichung des Teufels. Laufen wir aber dieſem Teufel durch das ganze Gedicht nach, ſo finden wir ihn nicht nur nicht zahm, ſondern keck und frech und zotig. Eben ſo keck und frech und zotig, als geiſtreich, brennend und verſengend, eben wie der Teufel. Nur einige Jahrhunderte älter, zum Spaß modern gebildet, aber ganz der alte wohlbekannte Teufel. Und Göthe, der ſich für ſein aufgeklärteres Publikum doch der Volksſage in faſt allen ihren Einzelnheiten bediente, wollte ihn nicht anders. Was er etwa, abweichend davon, hinterher — in Bezug auf theatraliſche Verſinnlichung des Gedichts, die bekanntlich ſehr ſpät erſt in Vorſchlag kam und von dem

*) Das Schreiben iſt an Jemand in Wien gerichtet (der Name findet ſich nicht angegeben) und geht von der Einrichtung des Fauſt für die Wiener Bühne aus.

ſeinen Manne ſtillſchweigend zugelaſſen wurde — mag geſagt haben, kümmert mich, wenn ich den Teufel, wie er ihn ſchrieb, abzuſpiegeln haben ſoll, den Teufel. Die Worte des Gedichts, der Kitt der aus ihnen hervorquillt, bilden mir ganz allein das Material, aus dem ſich das Phantaſiebild zu verkörpern hat. Entſetzt ſich nun eine zarte vornehme Natur, eingehüllt in die Spinnwebenſchleier der allerſorgfältigſten Bildung, davor: nun, ſie entſetze ſich! Und wunderte ſich der Dichter ſelbſt, er verwunderte ſich doch nur über die Größe der eignen Kraft, die ihm hier ſinnlich entgegentritt. Wer den Teufel an die Wand malt muß nicht zu Boden fallen, wenn ihm das Urbild entgegengrinſt. „Der Götheſche Teufel!" Was will denn das eigentlich ſagen? Seine alte gemüthliche Freundin, die Herr, vermißt ſie, in ihrem Erkennungsjubel, etwas anderes an ihm, als den gewohnten Schmuck der Hörner und des Schweifes und den Pferdefuß? Nein! Nur einige Worte von ihm, eine ſeiner freundlichen Gebärden, und ſie jubelt über die Ankunft ihres Junker Satan. Und die andern Figuren des Gedichts? Fauſt weiß es ſehr gut, wem er ſich verſchrieben hat, wer von nun an ſein ſteter Begleiter iſt. Die bis zur Sinnloſigkeit betrunkenen Studenten wittern in dieſem doch den Teufel. Gretchen, in ihrem Ahnungsvermögen, erzittert in ſeiner Nähe. Die Sinnlichkeit der Marthe aber ſieht nichts in ihm, als männliche Abhülfe ihrer Noth und fragt den Teufel nach ſonſt Etwas. Valentin endlich im Dunkel der Nacht wird vom Schreck befallen, eine dämoniſche Kraft kämpfe gegen ihn. Was ſich alſo allen Perſonen des Gedichts mehr oder minder deutlich zu erkennen giebt, das ſollte ſich dem Zuſchauer vor der Bühne allein verbergen, oder als etwas Anderes, Höflicheres vielleicht darſtellen, damit Papa Frau und Töchterchen den wirklichen Teufel doch auch einmal zum angenehmen Zeitvertreibe dürfe ſehen laſſen? Wie das in Übereinſtimmung mit den Worten zu machen wäre, verſteh' ich nicht. Aber das erkenn' ich, daß Göthes Mephiſto keine harmloſe Erſcheinung für junge Mädchen iſt. Hat man es mit den Äußerlichkeiten des Schauſpielers zu thun, ſo antworte ich: Ich halte mich ſtreng an die vom Dichter ſelbſt vorgeſchriebene Toilette und ſpiele demnach, dem Geiſt und ſeiner Hülle folgend, den Teufel — wie gut, oder nicht gut, kann ich mit Beſtimmt-

heit leider nicht ſagen. Aber das weiß ich ſehr genau: ich ſpiele ihn weder wie den Raupachſchen Till, noch wie den Franz Moor; weder wie den Jago, oder Richard III., noch wie den Marinelli, oder den Galeerenſclaven, freilich alle des Teufels liebe Kinder, nur nicht Er ſelbſt! Den Vorwurf der ſehr Glatten und Feinen, daß ich ihn nicht zahm, nicht gemäßigt und geſittet genug darſtelle, nehme ich hin; und zwar im Namen des Urbildes, das in der That weder als zahm, noch als gemäßigt gelten kann." *)

Wir ſchließen hiermit dieſe kritiſche Abhandlung über Seydelmann, den darſtellenden Künſtler, welche vorzugsweiſe den Zweck hatte, die Bedeutung des großen Schauſpielers in ſeinem Verhältniß zur Gegenwart wie zur Vergangenheit zu entwickeln und alle Kontroverſen, welche ſich an ſeine Leiſtungen geknüpft haben, von einem höheren Standpunkte aus zu löſen und auf ihren wahren Werth zurückzuführen. Um die außerordentliche Vielſeitigkeit des Künſtlers an das Licht zu ſtellen, mag hier noch ein Verzeichniß ſeiner bedeutendſten Rollen folgen, welche den ungemeinen Reichthum ſeines Repertoirs und die Virtuoſität ſeiner Verwandlungsfähigkeit beſtätigen. Außer Schröder möchte wohl kaum noch ein deutſcher Schauſpieler einen ſolchen Kreis der verſchiedenartigſten Charaktere umfaßt haben.

Vatel, (Ahnenſtolz in der Küche) Perin, (Donna Diana) Dominique, (Eſſighändler) Kommiſſionsrath Froſch, (Der Verſchwiegene wider Willen) Scarabäus, (Die unterbrochene Whiſtpartie) Seeger, (Erinnerung) Graf Klingsberg, (Die beiden Klingsberge) Klingsberg, (Die unglückliche Ehe aus Delikateſſe) Advokat Wellenberger, (Die Advokaten) Danville, (Die Schule der Alten) Morhof, (Der gutherzige Polterer) Abbé de l'Epée, Oheim, (Das Räthſel) der alte Graf, (Der Puls) Meiſter Martin der Küfner, Wanner, (Der Herbſt-

*) Ganz in dieſem Sinne ſagt Seydelmann in einem Handbillet an Glaßbrenner (vom 17. April 1839) zur Rechtfertigung ſeines Mephiſtopheles: „Die Scene auf dem Blocksberg ſollte den redſeligen Gegnern meines kecken Teufelsgebildes doch einmal in Erinnerung gebracht werden. Die hochweiſen Schwätzer werden einwenden wollen: Ja, die bleibt ja eben weg! O die hochweiſen Schwätzer! Und bliebe ſie zehntauſendmal weg vor Euren Augen, ſo ſteckt ſie doch tief im Götheſchen Bilde."

tag) König Erik, (Johann von Finnland) Harway Birch, (Der Spion) Baruch, (Dienſtpflicht) ſpäter Kriegsrath Dallner in demſelben Stück. Wallmann, (Die Ausſteuer) Lieutenant Stern, ſpäter Poſert (Der Spieler) Tartüffe, Fegefack, (Der Geizige) Mephiſtopheles, Richard III. (nur in Stuttgart von Seydelmann geſpielt) Jago, Othello, (gleichfalls nur in Stuttgart geſpielt) Shylok, (Kaufmann von Venedig.) In Kabale und Liebe ſpielte er nach einander den Hofmarſchall Kalb, Sekretair Wurm den Muſikus Miller, und den Präſidenten. Franz Moor, (Die Räuber) Shrewsbury, ſpäter Burleigh, (Maria Stuart) König Johann, dann Hubert, (König Johann) Verrina, ſpäter den Mohr (Fiesko) Philipp II. (Don Carlos). Im Wallenſtein hat er nacheinander geſpielt Octavio, Buttler, Gordon. Im Tell nacheinander den alten Attinghauſen, Geßler und Stauffacher. Alba, (Egmont) Antonio, (Taſſo) Carlos, (Clavigo) Marinelli, (Emilie Galotti) Riccaut, (Minna von Barnhelm) Nathan, Oſſip, (Iſidor und Olga) Abdallah, (Raſaele) Kottwitz, (Prinz von Heſſen Homburg) Daniel, (Das Majorat) Schewa, (Der Jude) Ludwig XI., Garrik, (Garrik in Briſtol) Carl XII., Michel Perrin, Theramen, (Phädra) Paraſit, (im Paraſiten von Schiller), Cromwell, (die Royaliſten) Doktor Berg, (Ein Mann hilft dem andern) Bolingbroke, (Das Glas Waſſer) Rekkum, (Schwärmerei nach der Mode) Steale, (Richard Savage) Richard Brandom, (Eugen Aram) Elias Krumm, (Der grade Weg iſt der beſte) Rath Pfingſten, (Patkul).

Die Biographie Seydelmanns hat uns ſchon die Überzeugung aufgedrungen, daß er ſeiner Kunſt auf Leben und Tod ergeben war und daß ihn der ſittlichſte Ernſt für dieſelbe erfüllte. Aus dieſer Hingebung an die Schauſpielkunſt, die er vom Eintritt in das Jünglingsalter an, in Schmerz und Freude, mit einem nie ermattenden Eifer, als die Geliebte ſeines Lebens umfaßte, gehn alle bitteren, ſtacheligen, bis zur Vernichtung verletzenden, Wendungen hervor, in welchen ſich ſein Gemüth bei einer frivolen Behandlung der Kunſt Luft macht. Auf dieſem Gebiete ſtehn unſerm Künſtler alle Formen des Ausdrucks zu Gebote; er greift, je nach dem Maaß der Aufregung und des Unwillens über die gemißhandelte, oder zu ſelbſtſüchtigen Zwecken herabgeſetzte Kunſt, bald zu den vollen Tönen eines heiligen Ernſtes, bald zu den Stacheln eines in das Fleiſch ſich einbohrenden Sarkasmus. In ſolchen Äußerungen zieht ſich die Perſönlichkeit Seydelmanns zu ihrer vollen Energie zuſammen und wirft ſich mit einer wahren Vernichtungsluſt auf diejenigen, welche ihn durch ihren unheiligen Sinn und ihren profanen Ton aus der lauteren Beſchäftigung mit ſeiner Kunſt aufſchreckten. Vor der Gewalt der Sache verſchwindet ihm dann jede Rückſicht auf die Perſon. Wir haben in dem Folgenden eine Reihe ſolcher Lebensäußerungen zuſammengeſtellt und gruppirt, aus welchen nicht minder der tiefe Ernſt, der Adel der Geſinnung für die Kunſt, als die Bitterkeit, und der Zorn gegen die Entwürdigung derſelben, gleichviel in welcher Geſtalt ſich dieſe ankündigt, mit körniger Kraft hervordringen.

Man hat ſich vielfach darin gefallen, Seydelmann der Rollenſucht zu beſchuldigen, d. h. jenes rückſichtsloſen Strebens nach Rollen, in welchem es dem Schauſpieler nur darum zu thun iſt, ſich geltend zu machen, mag um und neben ihm auch Alles zu Grunde gehn, mögen auch befähigtere Darſteller dadurch beeinträchtigt und der Dichter mithin um ſein gutes Recht verkürzt werden. Solch' eine unheilige Rollenwuth hat Seydelmann nie und nirgends beherrſcht. Daß er das, was in dem Kreiſe ſeiner Kräfte lag, dem er in hoher Begeiſterung Monate und Jahre ſeines Lebens, ſtill und bewegt geweiht hatte, auch zu ſeinem Genuſſe darſtellen und durch den Eindruck auf die Zuſchauer, als ſeine vollgültige Schöpfung zurückempfangen wollte, iſt das abſolute Recht des darſtellenden Künſtlers, der mit ſeinem Leben auch ſeine Werke zu Grabe trägt. Aber bei dieſem Streben nach würdigen Aufgaben ſeiner Kunſt zeigte doch Seydelmann ſtets eben ſo viel Mäßigung, als Beſonnenheit, indem er ſelbſt dankbare Rollen, welche Dichter ihm angetragen hatten, auf das entſchiedenſte ablehnte, ſobald er ſie nicht vollſtändig im Sinne des Dichters glaubte darſtellen zu können, und andere Talente für dieſelben vorhanden waren. So lehnt er die ſchmeichelhafte, wiederholte Aufforderung Laubes, ſeinen Monaldeschi zu ſpielen, entſchieden ab, und ſpricht dies eben ſo offen, als würdig gegen den Dichter aus. Das Schreiben Seydelmanns iſt zu charakteriſtiſch für ihn, als daß wir es den Leſern vorenthalten dürften. Seydelmann ſagt in dieſer Beziehung: (Berlin den 21. Januar 1842) „Ich meine, daß ich den „Monaldeschi" nicht annehmen dürfe. Wohl würde ich den erſten Theil der Aufgabe löſen können, den Charakter des Abentheurers würde ich treffen; für den zweiten Theil jedoch würde mir (alſo auch dem guten Erfolg des ganzen Stücks) die Ungewohnheit des Publikums mich Liebesworte wechſeln zu hören, ſehr ſtörend entgegentreten. Für mich, den Darſteller, müßte der Abentheurer, auch den Damen gegenüber, ſein ganz abſonderliches eigenthümliches Weſen behalten, nicht alſo in die breite Bahn herkömmlicher Unterredungen zwiſchen Leuten, die ſich mögen, eintreten. Als Liebhaber darf Seydelmann nicht erſcheinen; er muß zugleich den Teufel ſtark im Leibe haben, oder den blanken Humor.

Weder der Eine, noch der Andere iſt zwiſchen Sylva und Monaldeschi ſichtbar im Spiele und ſo meine ich denn, daß der zweite Theil des Helden mir nicht paßt. Darum: ich möge mich nun irren, oder nicht: meine Beſorgniſſe theile ich Ihnen ohne thörichte Selbſtliebe ehrlich mit. Daß ich mich von der Rolle ſehr ungern trennen werde, darf ich Sie verſichern. Wäre das angedeutete Hinderniß nicht, ich ſtritte mich um ihren Beſitz. „Ein anderer Künſtler würde weniger ſcrupulös ſein.“ Ich glaub es wohl. So bin ich denn „ich ſelbſt allein.“ Glauben Sie, verehrteſter Freund, Ihr Heil gilt mir nicht weniger, als das meine. Der Dichter ſoll mit Seydelmann nicht purzeln; ich will mit ihm ſiegen! In gleichem Sinn habe ich dem Herrn Grafen von Redern geſchrieben.“

Dieſelbe Sprache führte Seydelmann gegen Bauernfeld, der dem Künſtler den Selbſtquäler in dem Stücke gleiches Namens zugedacht hatte. Derſelbe lehnte die Rolle nicht minder entſchieden ab, als den Monaldeschi. Seinem Freunde v. Goldner machte er wie ſeinem Sohne darüber folgende Mittheilung. In dem Briefe an den Erſteren ſagt er: „Bauernfeld hatte gewollt, daß mir die Intendanz den „Selbſtquäler“ übertragen ſolle. Es geſchah. Nachdem ich das Stück geleſen, gab ich die Rolle mit dem Bemerken zurück, daß es der Darſtellung nachtheilig werden könnte, wenn das Publikum gegen alles Vermuthen mich auf einmal einen Liebhaber ſpielen ſähe. Lieber wolle ich, um dem Dichter meine Bereitwilligkeit zu beweiſen, eine kleinere Rolle im Stück übernehmen; da würde ich nützen können, dort aber vielleicht ſchaden, und ich ſei nicht keck genug, um es auf ein ſolches: „Vielleicht“ ankommen zu laſſen. Man gewährte endlich und ich erbat mir von einem meiner Kollegen jene untergeordnete Rolle des Marquis. Dem Bauernfeld, der mir ſeit meinem Gaſtſpiele in Wien freundlich nahe ſteht, ſchrieb ich den ganzen Verlauf, wie jetzt Dir.“

Seydelmann war ſelbſt nicht ohne zarte Rückſicht für ſeine Kollegen. Als der Tell gegeben werden ſollte, war ihm der Stauffacher zugefallen, den ſich Wauer ſehr gewünſcht hatte. Seydelmann ſuchte einen Tauſch der unbedeutenderen Rolle des Kollegen mit der ſeinigen

zu vermitteln. Seinem Freunde Goldner ſagt er darüber: „Mir gab man den Stauffacher, den ich ſehr gern geſpielt haben würde. Da hörte ich von einem wackern Kollegen, wie weh es unſerm vortrefflichen, alten Wauer thue, dieſe Rolle an mich verloren zu haben. Wauer ſchätze ich hoch. Ich packe die Rolle ein, ſchrieb ein paar Worte dazu und bat mir die ſeinige (eine unbedeutendere) aus. Die Intendanz wird den Tauſch wohl erlauben. Manche tadeln den Schritt, denn man darf auch nicht einmal etwas Honnettes thun, ohne an die Ohren geſchlagen zu werden. Schadet nichts, für ähnliche Fälle habe ich auch noch eine zweite Backe.“

Seydelmann, weil er ein großer Künſtler war und die freie Bewegung für ihren Lebensathem hielt, erblickte in dem Rollen-Monopol einen Erzfeind der Entwicklung ſeiner Kunſt. Das Rollen-Monopol, aus der Selbſtſucht hervorgegangen und von der Selbſtſucht eifrig unterhalten, widerſtrebt, wie wir dies an einem andern Orte ausführlich nachgewieſen haben*), aller Vernunft, und ſetzt der freien Entwicklung des Talents wie der Thatkraft des Genies die gehäſſigſte Schranke. Während in dem ganzen Reiche aller übrigen Künſte und Wiſſenſchaften der Einzelne ſich ſeinen Stoff nach ſeiner Freiheit wählen darf, um die Frucht ſeines Fleißes und ſeines Talents dem Urtheil der öffentlichen Meinung zu übergeben, ſoll die Schauſpielkunſt allein durch das Rollen-Monopol die Löſung ihrer Aufgaben zu einem ausſchließenden Beſitz, zu einem Privilegium einzelner Individuen machen dürfen. Hier ſoll das hiſtoriſche Recht des zufälligen früheren Beſitzes einer Rolle den freien Wetteifer zum Gedeihen der Kunſt hemmen; hier nur ſoll, im Widerſpruch mit der über alle übrigen Gebiete des Lebens und der Thätigkeit ſich täglich mehr ausbreitenden freien Concurrenz des Talents, die Stabilität als ein unantaſtbares Recht bewahrt werden; hier ſoll kraft des Rollen-Monopols der Einzelne das Publikum um hohe Genüſſe, den ſtrebenden Genoſſen um ſeine höchſte Befriedigung

*) Vergl. meine Kunſt der dramatiſchen Darſtellung S. 411. u. f. f.

bringen und das aufkeimende Talent auf der Bahn ſeiner Entwicklung aufhalten dürfen! Was in jeder andern Kunſt ſich ſogleich als die baarſte Unvernunft ankündigen würde, ſoll hier faſt mit der Strenge eines Dogmas feſtgehalten werden. Man würde die Prätenſion eines Malers, oder Bildhauers, der eine Madonna, oder einen Apollo geſchaffen hätte und einem Künſtler deſſelben Orts das Recht der Geſtaltung einer Madonna und eines Apollo nach ſeiner Auffaſſung beſtreiten wollte, weil er bereits früher dieſen Stoff bearbeitet habe, gewiß für wahnwitzig erklären. Und iſt denn das Rollen-Monopol etwas anderes, als ein Verbot gegen die Bearbeitung ein und deſſelben Stoffes durch mehrere Mitglieder derſelben Bühne? Aber der Egoismus hat ſich auf dieſem Boden ſo feſtgekrallt, daß man ſelbſt den Sinn für die einfachſte Logik eingebüßt zu haben ſcheint. Wo das Rollen-Monopol waltet, da hält es wahrlich ſchwerer, einen Schauſpieler zu bewegen, eine ſogenannte gute, dankbare Rolle einem Kollegen zu überlaſſen, um auch einmal ſeine Auffaſſung derſelben der Kritik zu unterwerfen, als in Frankreich zur Niederlegung eines Portefeuille zu nöthigen. Der künſtleriſche Sinn Seydelmanns zeigte ſich nun ſtets einer ſolchen Verſumpfung, wie ſie das Rollen-Monopol erzeugt, entſchieden abhold. In ſeiner Stellung konnte er nicht durch ein Machtwort die freie Bewegung und Concurrenz an die Stelle des Privilegiums ſetzen; er verſuchte aber auf dem Wege freier Übereinkunft, nur durch die Berufung auf die Vernunft der Sache den Bruch in den verrotteten Zuſtand des Rollen-Monopols zu bringen. Die Hand, welche er dazu bot, ward zurückgewieſen, und ſeine Hoffnung, in das ſtockende Leben Bewegung zu bringen, vereitelt. Seinem Freunde v. Goldner ſagte er bei Gelegenheit dieſes Schrittes: „Ich dachte, wenns gelingt, ſo ahmt ſich das wohl nach und die Bewegung im Repertoir wird frei. Das Haupthinderniß, die Stockung würde beſeitigt worden ſein und die vorhandenen Mittel und Kräfte kämen zur edelſten Benutzung.“ Bei dieſem Schritte, den Seydelmann zunächſt gegen einen ſeiner Kollegen that, um eine freie Bewegung an die Stelle des Rollen-Monopols zu ſetzen, ſprach der Künſtler ſich mit ebenſo viel Wärme, als Adel der Geſinnung aus und erhob ſich von Hauſe aus

über alle nur persönliche Rücksichten zu dem Principe der Sache. Wir theilen diese Gedanken Seydelmanns, welche seiner Intelligenz nicht minder Ehre machen, als seinem sittlichen Ernste, wörtlich mit, indem wir uns, mit Übergehung aller individuellen Beziehungen, nur an das Principielle halten:

„Nicht als zwei Spinnen in Einer Schachtel, sagt Seydelmann, als Künstler gehören wir der Bühne. Sie bedarf der tüchtigen Kräfte, uns dagegen fördert gutes Beispiel, Fleiß und künstlerische Rast. Kann Einer Alles thun?

„Alleinbesitz: erquicklich in der Ehe. Die Kunst gestattet freiere Bewegung, will sie. Rollen-Monopol: ein fürchterliches Wort! Es müßt' es denn die blinde Selbstsucht, Mißverstand und schlecht versteckte Ohnmacht übersetzen. Dem Unbefangenen, dem Talent, der Sache gegenüber heißt es kurzweg: Ungerechtigkeit und Stillstand — Tod!

„Weil z. B. vielerprobte Schauspielerinnen erst vollkommen absterben müssen (und sie sterben ganz entsetzlich langsam! —) bleiben junge, schöne Kräfte unversucht und welken ab. Das ist offenbare Sünde, und verbreitet Stickluft, wo der Odem Gottes wehen sollte — wehen könnte! — in der Kunst! Der Tempel wird ein Sumpf.

„Weil ich, Herr Seydelmann, den „Nathan" spiele lebenslang (!) soll ihn, bei gleicher, wo nicht größerer Befähigung und Lust, ein Anderer nur hinter meinem Rücken spielen dürfen, wenn ich nämlich fort bin. — Armselig, komisch! Gäste aber kommen — und wir haben uns zu fügen, still und stumm. Den Gästen und der Krankheit! —

„Erlösen wir die gegenseitigen Kräfte von dem Druck und von der Moderluft des Schlendrians. Benutzen — üben wir sie frisch und frei; in edlem künstlerischem Muthe und an Allem, was sie hebt und adelt; sie und uns! Thun wir's; geben wir ein Beispiel, still, honnett und friedlich! Es gelte zwischen uns kein starr verbissnes: „Mein und Dein!" Der fromme Sinn für Kunst verbinde uns; der grobe Egoismus, Furcht und dummer Neid verschwinde. Fördern wir die gute Sache, stark und stolz! Wir fördern dann uns selbst.

In dieſen Ruhm — in dieſen Vortheil wollen wir uns theilen; nicht in das vage Urtheil derer, die vom Klatſch, vom Zanke und von unſern Schwächen leben; ſchadenfroh und uns verhöhnend. Dies ſollte uns empören und bewaffnen; dies allein!!

„Man nennt uns „Gottbegabte.“ Machen wir aus dieſem Lobe Ernſt. Wir können viel. Geben wir zuvörderſt unſere beſten Kräfte frei.

„Nicht fordern, oder quälen, oder intriguiren will ich. Wenn es mir nicht gelingt auf offnem, gutem Wege: dann leiſte ich Verzicht. Es wird mir weh thun, nicht ſo ſehr der Rollen wegen, denn die kann ich doch wohl ſpielen, da oder dort. Nein, weil mein Glaube, daß es doch wohl Künſtler gebe, die dem böſen Vorurtheil, mit dem die Maſſe unſerm Stand ſich entgegenſtellt, ein würdiges Verfahren zeigen mögen — wieder einen Stoß bekommen ſoll.

„Nicht ekelhafte Selbſtanbetung, oder Minderſchätzung fremden Werthes lockte mich zu meinem Vorſchlag, freudig ſah ich nur die Sache, und wie wir ihr dienen wollten: wie zwei gutgeſinnte, rechte Männer, Hand in Hand, zur Ehre unſeres Standes, dem zur Schmach ſo viel geſchieht. Darf von dem Kampf erbärmlicher Parteien die Rede ſein, wenn's gilt: auf gute Weiſe edle Kräfte üben? Kein Federball macht höhere Reiſen und auch tiefer, als mein Name machen mußte! „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt!“ — Aber dieſe Kämpfe haben meinen Muth geſtählt, die Kräfte wach erhalten und erhöht. Wer weiß, wie viel ich ihnen mag zu danken haben! — Und jetzt, nachdem ich ihre Nützlichkeit erkannt, ſoll ich ſie fürchten? —

„Wenn mich Richard, Lear und Wallenſtein begeiſtern, wenn ſich meine Kräfte, meine Wünſche ſtets von neuem regen, dieſen Charakteren auch einmal Geſtalt zu geben (ſo gut ichs eben kann); wenn der Künſtler, um nicht geiſtig zu ermatten, ſich an das Schwerſte, Edelſte zu halten haben ſoll und wenn uns endlich die Geſchichte jeder Kunſt erzählt, wie ſich, zu gleicher Zeit, an gleichem Orte, ſo manche Wackere für denſelben Gegenſtand begeiſtert fühlten und ihm Leben gaben: wird mich dann ein Wunſch, ein Vorſchlag wie ich ihn gemacht, beſchämen — wird er dazu dienen dürfen, mich dem Spotte, oder

niedrigem Verdachte, ſchmutzigen Kämpfen im Parterre preis zu geben? — Und pfiffen mich die Buben ringsum aus: Dagegen hab' ich Stolz und Ruhe, denn gewiß: nicht Eitelkeit verlockt mich. Was mich drängt iſt edler Art. —

„Wenn wir auf dem Sterbebette uns zu ſagen hätten, daß wir Gutes darum unterlaſſen, daß wir darum uns der ſchönen künſtleriſchen Freiheit nicht bedienen mochten, weil es uns an Muth gebrach vor böſen Buben, oder vor dem Koth der Preſſe, müßten wir nicht ſeufzen: Ach wie dumm! Bringen wir dem Himmel für die Kräfte, die er uns gegeben, ſolche Zinſen?" *)

Der ſittliche Ernſt, welcher Seydelmann für ſeine Kunſt erfüllte, konnte ihn auch, wo er denſelben vermißte, und wo ihm ein nur der augenblicklichen Laune fröhnendes Benehmen entgegentrat, zur Entrüſtung treiben. Dann waren ſein Ton und ſein Ausdruck voll Bitterkeit und Hohn; und das Wort, deſſen er ſo mächtig war, ſpitzte ſich unter ſeiner Hand zur ſchneidendſten Waffe zu. Aber ſelbſt da, wo er den Widerhaken langſam aus dem Fleiſch derer zieht, welche er damit getroffen, ſehn wir ihn immer von der Sache ergriffen, der er ſein Leben geweiht hatte. Solche Äußerungen tiefer Erbitterung haben durch die herbe Kraft, welche ſich darin kund giebt, zugleich den eigenthümlichen Reiz einer ſo einſchneidenden Schärfe, daß ſie gewiſſermaaßen als kleine Kunſtwerke im vernichtenden Ausdruck gelten können. So flößte ihm die Überzeugung fingirter Krankheit, um dadurch eine Vorſtellung zu ſtören, die höchſte Indignation ein und er ergoß bei dieſem Gedanken an eine aus purer Selbſtſucht hervorgehende Pflichtver-

---

*) Der Beſchuldigung, welche ſich an dieſe erfolgloſe Correſpondenz knüpfte, daß Seydelmann niemals Ruhe halte und ſelbſt auf dem Wege der Intrigue ſich in den Beſitz bedeutender Rollen zu ſetzen ſtrebe, ſo ſehr auch die Offenheit ſeines Schrittes dies widerlegte, begegnete der Künſtler durch ein Zeugniß, was er von der Königlichen Intendanz forderte, worin dieſelbe ihm gern bezeugte, daß er „ſtets durch die That gezeigt habe, wie eine achtungsvolle, friedliche Stellung in ſeinem Verhältniß ihm für ſein künſtleriſches Wirken nicht allein nothwendig, ſondern erwünſcht ſei."

lehnung durch erlogene Krankheit ſeine ganze Galle, beſonders da durch ſo widerwärtige Erfahrungen das Mißtrauen der Bühnen-Vorſtände auch gegen die wahrhafteſten Mitglieder gereizt werde.

„Wahrlich, ſagt er, wenn die Herren Intendanten ihr Beobachtungstalent mehr üben wollten, ſie würden ihre ſiebentauſend Theaterdiener als Obſervationsmannſchaften nur in die Appartements der ungeſunden Künſtlerinnen, nicht unabläſſig in's Krankenzimmer der Schauſpieler poſtiren. Lieber im Bette zu liegen, als Komödie zu ſpielen! ich habe keinen Sinn dafür! — Migraine, du einſeitiges (und doch ſo vieldeutiges) Kopfweh und ihr Krämpfe kommt und rächt Euch für den hundertfältigen ſchnöden Mißbrauch; ſeid nicht blos der Teufel an der Wand, zwickt die, die euch zum Betrug citiren, bis ſie ſchreien, winſeln, heulen: Spielen! Spielen! Spielen!

„Herr, mein Gott, warum werd' ich, hochgeprieſenen, aufgeblähten, großen Künſtlerinnen gegenüber niemals Intendant! Ich fühl's, ich fühl's mit wilder Wonne, ihre Seelen würden ewig blaue Flecke haben. Ich möcht' es heut noch auf die Probe wagen. Die ganze Kunſt iſt ja doch nur die, noch mehr den Teufel im Leibe zu haben, als ſie, und es iſt nicht männlich, ſich in irgend einer Tugend vom Weibe überbieten zu laſſen. Und manche Hofbühne hat ſolche Prachtexemplare, ſein Müthchen an ihnen zu kühlen.“

Nicht minder regte es Seydelmann zur äußerſten Bitterkeit auf, wenn ihm auf den Proben, oder gar in den Vorſtellungen ein frivoler unkünſtleriſcher Sinn entgegen trat, welcher es ſich in ſeinem Mangel an Ernſt ſogar erlaubte, in ſogenannten müßigen Augenblicken, während der Darſtellung, einer muthwilligen Laune zu fröhnen, ohne Rückſicht, wie ſtörend dergleichen auf die im Momente Handelnden einwirken muß. Seydelmann fühlte ſein ganzes Künſtlerbewußtſein durch ein ſo leichtfertiges Verkennen der Achtung, welche man der Sache, wie den mitwirkenden Kollegen ſchuldig iſt, tief verletzt. Seine reizbare Natur griff bei ſolcher Gelegenheit zur bitterſten Zurechtweiſung, gegen welche weder Anmuth, noch Schönheit ſchützten. So richtete der Künſtler einſt an zwei jugendliche Schauſpielerinnen, welche ſich, während ſeiner Darſtellung, neckiſchen Scherzen untereinander überlaſſen

hatten, weil ſie im Augenblicke eines direkten Antheils an der Handlung ſich überhoben wähnten, ein Schreiben, deſſen Ton man es anhört, daß der Künſtler nur mühſam ſich in die Schranken konventioneller Formen gefügt hat. Wir theilen dieſes, die ſchärfſten Spitzen mit einer förmlichen Luſt herauskehrende Schreiben mit, weil es uns den Ernſt und die Reizbarkeit Seydelmanns, zugleich mit ſeiner Meiſterſchaft in der Handhabung ſchneidender Form zeigt.

Nachdem Seydelmann gleich am Abend der Vorſtellung ſelbſt ſeinem verletzten Künſtlerſinn in bitteren Worten gegen den unzeitigen Muthwillen der jungen Künſtlerinnen Luft gemacht hatte, ſprach er ſeinen Unwillen am nächſten Tage in dem folgenden, an jede der Damen beſonders gerichteten Schreiben aus:

„Geehrtes Fräulein! Nur im Gefühl meiner Achtung für Sie, keinesweges zur Entſchuldigung für mich, überſchicke ich Ihnen dieſe Zeilen. Auch auf der kunſtſtolzen Königlichen Bühne ereignet es ſich nicht ſelten, daß tagelöhnernde Statiſten und Choriſten, ja ſogar Mitglieder von hoher künſtleriſcher (?) Bedeutung die öffentliche Scene zum Schauplatz ihrer Privatſpäße herabwürdigen, während ſie ihre (bezahlten) Kräfte einem edleren Intereſſe zuwenden müßten. Das Publikum ſieht es und ſtraft — durch Verachtung. Der darſtellende Kunſtkollege wird in ſeinen Bemühungen auf das Empfindlichſte geſtört (das möchte ſein, nicht wahr? Was liegt uns an dem?!) — allein das Ganze verliert, und mit dem Ganzen auch die Ehre jedes Einzelnen. Das dürfte doch einiger Berückſichtigung werth ſein? Die löbliche Regie ſcheint zu denken: Biſt du Gottes Sohn, ſo hilf dir ſelber; ſonſt wäre es ja nicht möglich, daß auf der Muſterbühne Deutſchlands Winkeltheatergebräuche ſtattfänden.

„Was nun mich betrifft, ſo ſträubt ſich Alles in mir gegen Erduldung einer ſolchen Ungebühr; und ich weiſe ſie zurück, auf welche Art es immer ſei! Und ich würde es thun, hieß' ich Kunz oder Peter; und ſtünde mir gegenüber Gott Vater, Mutter und Sohn! Publikum und heiliger Geiſt! So benahm ich mich geſtern.

„Daß mein gerechter Unmuth grade Sie treffen mußte, verehrtes Fräulein, thut mir doppelt leid; und wirklich nur aus beſonderer

Achtung für Sie ſchreibe ich Ihnen heute dieſe Zeilen, wenn ich auch anzunehmen habe, daß ſie Ihnen nicht ganz angenehm ſein werden. — In ruhigeren Augenblicken wird Ihr beſſeres Gefühl mich nicht gradezu verdammen mögen."

Seydelmann war bei ſeiner Ehrfurcht vor der Kunſt Nichts widerwärtiger, als der Dünkel der gewöhnlichen, mittelmäßigen Schauſpieler. Er ſah in der Selbſtgefälligkeit und Anmaaßung des Schauſpielers das unüberwindlichſte Hinderniß zur wirklichen Künſtlerſchaft *). Daher ſagte er ſehr treffend in einem Briefe an Gerſtel (vom 6. November 1841): „Das ſicherſte Mittel niemals Künſtler zu werden iſt, Komödiant zu bleiben." Denn das Kriterium des Komödianten war ihm die Arroganz und das gedankenloſe, nur um den lärmenden Beifall der rohen Menge buhlende Spiel. Die Schauſpieler-Arroganz ward indeſſen für Seydelmann noch überboten durch den Dünkel der dramatiſchen Dutzenddichter, welche mit ihrem Dünkel zugleich noch eine vornehme Herablaſſung gegen die Darſteller verbinden; weil dieſe es ſich zur Ehre ſchätzen ſollen, von ihnen zu Trägern ihrer Poeſie verwendet zu werden. Seydelmann ſah die dramatiſchen Dichter, ſelbſt wenn ſie mit dem Schein der Beſcheidenheit ſich ſein Urtheil über ihr Werk erbaten, nicht ohne Mißtrauen an, weil vielfältige Erfahrung ihn belehrt hatte, daß jede auffallende Äußerung des Schauſpielers vom Dichter in der Regel als eine Überhebung angeſehn werde, da derſelbe nur auf Bewunderung vorbereitet ſei. Daß das Mißfallen eines Stücks von Seiten der meiſten und grade der dürftigſten Dichter faſt immer auf Rechnung der Darſtellung, nicht der Werthloſigkeit des Werks geſetzt wird und daß der Schauſpieler dafür büßen muß, wenn

*) Von der gemeinen Eitelkeit, welche ſich von jedem, ſelbſt begründeten Tadel verletzt fühlt, war Seydelmann durchaus frei und ich ſtimme aus eigner Erfahrung ganz mit Gutzkow überein, wenn er in ſeinen Erinnerungen an Seydelmann ſagt: (Aus der Zeit und dem Leben S. 461) „Nie wies er den Tadel ſeiner Leiſtungen zurück, nie fühlte er ſich durch die Rüge einer ſeiner Leiſtungen, wenn man ſie motiviren konnte, gekränkt. Die in dieſen Fällen gewöhnliche auffahrende Empfindlichkeit der meiſten Schauſpieler war ihm ganz fremd.

der Einfluß des Regiſſeurs dem Publikum und ſeinen Kunſtgenoſſen die Qual der Aufführung hat erſparen wollen, war eine Erfahrung, welche Seydelmann während ſeines Künſtlerlebens oft gemacht hatte. Daher regt ihn der Dünkel der dramatiſchen Dichter faſt noch mehr auf, als die Arroganz der Schauſpieler und er ergießt ſich darüber in die heftigſten und bitterſten Ausfälle.

„Ach was für Zeug, ſagt er, muß man oft hinunterkauen und den Köchen gegenüber lächeln und ſich glücklich preiſen! Iſt die Arroganz mittelmäßiger Schauſpieler unerträglicher, oder die der Dutzend-Dichter? — Und wenn dann bei allem Fleiß, bei aller Sorgfalt der Darſtellung, das (beſcheidene) Meiſterwerk doch nicht gefällt, bewirft man Garrik und das Publikum mit Schmutz. Erſt vor wenig Tagen bin ich um eine ähnliche Erfahrung reicher geworden.“ *)

Eine noch viel energiſchere Stelle findet ſich in ſeinem Nachlaß: „Iſt die Eitelkeit und Arroganz vieler Schauſpieler groß, ſehr groß, ſo werden ſie darin von einer Unzahl dramatiſcher Schriftſteller doch noch übertroffen. Man muß Gelegenheit gehabt haben, dies Rieſenmaaß von Selbſtliebe — dieſen geiſtigen Staar kennen zu lernen, der dem Publikum da alle Wonnen des Paradieſes verheißt, wo ein geſundes Auge nichts als die traurig-lächerlichſte Armuth erblickt. Ich meine immer: ſähen ſich manche noch ſo eitle Schauſpieler Komödie ſpielen, es ergriffe ſie doch ein paniſcher Schrecken und ſie liefen vor ſich ſelbſt davon. Gewiſſe Schriftſteller aber halten den Gorgonenblick ihrer Figuren nicht nur ganz gemüthlich aus: ſie ſind zum Voraus unſers glühenden Dankes gewiß, wenn ſie uns würdigen mochten, ihrer immenſen Schöpferkraft unſere tiefſte Verehrung, unſer ewiges Erſtaunen zuzuwenden. Und ſie haben zuweilen Recht; denn ich kenne Regiſſeure, die durch die ſpitzbübiſchſte Heuchelei, durch die hartnäckigſte Anbetung der fadenſcheinigſten Schriftſteller den eigenen Ruhm anbauen und ſich einen Platz im Prunk-Saale der Unſterblichen zu erſchwänzeln wiſſen, denn auch der armſeligſte Stückfabrikant iſt, wie die Sachen heute ſtehn, immer noch ein Fürſt, als Rezenſent und

*) Aus einer Mittheilung an v. Seidner.

Redacteur, und Mine merke Dir's: nur littera scripta manet. In solchem Schleichhandel habe ich die mir zugewiesene Regiestelle nie und nirgend herabgewürdigt und freilich deshalb auch die Erwartungen so Mancher, die sich „die junge Litteratur" nennen, empfindlich getäuscht. Was somit der Regisseur Seydelmann unterließ, muß seit einigen Jahren der Schauspieler Seydelmann büßen."

Dieser Erguß war durch die Anmaaßung eines dramatischen Schriftstellers hervorgerufen worden. Solcher selbstgefälligen, von ihrer dichterischen Ohnmacht gar nichts ahnenden Zuversicht konnte Seydelmann den abschreckendsten Sarkasmus entgegensetzen, der sich, wenn darauf gar noch eine hochfahrende Antwort die anfangs vorgehaltene Maske der Bescheidenheit abnahm und den nackten Hochmuth sehn ließ, bis zum vernichtenden Hohne steigern konnte. Seydelmann erscheint uns in solcher Begegnung zugleich als ein wahrer Künstler des Ausdrucks, der in jeder Wendung zu einem Pfeile zugespitzt wird. Wir haben im Nachlaß Seydelmanns zwei solche Solitaire der vornehmsten Ironie gefunden, welche hier am besten ihre Stelle finden. Außer dem Interesse, welches sie gewähren, indem sie einen wesentlichen Pinselstrich zum Bilde des Künstlers geben, widerlegen sie auch noch die von manchen Gegnern Seydelmanns erhobene Behauptung, derselbe habe aus Furcht vor der öffentlichen Kritik sich einen mit den Interessen des Theaters verflochtenen Schriftsteller nie erzürnt. Seydelmann nahm vielmehr die Folgen der durch ihn beleidigten Dichter-Eitelkeit mit vollem Bewußtsein, als sein Schicksal, auf sich.

N. N. ein junger dramatischer Dichter, übergab Seydelmann im Februar 1840 ein Lustspiel: „die beiden Figaro", und setzte in dem beigefügten Schreiben den [illegible]nes Werkes und der Umgestaltung, welche er mit diesem berühmten Lustspielstoffe vorgenommen hatte, auf das Selbstgefälligste ins hellste Licht. Der Brief war eigentlich nur eine kleine Apotheose aller dramatischen Figuren seiner eigenen Komödie, womit sich ein vornehmes Herabsehn auf die Vorgänger des Verfassers verband. Seydelmann fühlte augenblicklich heraus, daß der Wunsch des Dichters kritische Bemerkungen des Schauspielers über sein Werk zu empfangen kein ernstlich gemeinter sei und in eine Aufforde-

rung zu unbedingter Anerkennung und Bewunderung überſetzt werden müſſe. Gereizt durch eine ſo üppig ſtrotzende Selbſtgefälligkeit antwortete Seydelmann durch eine eben ſo ſcharfſinnige, als zurechtweiſende Kritik, welche zugleich die Sicherheit des Verfaſſers und ſein Stück bewunderungswürdig charakteriſirte und die Abſicht deſſelben, von Seydelmann beurtheilt zu werden, als eine durchaus illuſoriſche darlegte. So viel zum Verſtändniß der vortrefflichen Antwort Seydelmanns. —

Wohlgeborner
Sehr geehrter Herr!

Wie Sie, bin auch ich — ſind gewiß Viele — für das Luſtſpiel „die beiden Figaro" ſehr eingenommen. Seine Wiederaufnahme ins Repertoir wäre höchſt lobenswerth und kann ich dazu behülflich ſein, wird es mit Freuden geſchehn. Ew. Wohlgeboren Schreiben an mich läßt die allergenauſte Kenntniß mit Beaumarchais und ſeinen Nacharbeitern keinen Augenblick bezweifeln. Sie tadeln die Letzteren (unter dieſen beſonders den Jünger) und haben, mit Vermeidung, verſteht ſich, aller von ihm begangenen Fehler ſich bemüht „das Werk von Neuem aufzuführen, die Charaktere mit ſicherer Hand zu zeichnen, den Situationen mehr Intereſſe zu geben und den Dialog nach den Anforderungen der Zeit zu heben und zu beleben."

Nach Ihrem „Dafürhalten" haben Jünger und Sie nur noch den Titel des Luſtſpiels miteinander gemein. (?)

Figaro ſelbſt iſt, durch Sie, zu einem „Typus" erhoben.

„Alles, was er thut und ſpricht: jedes Wort — jeder Schritt iſt motivirt." (!) Suſanetta, Fiorello, Baſilio ſind ganz „Ihre" Schöpfungen; folglich auch die draſtiſch-komiſchen Situationen, die ſie bedingen. Der Graf iſt nunmehr ein vollſtändig abgeſchloſſener Charakter, Cherubin ſteht hoffentlich (!) dem Figaro nicht unwürdig gegenüber. Nächſt Figaro iſt „Ihnen" Penaſtorio am beſten gelungen; er iſt mit all der Laune und Satyre eines dramatiſchen Schriftſtellers ausgeſtattet, wie ſie „Ihnen" nur „Ihr" Verhältniß zum Theater

dictiren konnte.“*) Das günſtigſte Urtheil über Ihre Arbeit haben hiermit Ew. Wohlgeboren Selbſt geſprochen; es iſt kaum noch unſere Zuſtimmung nöthig und Ihre Zuſendung an mich ſcheint nichts Anderes als die beſtimmte Aufforderung, der Königlichen Hoftheater-Generalintendantur ein, durch Sie wieder gewonnenes, vortreffliches Luſtſpiel zur ſchuldigen, ungeſäumten Darſtellung ohne Zeitverluſt einzureichen. Laſſen Sie mich es geſtehen: eine ſolche Sicherheit hat meine etwas ſchüchterne Natur erſchreckt und zur Beruhigung dafür erlauben Sie mir wohl folgende, ganz ergebene Bemerkungen.

Ihre Bearbeitung der Jünger'ſchen „Beiden Figaro“ ſcheint mir deſſen Luſtſpiel (Wien, 1804) noch keineswegs aufzuheben. Aber Sie und Jünger könnten einen geſchickten Dritten vielleicht zum gewünſchten Ziele führen. Es iſt mit Gewißheit anzunehmen, daß Ew. Wohlgeboren Selbſt zu dieſem Dritten Sich erheben werden, ſobald Sie Ruhe genug werden gewonnen haben, gleich wie früher auf Marvelli, Planché und Jünger, nun auf Ihre eigene Arbeit herabzuſehen.

Sie haben die Gräfin Mutter geſtrichen. An ihrer Stelle hat nun die Tochter, Donna Ines (wahrſcheinlich des geſtörten Zuſammenhanges wegen?) Mancherlei mitzuſprechen — mitzuthun übernehmen müſſen, was jenem ſeltenen Reize, welchen kindliche Unbefangenheit, ſorgſame Erziehung und erſte ſchüchterne, unſchuldsvolle Liebe einem ſo jungen Mädchen verleihen, empfindlichen Abbruch thut. Das kann dem Einzelnen wie dem Ganzen doch nur ſchaden? Ich würde die Mutter in Gnaden wieder aufnehmen und zwar aus noch ganz anderen Gründen, als dem eben angeführten. Nur darf ihre Einmiſchung keine breite ſeyn; verſteht ſich!

Was iſt Suſanetta? das Nachbild der Suſanna. Gehört ſie aber, wie dieſe, zum Eingeweide des Stückes? Ich glaube, nein!

Mir erſcheint ſie, wie ein, dem Ganzen von Außen her angelehntes Weſen, das, trotz ſeines jüngeren Taufſcheines, den willkührlichen, ſchmerzlichen Riß im Innern weder decken — noch füllen kann.

*) Alle dieſe Bezeichnungen und Behauptungen ſind aus dem Briefe des beſcheidenen Dichters geſchöpft, der dadurch ſeinem zur Beurtheilung übergebenem Werke gleich die bündigſte Anerkennung ſeines Werthes anſtellte.

Welcher Grund mag Ew. Wohlgeboren zu dieſer Gewaltthat veranlaßt haben? Gäbe etwa Fräulein X, oder Y zur Darſtellerin einer 30jährigen Frau ſich nicht her, wohl aber für das anlockendere Alter der 17jährigen Suſanetta? Was will der jeſuitiſche Pferdefuß in der Kunſt? — Solche Rückſichten auf Künſtler-(?)Launen und pitoyable Localverhältniſſe, der Wiederbelebung eines ausgezeichneten Kunſtwerkes gegenüber: — — ich mag ſie nicht näher zu bezeichnen haben. Dabei ſcheint völlig überſehen worden zu ſeyn, welche prickelnde Luſt dem Zuhörer aus der poſſirlich-feindſeligen Stellung entgegentritt, in der ſich die ſchlauen, verſchmitzten Eheleute mit der vollſten Freiheit ihres reichen Witzes, ihrer Welt-Anſicht und Menſchenkenntniß neckend auf und ab bewegen. Figaro und Suſanna, durch das heiligſte Band auf das Innigſte mit einander verbunden, ſtreben einander doch auf die beluſtigendſte Weiſe ſtets entgegen. — Ähnlich ſind der Graf und die Gräfin einander gegenüber geſtellt; aber — in der fein aufgefaßten Abſtufung des Ranges und Standes. Welche Fülle und Verſchiedenheit der Farben! Mit welchem Geiſt hat der Dichter dieſe Verhältniſſe und ihre Nuancen zur Quelle der höchſten Ergötzlichkeit zu machen gewußt! Was, wenn ich beſcheiden fragen darf, was bietet dagegen die fremdſchmeckende, iſolirte Suſanetta? Die Hoffnung, daß ſich Fräulein X in der Darſtellung einer witzigen jungen Perſon werde gefallen wollen. — Freilich ſchon ſehr viel. In Prag hatte man vor mehreren Jahren ein herrliches, aber altes Gebäude gefällig wieder herſtellen wollen. Man ſtrich es gelbgrün — gänſedreckfarben an. Welcher Jubel! welcher Ärger! — Penaſtorio dürfte vielleicht ſparſamer verwendet werden? Er ſelbſt bilde die kleinere Hälfte ſeiner Bedeutſamkeit für das Stück; das Publikum kann und wird ihn ſich mit Luſt im Nu ergänzen. Den Zuſchauer hin und wieder mit in den Kreis der Handlung zu ziehen, iſt eine erfolgreiche Taktik. Worin liegt der große Reiz der Skizzen? Fiorello muß in jedweder Beziehung „ein kleiner Bedienter" bleiben. Baſilio —: wozu?

Dieß, mein hochgeehrter Herr, wäre ſo ziemlich Alles, was ich im Augenblicke zu ſagen — zu fragen weiß. Ich that es offen; aus Achtung für Sie, aus uneigennütziger Hingebung für die Sache! Sie dürfen mich in Gottes Namen prüfen. Ich werde

mich jeder, meinen Kräften möglichen Mithülfe mit aufrichtiger Freude unterziehen; auch ohne alle Aussicht auf die allerdings sehr empfehlende Rolle des älteren Figaro. —

Aber hier, wie überall wo ich reden soll, erkläre ich mich offen und unbekümmert um etwaigen übeln Eindruck, gegen alle Schritte, die mir gethan scheinen, das Interesse der Kunst zum Interesse eitler Absichten herabzuziehen. Solche unkünstlerische Bestrebungen geben kranke Früchte. Wie manche Dichter und Kompositeure haben ihr frühzeitiges Verbleichen ihnen zuzuschreiben und wir sehen dadurch die Bühne in den Streit der Selbstsucht und Parteilichkeit herabgesunken. „Futter für Pulver!"

Der leidige Trost, daß es in der Welt nun einmal nicht anders sei, sollte mindestens keinem Kunstbeflissenen zur leichtfertig ausfüllenden Phrase dienen.

Ich schließe diese ergebenen Zeilen mit dem innigsten Danke für Ihre ehrende Annäherung und freuen wird es mich, wenn ich recht bald Gelegenheit erhalte, Ihnen mündlich sagen zu können, daß ich mit Hochachtung bin

Ew. Wohlgeboren

Dienstbereitwilliger

Seydelmann.

Mitglied des Königl. Theaters.

Berlin, den 18. Februar 1840.

Diesem Schreiben folgte bald darauf eine Erwiderung Seitens des jungen Lustspieldichters, in welcher die zwar schon früher ziemlich lose angelegte Maske eines um die öffentliche Kritik sich Bemühenden mit der wahren Physiognomie eines auf das Äußerste beleidigten Dichters vertauscht wurde. Derselbe wies nicht nur alle die ihm von Seydelmann gemachten Ausstellungen mit der Berufung auf die Nothwendigkeit seiner Komposition zurück, sondern spielte auch den vornehm Belehrenden.*) Mit einer wahrhaft naiven Selbstgefälligkeit sprach der Dich-

*) So hatte der Dichter in seinem Briefe unter Anderem belehrend gesagt: „Im

ter von dem geiſtreichen Einfall ſeines Figaro und von dem durch ſeine Erfindung unfehlbarem Triumphe dieſer Figaronade. Dieſem demaskirten Dünkel begegnete Seydelmann in dem folgenden Brief mit einer allerdings abſchreckenden Zurechtweiſung, welche ein wahres Muſter dieſer Gattung iſt.

Euer Wohlgeboren

werfen mir in Ihrem Schreiben vom 3. März auf eine höfliche Weiſe vor, daß ich, in Beziehung auf die mir von Ihnen zugeſendete Bearbeitung des alten guten Luſtſpiels „die beiden Figaro" von Jünger, mit wenig Schonung zu Werke gegangen ſei.

Sie breiten ſich ferner belehrend über Dinge aus, die mir, wie ſehr vielen Andern, wirklich zur Genüge bekannt ſind.

Sie reden vom Zufall und vom Lenker der Schickſale, von Poeten und alten Frauen; von Domitian, der motivirte Fliegen fängt (nicht Bremſen und Mäuſe); von le roi s'amuse; von Mädchen und Gänſen und daß Letztere vorzüglich gebraten ſehr gut zu brauchen ſind.—*) (Ach Gott!)

Sie mißverſtehen abſichtlich, was ich in meinem Brief an Sie geſagt, um Ihren Anſichten auf beſcheidene Weiſe abermals das Wort zu reden. Sie räumen überaus gütig und voll Beruf dazu, mir die Kritik —Herrn S—r „die Bühne, wie ſie iſt" (!—) ein; tadeln wiederholt den bearbeiteten Jünger, loben dann wieder Sich und beſtätigen ſonach mehr als hinlänglich, was ſich jedem unbefangenen Leſer Ihrer

---

wirklichen Leben darf uns Alles als Zufall erſcheinen, weil ein höherer Lenker der Dinge den Faden ſchon zuſammenhält, wenn wir auch den Zuſammenhang nicht begreifen; in der Poeſie aber darf der Poet ohne Motive nichts geſchehen laſſen. Domitian fängt Fliegen. Immerhin; le roi s'amuse! Der Poet aber, der Domitian einführen will, muß durchaus motiviren, warum er grade Fliegen und nicht auch Bremſen und Mäuſe fängt." Wir haben dieſe Stelle ſowohl zum nothwendigen Verſtändniß der Erwiderung Seydelmanns, als auch zur Charakteriſtik des belehrenden Dichters und Äſthetikers mitgetheilt.

*) Dies bezieht ſich auf eine Stelle im Briefe des Dichters, welche alſo lautet: „Jüngers Ines iſt ein komplettes Gänschen. In der Wirthſchaft ſind derlei nur gebraten wünſchenswerth; auf der Bühne höchſt widrig."

Briefe im Augenblicke aufdrängt: daß Sie nemlich — trotz der üblich-eingeſchalteten Beſcheidenheitsfloskeln — über das Tiefdurchdachte und Gelungene Ihrer Arbeit ſich in der allervollkommenſten Sicherheit fühlten und mich — zum Handlanger bei Ihrem Triumphbau erheben wollten. Freilich! Herrn S—r hatten Sie ſo eben gebraucht; nun kam die Reihe an mich und wozu Sie Ihre „Leute brauchen können" wiſſen Sie wohl. (Ihre eigenen Worte. —)

Endlich ſpotten Sie — wahrſcheinlich nur, um mir einen Meiſterzug Ihres Talentes zur Satyre zum Beſten zu geben? — über „meine ſchüchterne Natur" und über meinen guten Willen, den ich Ihnen „mit ſo vollen Händen" angeboten.

Was ſoll das, mein Herr? Reizt es Sie ſo ſehr, mich zu Ihnen hinauf zu forciren?

Ihr zweites Schreiben an mich iſt, gelind' ausgedrückt, ein höchſt überflüſſiges, und Sie hätten mir jedenfalls dieſe ernſtliche Abfertigung darauf erſparen ſollen.

Sie leiden an zu viel Zeit. Daß Ew. Wohlgeboren infallibel ſind, wußte ich ja ſchon. Meine Bemerkungen (nicht eine Kritik) hatte ich Ihnen, auf Ihr Verlangen, ſchriftlich mitgetheilt, dann hatten wir uns über verſchiedene Anſichten mündlich ausgeſprochen; war denn nun, außer der Beſtimmung des Ortes — der Zeit zur Zurückgabe Ihres Eigenthums, noch etwas nöthig? Nein!!! Aber, Ihre Eitelkeit konnte es nicht laſſen, Sie mußten mich nochmals über — Sich belehren. — Nun iſt es aber doch genug? Ich bitte, nichts mehr! bitte dringend! Und wollen Sie mich für Zeitverluſt und unangenehme Berührung einigermaaßen entſchädigen, ſo geſchehe es dadurch, daß Sie mich von heut' an gänzlich ignoriren.

Seydelmann.

Berlin, im März 1840.

Der bis zur Vernichtung bittere Seydelmann war aber auch wieder der zarteſten Regungen und der gemüthvollſten Rückſichten fähig. Sein Herz nicht leicht auf die Zunge hebend, aus Scheu ſeine Empfindungen zu profaniren, erſchien er denen, welche ihn nicht näher kannten und nicht auf den Grund ſeiner Seele ſchauten, oft kalt und gemüthlos. Von jener wohlfeilen, kraftloſen, ſchwächlichen Gemüthlichkeit, die ſo oft mit der ächten Kraft und tiefen Schönheit des Herzens verwechſelt wird, war er freilich entfernt. Aber der wärmſten Freundſchaft und des innigſten Wohlwollens fähig empfand er auch eine Lebensbefriedigung darin, dieſen Empfindungen ihren zarteſten und reinſten Ausdruck zu geben; ja, er konnte ſich mit der größten Liebe in die Gemüthsbewegung Anderer verſetzen, und dieſelbe, wie ſeine eigene in ſich empfinden und hegen. Wir theilen zur Beſtätigung des Geſagten zwei ſchöne Dokumente mit, das eine aus einem Briefe an v. Goldner, das andere ein Schreiben an Wilhelm Gerſtel. In dem erſteren gedenkt Seydelmann eines jungen Mädchens, welches durch die Löſung des Verhältniſſes zu einem von ihr geliebten Manne einem heftigen Schmerze überliefert war. Obwohl Seydelmann die Löſung für ein Glück hielt, da er den Mann des jungen Mädchens nicht würdig fand, ſo klingt doch der Seelenzuſtand der Verlaſſenen ganz in ihm wieder und er ermahnt den Freund mit einer wahrhaft rührenden Beredſamkeit, dem Schmerze des Mädchens doch ja ſein Recht zu gönnen. Wir laſſen dieſe ſchöne Stelle hier folgen:

„Das arme, liebe, glückliche Mädchen! Weint ſie, daß unſer Herrgott ſie lieber hat, als der —. Man muß ihn gar nicht nennen. Aber ſie weine nur! Thränen ſind der Seele, was Aderlaß dem Körper iſt:

Wohlthat, Rückkehr der Geſundheit. Die arme, glückliche! — Wohnte ich bei Dir, ſo müßteſt Du mir ſie hinaufſchicken; ich empfinde Theilnahme, habe auch Thränen; ſie käme dann wohl etwas getröſtet zu Dir hinab. Leide ja nicht, daß ſie ihren Gram verſchließe; locke ihn vielmehr wohlwollend, freundlich aus ihr hervor; ſonſt bleibt verdickter, gallbittrer Satz in dem lieben Gefäß zurück. Zurückgehaltener Schmerz iſt der Seele langſamer, aber ſicherer Tod. — Und nichts Gewaltſames mit dem zart und tieffühlenden Kinde. Iſt denn ein krankes Gemüth weniger empfindlich, als ein verwundeter Körper? Schade, ſchade! die meiſten Ärzte ſind oft nur Barbiere mit ſchartigem Meſſer. Das biſt Du aber nicht. Dir, mein lieber Goldner, legte Gott das Geheimniß der Heilkunde ins Herz, der Strahl Deines Auges ſagt's. Dir mag man — Dir darf man vertrauen. Grüße die Arme von mir. Wenn ſie glaubt, daß ich Antheil an ihrem Unglück nehme, wie Du ſchreibſt, ſo hat ſie ſich wahrlich nicht getäuſcht.“ *)

Das zweite Schreiben iſt eine Antwort Seydelmanns an Wilhelm Gerſtel, der den Erſteren von Stuttgart aus erſucht hatte, ſeinen damals in Berlin gaſtirenden Bruder von dem Tode ſeines Söhnchens in Kenntniß zu ſetzen, damit er nicht unvorbereitet heimkehre. Indeſſen gewährte Seydelmann dieſen wiederholten Wunſch nicht, und zwar, wie das Schreiben uns ſagt, grade aus der zarteſten Rückſicht für den Freund, der in ſo weiter Ferne von den Seinigen und damals grade der vollen Sammlung ſeiner Kräfte bedürftig, von dieſem Schlage nicht in Berlin, ſondern ſpäter, auf minder empfindliche Weiſe getroffen werden ſollte. Der Brief, den wir folgen laſſen, iſt ein beredtes Zeugniß der gemüthvollen Tiefe Seydelmanns, gegen die man ſo oft Zweifel erhoben hat. **)

---

*) Über die Stellung der jungen Mädchen im Leben und namentlich zur Bühne ſagt Seydelmann an einem andern Orte an denſelben Freund ſehr ſinnvoll: „Es ſind doch arme Dinger die Mädchen! Schmetterlingsleben, deſſen bald erloſchene Pracht im Glaskaſten der Erinnerung angenadelt wird. Aber nicht zum Nutzen der friſch flatternden Tag- und Nacht-Vögel; ſie flattern Alle ihrer Beſtimmung, der Nadel, zu. Und am liebſten den Nadeln mit funkelnden Knöpfen: Fürſten — Intendanten — auch wohl Komödianten-Nadeln. Und ein Stück Komödiant iſt Jeder!“

**) Herr Wilhelm Gerſtel, dem ich den folgenden Brief verdanke, erzählt zu-

Berlin, am 13. Auguſt 1839.

Sehr geehrter Herr!

Beweiſe eines ſo achtungsvollen Zutrauens, wie ſie Ihr Brief an mich enthält, weiß ich wohl zu ſchätzen und ich ſage Ihnen meinen aufrichtigſten Dank! Ehe ich mich aber des Auftrags, den Sie mir gegeben, entledige, erlauben Sie mir eine gutgemeinte Frage: Sollte der Schmerz, der dem Vater über den Verluſt eines geliebten Kindes bevorſteht, nicht viel von ſeiner Kraft und Bitterkeit verlieren, wenn, an der Stelle eines Dritten, Bruder oder Gattin, deren innigſter Theilnahme in Freud und Leid er gewiß, ihm die traurige Mittheilung machen? —

Gerſtel iſt ſeit einigen Tagen hier. Die Bedeutſamkeit ſeines hieſigen Gaſtſpiels erfüllt, nebſt der liebevollen Erinnerung an ſeine Familie, ſeine Seele. Inzwiſchen hat er ſeinen einzigen Sohn verloren. Wie vorſichtig und zart er davon möge in Kenntniß geſetzt werden, wird ihn dieſe Nachricht doch aller Ruhe des Gemüthes berauben, deren er grade jetzt, als Künſtler, ſo ſehr bedarf. Ihn alſo vor jedem neuen Verluſte möglichſt zu bewahren, wollen wir vereint bemüht ſein, daß er von ſtörenden Eindrücken frei bleibe. Schreiben Sie ihm; ſo unbefangen, als Sie es eben vermögen. Ein vollkommenes Schweigen müßte ihn befremden. Und hat er ſein Gaſtſpiel vollendet, den Weg zur Heimath angetreten, dann kommen Sie ihm bis Ludwigsburg entgegen; freuen Sie ſich eines geſunden Wiederſehens und bereiten Sie ihn dann erſt vor, dem Rathſchluſſe Gottes chriſtlich ſich zu fügen. Bedenken Sie ſeine Pein, wenn er das Unglück früher, als nothwendig erfährt. Eine Reiſe von 70, 80 Meilen ihn zurücklegen laſſen, nur mit ſeinem Schmerze beſchäftigt: wäre das nicht grauſam? Die Gattin, den Bruder zur Seite, die übrigen Kinder vor ſeinen Augen, wird er das Unvermeidliche beſſer tragen.

---

gleich in dem an mich gerichteten Schreiben, als Beweis von Seydelmanns Herzensgüte, daß er einen Schauſpieler kenne, der Seydelmann übrigens ſehr fern geſtanden, gleichwohl aber auf die edelmüthigſte Weiſe von ihm durch Aufopferung von Zeit und Geld unterſtützt und ſo einem verzweiflungsvollen Zuſtande entriſſen worden ſei. Derſelbe, ſagt Gerſtel, habe ſelbſt nicht genug die edle Menſchlichkeit in Seydelmanns Benehmen rühmen können.

Dieß meine Meinung; ſollten Sie es jedoch anders wünſchen, ſo ſchreiben Sie mir, denn keineswegs bin ich geſonnen, mich bei dem Unwetter, das meine Freunde bedroht, in die ſichere, bequeme Hütte, ſchönſchwatzend, aber unthätig zurückzuziehn.

Mit meinen herzlichen Grüßen an Ihre verehrte Frau Schwägerin vereine ich die Verſicherung, daß ich hochachtungsvoll bin

Ihr

dienſtbereitwilliger

Seydelmann.

Nachdem wir eine allſeitige Anſchauung der energiſchen und reichen Künſtler-Individualität Seydelmanns gegeben haben, wenden wir uns den intereſſanten und geiſtvollen äſthetiſchen Aphorismen, vorzugsweiſe über ſeine eigne Kunſt, zu, welche wir aus dem uns vorliegenden Material nach ſorgfältiger Sichtung gewonnen und, ſo viel als möglich, nach dem innern Zuſammenhange der Ideen und der Verwandtſchaft des Stoffs in mehrere Gruppen zuſammengefaßt haben, deren jede mit einer einleitenden Vorbemerkung von uns verſehen worden iſt. Alle dieſe Gedanken ſind durchaus nur gelegentlich von Seydelmann ausgeſprochen worden; ſie tragen aber vielleicht dadurch um ſo mehr die Farbe des vollen Lebens, da ſie aus dem Bedürfniß des Augenblicks erwachſen ſind. Dies beeinträchtigt ſo wenig ihren allgemeinen Gehalt, als es den herrlichen Liedern Göthes etwas von ihrer unvergänglichen Schönheit raubt, daß ſie faſt alle Gelegenheitsgedichte ſind; die beſondere Veranlaſſung theilt den Äußerungen Seydelmanns nur die Lebenswärme mit und giebt ihnen die Friſche des geſprochenen Worts. Der Künſtler hatte nämlich die allerentſchiedenſte Abneigung gegen jede, zum Zweck einer ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit zu unternehmende Arbeit. Seine öffentliche Thätigkeit ſollte allein die Bühne ſein. Dies ſpricht er auf jede, auch die lebhafteſte, dringendſte Aufforderung, Charakteriſtiken und Kritiken zu ſchreiben, entſchieden, ſogar mit einer gewiſſen Gereiztheit, aus. Dem Freunde v. Goldner ſagt er: (im Jahre 1839) „Charakteriſtiken ſoll ich Ihnen ſchicken. Ach Du, grundgütiger Gott, was verlangen Sie von mir! Und drucken wollen Sie ſie laſſen. Noch ſchöner. Damit ich auch als Schriftſteller dem Schreibepöbel in die ſchmutzigen Klauen falle. O nein! Wie oft ich auch ſchon

dazu aufgefordert worden bin, ich ſpüre nicht die mindeſte Luſt dazu. Die Hand auf's Herz. Dient dieſer Zweig der Literatur und Tagesunterhaltung zu etwas Anderem, als dem Freunde der Kunſt die Kunſt zu verleiden? Wird irgend ein Intereſſe der geſammten menſchlichen Geſellſchaft leichtfertiger, liederlicher, gewiſſenloſer beſprochen und behandelt als dieſes? Hercules, und käme er mit verdreifachter Kraft, würde zum Kinderſpott werden, wollte er ſich an dieſen Augiasſtall wagen, und ich ſollte die Hand an die Kothgabel legen? Steuern ſoll ich wenigſtens dem Unweſen, ſagen Sie; — gut! Das thue ich auch, als Schauſpieler."

Gleiches ſagt Seydelmann dem Sohne: „Von vielen Seiten erhalte ich Aufforderungen über das Theater zu ſchreiben. Wenn ich auch zugebe, daß, was ich zu ſagen weiß, vielen Leuten von Intereſſe ſein dürfte, ſo mache ich doch an Alle, die ſich der Druckerſchwärze bedienen, weit mehr Anſprüche als ich ſelbſt, wenn ich ſchriftſtellern ſollte — zu befriedigen vermöchte. Und darf ich Etwas unternehmen, was ich im Voraus für mangelhaft erklären müßte? Iſt es denn nicht genug, ein guter Schauſpieler zu ſein?"

Man ſieht hieraus, wie Seydelmann ſtets an ſich ſelbſt die ſtrengſten Anforderungen machte. Und welch' eine Fülle der treffendſten, aus der ſinnvollſten, reichſten, Erfahrung geſchöpften, von dem edelſten Eifer für ſeine Kunſt zeugenden Gedanken und Mahnungen enthalten die folgenden Blätter, welche faſt alle aus der liebevollen Sorge des Vaters für den Sohn hervorgegangen ſind, ohne allen Anſpruch, jemals veröffentlicht zu werden! Wie ſehr verdienen dieſe zerſtreuten, zu verſchiedenen Zeiten in Briefen, mehr beiläufig, als abſichtlich ausgeſprochenen Betrachtungen über ſeine Kunſt und den Zuſtand derſelben in der Gegenwart der Vergeſſenheit entriſſen zu werden! Wir eröffnen dieſe Gruppe mit dem Bekenntniß Seydelmanns, durch welche Anſtrengungen er die natürlichen Mängel ſeines Organs zu beſiegen geſtrebt hat, denen wir die übrigen, einem jeden Schauſpieler unſchätzbaren Reflexionen aus dem Gebiete der dramatiſchen Darſtellung, ſo viel als möglich Verwandtes zuſammenſtellend, folgen laſſen.

„Wie ich's gemacht habe, ſchnell und doch deutlich ſprechen zu lernen? Mein lieber Wilhelm, es hat mich Mühe gekoſtet, anhaltende, große Mühe! Natur, die gütige Mama, mochte mir eine zu lange und ſpitzige Zunge in den Hals ſtecken. Das Ding fuhr immer gegen die Zähne und rutſchte auch dazwiſchen hinaus. Das gab nun ein Anſteßen und ein Ziſchen, wie bei Schlangen und ſo lieblichem Geſchmeiß, aber kein deutliches, leichtes Reden. Auf den Liebhabertheatern, bei den Offizieren, bei den Bürgern meiner Vaterſtadt, im Schloſſe des Grafen Herberſtein, nahm man das wohl hin, weil ich damals doch ein anſtelliger, lebhafter, leidenſchaftlicher (rothhariger) Burſche war, der es an Unverdroſſenheit, Rührigkeit und Nimmer-Ruhe den Anderen weit voraus that. Auf dem öffentlichen Theater aber (in Breslau) ſollte der Fehler nicht in dem Grade geduldet werden, und obwohl man erkennen mochte, daß ich „bei der Sache" ſei, gab mir doch der Dramaturg des Theaters, Profeſſor Rhode, ein ſehr biederer Mann, aus redlichſter Theilnahme den Rath: eine andere Laufbahn zu wählen, die Bühne zu meiden. — Herr Jeſus —! Ich erſtarrte — und war mit dem Rücken gegen die Stubenthür angefallen, an der ich reſpectvoll vor dem lieben alten Herrn ſtehen geblieben war. Plötzlich fing ich an zu weinen, laut; ich konnte nicht anders! zu reden, zu bitten vermochte ich nicht. Der erſchreckte Greis war indeß vom Sopha, auf das ihn oft tagelang das Podagra warf, zu mir herangehumpelt, er nahm mir die Hände vom Geſicht und tröſtete mich. Das hab' er nicht gedacht; wenn's ſo mit mir ſtände, müßte ich freilich beim Theater bleiben. Aber, da müßt' ich doch ſehr fleißig ſein; ſonſt würd' ich mich nie geltend machen können und das würde ihm leid thun, denn er habe mich gern. — Ich wolle ja Alles thun, ſagte ich, und bat um Rath. Den gab er mir. Ich lief — nicht zu Hauſe, nein, an's Waſſer; dort ſuchte ich Steine, dünne flache Steine, die legte ich auf meine lange, ſpitzige Zunge. Nun fing ich an zu reden. Lieber Gott, ich verſtand mich ſelber nicht, obſchon ich wußte, was ich ſagen wollte. Ich ſuchte neue Steine. Jeder rutſchte von der Zunge herunter. — Nun hielt ich ſie, im heißen Trotz, mit rückwärts gekrümmter Spitze feſt — unſägliche Mühe! Ich ſchwitzte, wollte verzweifeln, aber doch auch beim Theater

bleiben und was Demoſthenes (ein Menſch — !) gekonnt hatte, mußte ich auch können! Ich lallte nun, wo ich nur allein war, mit Steinen im Munde. (Davon kommt wohl noch ſo manches harte Wort, was ich jetzt rede.) Zur Abwechſelung bediente ich mich auch kleiner Scheiben von Korkholz; die ſtößten aber meiner widerſpenſtigen Zunge weniger Reſpekt ein und Goldſtücke hatte ich damals noch nicht. Nach und nach gings! das lange, ſpitzige Glied wich meinem Fleiße mehr und mehr; was zu lang war, zog ſich nach dem Abgrunde, aus dem es hervorkam, zurück; die gefährliche Spitze blieb innerhalb des Mundes und ſpielt nun, unruhig, hinter den Zähnen, nicht mehr dazwiſchen. Das ganze Ding iſt ſchmiegſamer, leichter, ſchneller geworden, und wenn es etwa dann und wann in ſeinen Widerſtand, in ſeine Mucken zurückfallen will: gleich bin ich da, denn ich habe, Gott ſei Dank! ein feines Ohr und bin ſehr achtſam auf mich ſelbſt, durch Übung, nur durch ſolche Übung! Folgte ich dem heißen Blute — Ach! Doch rächt es ſich für langen Zwang und ſchießt mir in's Gehirn. Die mich Etwas näher kennen, wiſſen's! — Doch, es geht vorüber und ich zwing's! — So, lieber Wilhelm, hab' ich reden lernen müſſen, da ich doch nun einmal Schauſpieler bleiben wollte. Talent hab' ich, aber — es lag Schutt darauf und drum herum. Es iſt auch noch nicht frei davon und ganz rein wird es wohl nicht werden. Aber, ich arbeite! Das darf ich dem ſelbſt ſagen, der es mir, zugleich mit allen Mängeln, gab. Iſt das nicht erhebend? Die Intereſſen redlich abzutragen für das Capital, das uns zur Benutzung gegeben ward, nicht liederlich es hinzuwerfen auf die ſogenannte — geniale Weiſe —! Einen kleinen Kaufmann tadeln, weil er nur durch Fleiß und redlichſtes Beſtreben zu (gerechtem) Ruhm und Reichthum kam: ſollte man die Tadler nicht mit Eiſenſtäben auf die Finger ſchlagen, da ſie nicht nur dem Getadelten die Ehre ſchmälern wollen, nein — auch Faulheit, Narrheit, Laſter predigen — verbreiten? Den Menſchen ziert am meiſten das, was er in ſchönem, frommem Sinne, ſeinem Schöpfer und ſich ſelbſt zu Liebe that. Das bringt ihm unſere Achtung; ja, erzwingt ſie ihm! Das große Loos gewinnen kann ein Tölpel; der rechten Anwendung des großen Looſes ganz allein gebühret der wahre

Ruhm. Aus Wenigem Viel — aus Allem endlich Nichts: wofür erklärst Du Dich? Rasch an! Und fest!! — Mit Gott, mein lieber, lieber Wilhelm!"

„Viel lernen, heißt: die Dummen und Bedürftigen sich zinspflichtig machen, und sich die Freude an der Welt vermehren; denn, je weiter unsere Kenntniße reichen, je mannigfaltiger wird unsere Theilnahme, unser Genuß. Der Dumme ist arm und blind."

„Ein neues Mitglied wird in der ersten Zeit immer einige faule Wochen zu überwinden haben; und wenn Du über Mangel an großen und wichtigen Rollen klagst, so bedenke, daß es weit vortheilhafter ist, stufenweise fortzuschreiten, als zu springen. In der Kunst, wie in der Natur ist das solide Wachsthum das gesündeste, festeste, beste!"

„Arbeiten, lieber Wilhelm, arbeiten! Stoße das Grabscheit unermüdlichen Fleißes frisch in den Boden Deiner schönen Kräfte; frisch und tief! und freue Dich von Tag zu Tag der immer besseren Früchte. Das vornehmste Talent aus der gütigen Hand Gottes ist die Ausdauer im erkannten Guten. Heiße Anläufe — Sprung und Ermattung — ruhig fester Schritt, so heut, wie gestern: was ist besser? Gleichmäßige, vernünftige Beharrlichkeit! Hättest Du keinen vorstechenden Trieb zu steter Arbeit, so suche Dich daran zu gewöhnen. Man sagt ja: Gewohnheit sei die zweite Natur. Blicke auf mich! Mag die ganze Welt behaupten, meine Mittel zum Komödienspiele seien arm, so hat mich immer wache Lust und Liebe für die einmal angegriffene Sache doch auf einen Punkt gehoben, von dem aus ich so manchem reichbegabten, aber faulen Schlingel jetzt recht froh und mit erlaubtem Stolze in die Augen schaue. Nun, so mache es wie ich! Gott gab Dir Viel! So dreh es fleißig um, und richte Deinen Blick auf Gottgefällige

Zeichen! Amen! „Nehmt die Gottheit auf in Euern Willen und ſie ſteigt von ihrem Weltenthron!“

„Das Erworbene feſt halten und dann neuen Boden dazu gewinnen: das ſichert Hab und Ruhm! Du kennſt mich, furchtſam wird mich ſchwerlich Jemand nennen, der mich genau in's Auge faßt; auch habe ich keine Laufbahn der Feigheit, der Muthloſigkeit hinter mir. Aber, von jenem ſogenannten genialen (will ſagen: leichtſinnigen, kecken, frechen) Vorwärtslaufen bin ich ein abgeſagter Feind. Auch iſt dies mit dem Weſen der eigentlichen Genies (Genius klingt beſſer!) ganz unvereinbar. Wen Gott erfüllt, den leitet, bei aller Kraft und Gluth des Gedankens und der That, auch Beſonnenheit. — Sieh Dich um im Kreiſe deſſen, was Du bisher kennen gelernt (durch Lectüre und durchs Leben!), und Du wirſt ſcheinbare und wirkliche Genies zu trennen wiſſen. Was die Menge, der gebildete und ungebildete Troß, gemeinhin mit jenem Namen bezeichnet — o du mein Gott! — Was Deine Collegen betrifft —: es ſind — Collegen!! Du verſtehſt mich wohl. Verſtehſt mich, weil Du weißt, wie es Deinem Vater mit ſolchen Herren oft gegangen iſt und noch oft geht. Ich kann Dir in ſolcher Beziehung nur einen Rath geben: Sei brav und nobel; alles Gemeine überlaſſe — den Gemeinen. Es wird Dich — oft genug! — Kampf, bitteren Kampf koſten, nicht mit der Zunge, nicht mit der Fauſt drein zu ſchlagen, mit den gewöhnlichen, alltäglichen Vergeltungswaffen; überwinde ſolche Anmahnung, und Dein Lohn wird — Selbſtachtung ſein! O wie oft hat es mich weinen gemacht, weinen aus Erbitterung, aus grimmigem Zorn, daß ich Schufte nicht gleich als Schufte ſollte behandeln dürfen! Und heute noch kämpfe ich gegen ſolchen Aufruf meines Blutes! Aber, der Schlag an die Backe der Gemeinheit iſt ein Hieb auf den bunten Spiegel eines ſtehenden, ſtinkenden Sumpfes. Ich prunke nicht mit Gefälligkeiten; gegen moraliſche Lumpe aber iſt Zartheit eine alberne Waffe.“

„Zaghaftigkeit iſt noch ſchlimmer, als eitler Muth. Der letzte unternimmt doch was; während der ſchüchterne, allzubeſcheidene Sinn kaum zu kauen wagt, was ihm von günſtiger Gelegenheit zwiſchen die Zähne geſchoben wird. Am beſten iſt freilich auch hier die geſunde Mitte: weder tollkühn und narrenhaft keck, noch albern beſcheiden. Sollteſt Du, nach ruhiger Prüfung Deines ganzen Weſens, befürchten, nicht ſo viel Talent für die gewählte Laufbahn zu beſitzen, als nöthig erſcheint, um ein glänzendes Ziel zu erreichen, ſo halte Dich um ſo mehr an ausdauernden Fleiß. Mit dem Fleiße wächſt, wunderbar, auch die Kraft. Um eine ſchwache Lunge zu erkräftigen, bläſt man, mit Bedacht, die Flöte, ſpricht, ſingt man, Portionenweiſe möcht' ich ſagen, oder, wie man Arznei einnimmt, nach Vorſchrift des Arztes. Um ſtark zu werden, turnt man, trägt Laſten und ſchmeidigt die Glieder; um einem mageren Boden möglichſt gute Frucht abzugewinnen, bearbeitet der Bauer ihn um ſo anhaltender, und ſo kann man mit einem, eben nicht ausgezeichneten Talente doch die beneidenswertheſten Reſultate erreichen, wenn zweckmäßiger, beharrlicher Fleiß die ſchwache, natürliche Anlage kräftigt und hebt. Nur muß man, wie geſagt, die Mühe nicht ſcheuen und hat man Luſt und wahrhafte Liebe zu ſeiner Sache, dann findet ſich der ausdauernde Fleiß von ſelbſt und reges Streben iſt Genuß des Lebens. Nur, wer handelt, lebt! — Drum zage nicht! Sei thätig! Mit der Thätigkeit (verſteht ſich mit der nützlichen, zweckmäßigen) findet ſich auch der frohe Muth, der glückliche, heitere Sinn; und ſomit iſt Arbeit der Zauberſtab zu den ſchönſten Gütern der Erde und auch wohl eine gültige Einlaßkarte zu den Freuden des Himmels. Zeig' erſt die That, ſelbſt folgt der Ruhm! Beachte dieſen Zuruf, Dein Bundesgenoſſe iſt Gott!"

„Denke nur nicht an den Beifall der Händeklatſcher, denke der Sache möglichſt Genüge zu thun (und dazu brauchſt Du nur Dich!) dann wirſt Du Dich ſtärker fühlen, als durch das Zuſammenſchlagen kurioſer Fäuſte. Wenn ich Dich könnte in meine Anfängerjahre ſchauen laſſen — mein Gott!! — Du biſt jetzt erſt 7 Monate in Stettin, und

gibt doch ſchon einige bedeutende Parthieen, unter vielen unbedeutenden. Aber auch die letzteren fördern, wenn man ſie in ſolchem Sinne benutzt. Das vergiß nie!!! Dem, welcher mit einem Kreuzer gut umzugehen vermag, vertraut man auch endlich einen Thaler. — Hier würdeſt Du Rollen von ſolcher Bedeutung doch noch nicht bekommen können, und Übung allein macht den Meiſter. Je länger aber die Übung hinausgeſchoben wird, je ſpäter reift der Meiſter, je früher, je ſicherer kommt die — Reue! Davor wollt' ich mich, wie Dich bewahren! Gehe voran mit Gott und denke: Stille Kraft vollendet, was Ungeſtüm nie endet. Auch giebt es in der Kunſt keine Seiltänzer-Sprünge."

„Ehre den Andern und ehre Dich ſelbſt, und beides auf die einfachſte, natürlichſte, aber auch auf die hübſcheſte — edelſte Weiſe! Darin liegt das Geheimniß des Ausdrucks im Briefe, wie im Geſpräch, der Zauber des Umgangs unter wahrhaft gebildeten Leuten. Aber die Geſchichte von des Columbus Ei findet ſich in Millionen Variationen. Das Nächſte ſuchen wir, geneckt vom Teufel, meiſtens in der Ferne. Es iſt beim Komödienſpiel leider nicht anders. Ich habe das ſchon an einem anderen Orte unſerem Freunde v. Goldner in Darmſtadt geklagt. Junge Leute von der angenehmſten, inneren und äußeren Bildung, die man mit Vergnügen ſieht und reden hört, werden auf Einmal ihr ekelhafteſtes Gegentheil, wenn ſie ſich — in Gedanken, auf die Bühne ſtellen und dort fortſetzen ſollen, was ſie, zu unſrer Freude, zu ihrem Lobe, eben noch im Leben gethan, angenehm natürlich ſein! — Sieh Dir dieſe paar Worte recht genau, ſieh ſie Dir durch und durch an, lieber Wilhelm, und es müßte wahrhaftig mit dem Guckuck zugehn, wenn Du nicht für Dich ſelbſt, für den Umgang mit aller Welt, wenn Du nicht für jedes Theater zum angenehmſten Burſchen werden ſollteſt. Nun: mache Deinen Reichthum geltend, auf erlaubte, edle Weiſe; erwirb Dir zu dem inneren Gehalte auch die ſchöne Form (der Diamant, geſchliffen, ſteigt im Preiſe —), und erkenne, daß der Schliff dem Künſtler ganz vorzüglich unerläßlich iſt. Unerläßlich!!! Nun ſieh Dich unter denen, die ſich

„Künſtler" nennen, um, und ſuche unter Hunderten die rechten Dir hervor. Wirſt Du bis auf Zehne kommen? Glaube nur, ich lege den ſtrengſten Maaßſtab auch an mich ſelbſt, und käme es darauf an, zu beweiſen, ob ich wiſſe, was ich gelte und was nicht, Du ſollteſt ſchon erfahren, daß ich mir nicht fremd geblieben bin und mich den Geſetzen der Kunſt vielleicht noch unerbittlicher unterwerfe, als alle jene, die mit mir nach gleichem Ziele ſtreben. — —"

„Laß Dich nie hinreißen „von übermüthigen Pfaffen" ſagt der närriſche Vatel und hier hat er Recht. Sieh Dir einmal die eitlen Komödianten an, ſcharf an, von allen Seiten, und ich hoffe, Dein geſunder, ſtarker Sinn wird ſich ihre Narrheit fern halten. Arbeite unabläſſig, ſtoße das Grabſcheit tief in Deinen Boden, lerne ihn erkennen und gewinne ihm dann, in redlicher, ununterbrochener Pflege die Früchte in voller Kraft und Schönheit ab, die er tragen kann. Seine Eigenthümlichkeit auf würdige, beſcheidene Weiſe geltend machen, heißt: dem Leben dienen, nutzen! — Du willſt Künſtler werden. Sei alſo zuvörderſt ein ehrenwerther, tüchtiger Menſch! Das iſt ſehr ſchwer, ſehr ſchwer und doch ſo unerläßlich, um höheren Forderungen zu genügen. Du wirſt überall den Schauſpieler mangelhaft finden, wo Dir der Menſch wurmſtichig erſcheint; denn Jener thut nichts, was dieſen nicht zu gleicher Zeit verräth. Freilich gehören gute Augen dazu und die Menge hat den Staar. Scheide Dich denn von der Menge, ſuche Deine Heimath im Urtheile der Beſſern."

„Ein Menſch, der Komödie ſpielt und uns nicht ſchon durch ſich zu feſſeln verſteht, wird uns fatal. Überblicke das ganze Heer von Schauſpielern, die Du bis jetzt kennen gelernt, und welcher von ihnen kann, bleibend, Deine Theilnahme erregen, wenn Du ihn nicht auch außer der Bühne Deiner Aufmerkſamkeit werth finden kannſt? Darum eben giebt es ſo ſelten einen tüchtigen Schauſpieler, weil tüchtige Menſchen ſelten ſind. Iſt es nicht der innere Reichthum, oder die

innere Armuth, die wir Bühnenleute in jedem Blick, in jeder Bewegung, in jedem Accent zur Schau tragen? Alles an uns wird zum Spiegel unſrer Seele und — hinc illae lacrimae! Erinnere Dich, was Hamlet den Schauſpielern ſagt: „Der Tadel von Einem Einſichtsvollen muß in Eurer Schätzung ein ganzes Schauſpielhaus voll Dummköpfe überwiegen.“ Benutze die Gegenwart. Träume nicht von glorreicher Zukunft; ſtreue geſunde Saat und wäre es auf einer noch einſameren Stelle als ſie Dir ſcheinen mag. Es wird Dir an erfreulicher Ernte doch nicht fehlen. Die Mühe, die ich mir in den dürftigſten Verhältniſſen, in Olmütz, auf dem Rathhausboden in Mähriſch Trieban, im Wirthshauſe zu Sternberg mit meinen Rollen gegeben, iſt nicht unbelohnt geblieben. Ohne das, was ich that, wäre ich nicht, was ich bin, und „Jeder iſt ſeines Schickſals Schmid.“ Kennſt Du Schröders, Eckhofs Leben? „Fleiß, Unverdroſſenheit und — Ausdauer!“ danach handle! — Für das „anſtändige Benehmen,“ im Leben, wie auf der Bühne, iſt ſchon viel gewonnen, wenn man alles Unanſtändige ſtreng vermeidet, und ſein Gefühl, wie ſein Auge für jede Verletzung guter Sitte ſchärft. Man kann auch hierin ſein eig'ner Lehrmeiſter ſein. Ich hab es immer wahr gefunden: Das beſte Mittel, edel zu erſcheinen, iſt: edel zu ſein. Gemeine Geſinnung kann ſich einem geübten Blicke nicht verbergen und wenn ſie äußerlich in Allem eine ſcheinbare Meiſterſchaft errungen hätte, was man ſo gewöhnlich vornehm nennt. Deinem kräftigen Körper angenehme Geſchmeidigkeit zu geben, ſollte Dein ernſtlichſtes, anhaltendes Bemühen ſein. Warum ſoll die Stärke plump ſein? Verliert die Biederkeit, Tüchtigkeit eines Mannes durch gefällige Form? Und wenn der Schauſpieler nicht Einen, ſondern viele Menſchen in ihrer ganzen Verſchiedenheit (der äußeren und inneren) an ſeinem Leibe durch die Kraft und den Reichthum ſeiner Seele abſpiegeln ſoll, darf ihn da ein ungelenker Körper, eine Starrheit ſeines Geiſtes hindern? Wer würde nicht einen Kerl auslachen, der mit ſteifen Fingern in allen Tonarten Scala ſpielen wollte? Wen ekelt nicht ein Burſche an, der den Mund voll nimmt, uns über Dinge Aufſchluß zu geben, von denen er ſelber keine Ahnung hat? uns den Blick in eine

Welt zu erſchließen, in der er ſelbſt ein Blinder iſt? Ich kann mir keinen wahrhaft großen Schauſpieler denken, deſſen Bruſt nicht jeden Gefühles fähig wäre, deſſen Verſtand nicht Kraft und Schärfe genug beſäße, dem tiefſten Denker nachzugehen, ihn mit Feſtigkeit und Klarheit zu erfaſſen und ihn ſo der Welt zum Eigenthum zu übergeben. Und das Alles, nicht allein naturgemäß, auch ſchön! — Das wäre leicht? Das könnte Jeder, dem's beliebt? So meint der dumme, große Hauſe. Und die meiſten, die Komödie ſpielen, meinen's auch. Geht hin und lernt aus Eurem Elend kennen, daß ein rechter Schauſpieler noch ſeltener, und wenigſtens derſelben tiefen Achtung werth iſt, als ein rechter Menſch. Wer ſich auf Eins, wie auf das Andere verſteht wird es nicht dumm belächeln und verſpotten. Strebe dem erwählten Berufe möglichſt genug zu thun, und Du kannſt ſtraucheln, doch nie ſinken! — Kein höherer Beruf, als der des Künſtlers! Vorangehen in Veredlung iſt ein heilig — heitres Amt! Wem ward ein ſegensreicheres, ein ſchöneres, ſelbſt unter tauſend bittern Schmerzen? Laß ſie nur die Bruſt durchziehen! der ſcharfe Pflug durchſchneidet nicht umſonſt die Erde, und Erfahrung reift nicht ohne Thränen. Nur Muth! Und durch! der edelſte Preis will erkämpft ſein! Im Schlafe hat Dein Vater nichts erhalten und was der Neid nur blindes Glück nennt, gab mir Gott als meiner Mühe, meines Fleißes, meiner Beharrlichkeit Lohn. Er ſtärke mich, damit ich ihm durch Ausdauer bis zum Tode meines Leibes danken könne! Endigen zu müſſen, eh' ich ſterbe: — würd' ich es ertragen?" —

„Die Zeit iſt vorüber, in der ſich das Publikum von ungebildeten Komödianten 'was weismachen ließ; jetzt flieht der ordentliche Mann das Theater, weil er ſich ſchämt von Dummköpfen und genial-liederlichem Geſindel ſich die Zeit ſtehlen zu laſſen. Sehnt er ſich nach Shakespeare, Schiller, Göthe, ſo nimmt er ſie zur Hand und lieſ't; ſoll er ſich den Ekel daran holen bei der Zubereitung im Theater? Frage Dich ſelbſt und auch Du wirſt Dich voll Scham von dem Koth der heutigen Bühne abwenden. Alſo: gehe mit der Zeit, ſchreite wacker mit ihr vor-

wärts, und Du wirſt geachtet ſein, auf welchem Platz des allgemeinen Kampfes Du auch ſtehen mögeſt. Nichts gräßlicher, als ein ungebildeter, dummer Menſch! Steht er nicht gleich unter dem lieben Vieh? Ein unwiſſender, roher Schauſpieler iſt gar nicht auszuhalten und Directoren, die ihn auf der Bühne dulden, müßten an den Pranger geſtellt werden, weil ſie den Müſſiggang in Sold nehmen und Laſterhaftigkeit nach jeder Richtung hin befördern.“

„Ehr giebt ein armſeliges Klavier eine Melodie wieder, als ein dummer Schauſpieler ein feines, kluges Wort. — Der verewigte große Schröder wiederholte es gern, das vornehmſte Talent des darſtellenden Künſtlers beſtehe darin, die Abſicht, den Gedanken ſeines Dichters aufzufaſſen. Wer möchte das bezweifeln? Wenn es Dir einfallen könnte, einen Eſel als Boten auszuſchicken, ſo würdeſt Du gerade ſo verkehrt handeln, wie jene ſpeculativen Theaterprinzipale, die für geringes Geld Lumpe engagiren, die uns weismachen ſollen, ſie ſeien die Geſandten Gottes. Ich würde als Dichter zittern, dächt' ich an die Dummheit, an die Rohheit ſolcher Kerle, die mein Wort verkünden ſollen. Entſetzliche Frechheit: das Affentalent des Erſten Beſten für hinreichend zu halten, um den Geiſt unſerer vornehmſten Dichter zu verkörpern. Es hat eine große Wahrheit, wenn Pope ſagt: „Die Seele aller Kunſt iſt der Verſtand.“ Freilich klingt dies der Lehre unſerer Theatertagskritik ſehr zuwider, aber wenn der Hund den Mond anbellt, hat das eben ſo viel zu ſagen. Der reichſte Naturaliſt kann Dir unendliches Vergnügen gewähren; volle, ſchöne Befriedigung erhältſt Du nur aus der Hand der Kunſt. Kunſt, die Zwillingsſchweſter der Religion, iſt der holde heilige Bote, den der Himmel ausgeſendet, uns mit Troſt und ſüßer Ahnung zu erfüllen. Aber — wie behandeln wir den Boten??—“

„Couliſſenelend, Schmach, die ſich die ſogenannten Künſtler ſelbſt und ihrem Stande anthun, Verworfenheit von oben bis unten,

durch und durch: ob ich dieſen Jammer kenne?! — — Die Frage iſt einzig und allein die: wie wehrt man dieſen gift'gen Schmutz, der täglich neu anſchwillt, von ſich ſelber ab? Immer wird meine Antwort ſein: indem man die Sache, für welche man ſein Leben, ſeine Ehre eingeſetzt hat, unverrückt im Auge behält und im Herzen. Die Sorge, der Kunſt nach Möglichkeit Genüge zu thun, nimmt unſere Zeit, alle unſere guten Kräfte dann ſo ſehr, ſo unabläſſig in Anſpruch, daß unſeren Fuß der Schmutz, den wir durchwaten müſſen, faſt nicht mehr bekümmert. Zweckmäßige Beſchäftigung, unausgeſetzter Fleiß, ohne Unterbrechung —, an den man ſich, Gott ſei tauſend Dank dafür! gewöhnen kann, iſt und bleibt das kräftigſte Hülfsmittel gegen den Teufel und alle verlockende Sünde. Zugleich aber iſt er auch die Mutter innerſter Zufriedenheit und des (ungeduldig herbeigewünſchten) Ruhmes, der ehrenden Anerkennung der Welt. Der Frühling iſt die Zeit der Saat — Geduld!! — — — Läſſige müde Direktoren, deren einziges Stichwort zur Arbeit „Vortheil" iſt, Vortheil, komm' er her, woher er wolle, — ſolche Herren findeſt Du bei den ſtolzeſten Hoftheatern, wie bei den ſchmutzigſten Thespiskarren. Mitglieder, vor deren Umgang ein ordentlicher Menſch zurückſchaudert, trifft Du allerwärts (und nicht blos auf der Bühne!). Empörendſte Vernachläſſigung aller Kunſtintereſſen iſt gleichfalls Etwas ſehr Allgemeines. Geringſchätzung des Publikums alſo, unſerem Stande gegenüber, iſt die natürliche Folge jener Gebrechen und Kunſtverſunkenheit. Wenn man nun aber doch einmal beim Theater ſein will, (und iſt man nicht in jedem Stande beim „Theater"?? —), ſo heißt es wahrhaftig: biſt Du Gottes Sohn, ſo handle wie ein ſolcher; rege — rühre Dich und ſei kein Lump mit Lumpen!"

„Nur thörichter Ehrgeiz, oder gallige, giftige Ruhmſucht führen zu tadelnswerthen Extremen: frommer, beharrlicher Fleiß, ein ruhiges, beſcheidenes Erwarten jener geſunden (nicht vorzeitigen) Früchte, die Gott der wohlangewendeten Kraft immer ſchenken mag, eine treue, prunkloſe Erfüllung der uns vorgezeichneten Pflichten führt

uns, ſelbſt wenn uns die glänzenden Gaben, wodurch ſchneller und unvergänglicher Ruhm gewonnen werden kann, fehlen, doch zur Zufriedenheit mit uns ſelbſt und zur Achtung der Mitwelt. Dadurch gehen wir (was gleich ein ungemeiner Lohn von Gott iſt,) thörichten Lockungen des Müſſiggangs aus dem Wege und gewinnen Muth und Vertrauen und heitern Sinn! Heiterer Sinn!!! — Er iſt die ſchöne Blüthe einer noch ſchöneren Frucht, und zu beiden kannſt Du allein ſchon durch anhaltenden, durch beſcheidenen Fleiß gelangen. Zeig erſt die That, ſelbſt folgt der Ruhm! Du verſtehſt dieſen Zuruf! Folge ihm! Dein treuer Bundesgenoſſe iſt — Gott!"

„Du ärgerſt Dich, was Du mit Deinem regen Gefühl erkannt, nicht auch durch Ton und Gebehrde und Blick gleich hinſtellen zu können. Jugendliche, eitle Ungeduld, lieber Wilhelm, weiter nichts! Haſt Du es denn nicht mit einer Kunſt zu thun? Und kann man Künſtler werden über Nacht? Wie viele Stunden des unausgeſetzten, geduldigen, liebevollen Fleißes braucht es nicht, einen „Straußiſchen Walzer" fertig, glatt, angenehm herunterſpielen zu können; nun, das wäre ein — Walzer. Du aber ſtellſt Menſchen dar, und das ſollte leichter, oder nur eben ſo ſchwer ſein?

Ich glaub's nicht. Faſt in jedem Hauſe treffen wir einen Virtuoſen, auf der Geige oder auf dem Hackebrett, gleichviel! Aber, auf wie vielen Bühnen (und es giebt deren eine ſaubere Zahl!), — auf wie vielen Bühnen trifft Du wahrhaftige, tüchtige Menſchendarſteller? Stümper, betrügeriſche Kerle, die ihre hölzernen, hirn- und herzloſen Fratzen dem Publikum als Geſchöpfe Gottes zum Kauf anbieten, aus ſolchen Perſonagen beſteht, zum großen, großen Theil jener dicke Hauſe von Menſchenähnlichen Creaturen, die das Privilegium zu haben ſcheinen, jedem Gebildeten den Sinn, den Geſchmack, die Theilnahme für Schauſpielkunſt zu verleiden. Aus dieſer überwiegenden Anzahl jener, von denen Shakespeare im „Hamlet" ſagt: ſie ſeien Handlanger der Natur, geht aber nicht immer hervor, daß Mangel an Talent, oder liederlicher Lebenswandel der Darſteller

die Quelle unſerer Unzufriedenheit, unſeres Mißbehagens am Theater ſei, ſondern daß der Begriff von Kunſt ſelten richtig erkannt werde.“

„Ich glaube wirklich, es giebt in keinem Stande gewiſſenloſere Tagediebe, als in dem unſrigen. Und iſt ein erträglicher Schauſpieler zu denken ohne allſeitige Bildung und raſtloſen Fleiß? Das Talent freilich iſt No. 1. Zum guten Boden aber gehört ein tüchtiger Bauer, und die Blume der Kunſt gedeiht nicht ohne Pflege. Das wiſſen die liederlichen Kerle, Alle; aber ſüßer däucht ihnen Faulheit und Schnaps, als edle Benutzung der Zeit. — Manche Bühnen zählen einige ſehr ſolide Leute. Man ſieht, ſie thun, was ſie können, allein ſie können eben nicht viel. Geſchick und Anlage ſind oft da; man erkennt ſie, trotz aller Fehler, aller Dummheiten, die ſie machen; aber das Unentbehrliche: der ausgebildete Verſtand, die gute Erziehung fehlen. Alles geht unter, erſäuft in Rohheit und alltäglichem, gemeinem Geſchwätz. — Giebt es nicht eine Maſſe von Künſtlern, denen — nicht etwa Göthe oder Shakespeare, nein: Kotzebue ſelbſt ein unauflösliches Räthſel iſt? deren Schulbildung und Faſſungsvermögen nicht einmal zu den allergewöhnlichſten Aufgaben hinaufreicht? Solcher Burſche wirſt Du ſchon eine Menge kennen. Und das Pack erfrecht ſich, dem gebildeten Zuſchauer das ſchwerſte Bild, den inneren Menſchen an ſich abzuſpiegeln! Es muß — muß anders werden in der Theaterwelt! Fordern's nicht die Fürſten, wird die Zeit, die unaufhaltſam vorwärtsſchreitende, es fordern. Sie wird es nicht mehr dulden, daß man Vagabunden Künſtler nenne.“

„Das Reich der Kunſt iſt kein Schlachtfeld, auf dem blinde Wuth und Verzweiflung mit dem Rufe „Samiel hilf!“ nach dem Siegeskranze zu ringen haben. Das heiße, geängſtigte Blut eines Bedrängten iſt das Gegentheil von dem, was den Künſtler er-

füllen ſoll. Dieſer bedarf der geläuterten, vom Verſtande klug und zweckmäßig beherrſchten, heiligen Flamme. Die Flamme ſchenkt Gott, läutern müſſen wir ſie ſelbſt, dazu gehört Fleiß und Zeit. Vergleiche ſelbſt. Fandeſt Du bei der Keckheit, bei der Wagehalſigkeit eines Schauſpielers, der Dir als (genialer! —) Faulpelz bekannt geworden, je einen künſtleriſchen Genuß? Gewiß nicht. Höchſtens magſt Du ſagen, wenn dem liederlichen Bengel ein Sprung über den Graben gelingt — das iſt ein verfluchter Kerl —! Liegt in dieſem, aus der Verwunderung über rohe Kräfte hervorgehendem Lobe irgend eine Spur von jener Achtung, die uns die beſonnene, ruhig kräftige, von wohlthuender Wärme erfüllte Darſtellung eines fleißigen Kollegen abgewinnt? Himmelweiter Unterſchied! Und nach welcher Anerkennung haben wir zu ſtreben? Nach der der Beſten. Die iſt aber freilich nicht ſo wohlfeil zu erringen, als der Jubel des verſchiedenen Pöbels. Hat man ſie aber, dann wohnt man in einem ſichern Hauſe, indeß der Günſtling des Janhagels jedem Witterungswechſel in ſeiner Schindelhütte preis gegeben iſt. Glaube mir, wie Dich, hat auch mich die Noth kleiner Theaterprinzipale, das unabweisliche Bedürfniß des Augenblicks zu manchem Wagniß hingetrieben; in (tiefverhehlter) Furcht empfand ich, was es galt, und um mich, vor meinem innern Richter wenigſtens, ſo gut als möglich zu verwahren, gönnte ich dem ſchon geſchwächten Körper keine Ruh. Der Unterſchied von Tag und Nacht entſchwand aus meiner engen Stube, und wenn dann auch am Abend einer neuen Prüfung der Magen ſchwach — die Glieder ſchlottrig waren: im Augenblicke des Kampfes für die Ehre unſrer Kunſt und für meine Ehre hielt mich meiner Seele Kraft in dem Bewußtſein aufrecht: was geſchehen konnte, haſt du gethan! Dabei entging der Schauſpieler Seydelmann der Gefahr, dem Untergange, aber Dein Vater hat die Anſtrengung büßen müſſen: ich war in Grätz, in Prag und in Caſſel — in den erſten 12 Jahren meiner Laufbahn — meiſtens krank. Aber „ſetzet ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen ſein!“ Mich trieb's zum Einſatz — treibt es immer noch! (Und gegen recht lebendigen Trieb hilft ſelten eine Mahnung. —) Biſt Du Dir eines gleichen Antriebes

in tiefſter Seele bewußt, ſo blick auf mich und weiſe, wie ich Dir ſchon ſchrieb, allzuhäufige Anforderungen zu übereiltem Spiel beſcheiden zurück. Dienſtbar und gefällig muß man ſein; doch ſeinen bis dahin erworbenen guten Ruf dem täglichen Bedürfniß des Komödienhauſes hinzugeben, wäre Tollmannswerk und verdiente jede bittere Folge. Ich weiß, wie ſchwer es iſt, eine dargebotene ſchöne Rolle, wegen Mangels an Zeit, nicht anzunehmen; aber Achtung vor der Kunſt, Achtung vor ſich ſelbſt werden es — wenn auch erſt nach einigem Kampfe — gelingen laſſen. Eine kleine Rolle, wiederholt, gut, und ſeiner Sache ſicher, recht mit Liebe ſpielen, fördert mehr, als: wie ein Eſel auf dem Eiſe tanzen.“ —

„Es bleibt gewiß: wer nicht einen unverwüſtlichen guten Grund von der Mutter Natur empfangen hat, wird hinter den Couliſſen zehnmal früher des Teufels als ſonſt wo. Nirgend wuchert das Unkraut ſchneller, nirgend ſteht es fetter, üppiger, glänzender, als dort! Leſſing ſagt: Ein denkender Künſtler iſt noch Eins ſo viel werth. Und wer beim Theater alt geworden, ſagt mit eben ſo viel Recht: Ein honnetter Schauſpieler iſt dreimal ſo viel werth als jeder andere honnette Menſch!“

Unabläſſig drang Seydelmann darauf, daß der Schauſpieler jede Rolle in ihrem innern Zuſammenhange mit dem ganzen Werke auffaſſen und darſtellen und ſich der Idee des Ganzen, ſelbſt mit Aufopferung eines Vortheils für ſich, unterordnen müſſe. Die Darſtellung eines Charakters, welche, für ſich betrachtet, unſere volle Zufriedenheit, ja vielleicht Bewunderung erregt, kann, im Zuſammenhange des ganzen Werkes aufgefaßt, doch als verfehlt erſcheinen. Dieſes ächt künſtleriſche Princip, welches Seydelmann, dem Sohne gegenüber, ſo eindringlich ausſpricht, führt nun der Künſtler an zwei Beiſpielen durch, nämlich in der Kritik des Kriegsrath Dallner von Eßlair und in den Betrachtungen über die Verſinnlichung der Gräfin Orſina im Geiſte der ganzen Tragödie. Wir haben dieſen beiden geiſtvollen, zu ſehr verſchiednen Zeiten entworfenen Entwickelungen dieſe Stelle angewieſen, da ſie als Beleg des allgemeinen Princips gelten dürfen.

„Wenn Du ein Stück lieſ'ſt, ſo ſieh doch auch auf den Plan des Verfaſſers; erkenne die gegenſeitigen Stellungen der Perſonen, die er uns vorführt und Du wirſt Dir für die Frage: was mach' ich mit meiner Rolle? bald die Antwort ſagen können. Nach ungefährem Eindrucke, den die oberflächliche Lectüre eines Stückes, einer Rolle auf uns macht, dieſe letztere ſpielen, kann ſehr auf Irrwege führen. Man kann dann wohl, aus ſeinem Geſichtspunkte heraus, gut und vortrefflich darſtellen, aber der Schauſpieler hat ſich, in allen Fällen, ſeinem Dichter unterzuordnen, denn es gilt ja, im Sinne

des Dichters zu arbeiten, nicht in unſerem eigenen. Es iſt grade, als ob ein General, noch ſo tapfer und Heldenkühn, gegen die Anordnung ſeines Oberfeldherrn auf den Feind losbrechen wollte: er würde der ſtrengſten Strafe nicht entgehen können. Der Schauſpieler, der, wie ein ſolcher General, gegen ſeinen Dichter ſündigte, könnte, mit Beifall und Halloh überſchüttet, gegen eine ordentliche Kritik demohngeachtet nicht beſtehen. *)

Jede Perſon des dramatiſchen Gedichtes iſt doch nur ein Theilchen des Dichters ſelbſt. Je reicher dieſe Theile erſcheinen, je ſelbſtſtändiger, je freier von irgend einer Feſſel, je größer wird der geiſtige Reichthum, das Talent, die Schöpferkraft des Dichters ſein. Beweis liebſter Freund alle Erſcheinungen in der dramatiſchen Literatur bis zu Shakespeare, Schiller und Göthe.

Gedanken, die mir Eßlairs Darſtellung des Kriegsrath Dallner in Iffland's „Dienſtpflicht" erregte, als er im Jahre 1825 zu Caſſel dieſe Rolle ſpielte.

„Eine an und für ſich ganz vortreffliche Darſtellung des alten Kriegsrath iſt die des Eßlair. Aber ſie gehört nur den Worten nach in das Iffländiſche Schauſpiel. Indem ſich Eßlair gleichſam emancipirt und doch wieder in den Kreis, wie ihn der Dichter gezogen, zurücktritt, zerſtört er — durch eine, dem Schauſpielkünſtler nicht geſtattete Freiheit — die Grundlage, die Harmonie des Ganzen, und läßt namentlich den, ſo weit in den Vordergrund geſtellten, tief einwir-

---

*) Dieſe bündige, klare Stelle widerlegt genugſam die wunderliche Behauptung, welche ſich in der Vorrede des talentvollen Dichters Hebbel zu ſeiner Maria Magdalena S. XXIII. über Seydelmann findet. Es heißt daſelbſt: „Ein berühmter Schauſpieler, jetzt verſtorben, hat, wie ihm von ſeinen Freunden nachgeſagt wird, dem neuen Evangelium die praktiſche Nutzanwendung hinzugefügt, er hat alles Ernſtes behauptet, daß der Poet dem Künſtler nur ein Scenarium zu liefern habe, welches dann durch dieſen extemporiſirend auszufüllen ſei." Später wird Seydelmann als Urheber dieſer Äußerung genannt. Wie ſo vieles wird fortan auch dieſe Vorſtellung dem Reich der Mährchen angehören. Nur die ganz Unverbeſſerlichen mögen ſie gegen alles Zeugniß noch wiederholen.

lenden Schritt, den der junge Dallner thut, ohne alles Motiv erſcheinen.

Ein Piſtolſchuß aber durch den Kopf, faſt um Nichts und wieder Nichts, kann uns nur Ekel erwecken. Eben ſo ſind die Gegner, welche der Verfaſſer dem alten Dallner entgegenſtellt — dem Eſſlair'ſchen Spiel gegenüber — gar zu erbärmliche Wichte. Ja ſelbſt S. Durchlaucht, der Fürſt, wird ein zu gewöhnliches Menſchenkind, wenn er in die Verfolgungen eines ſolchen Ausbundes von Tugend und Liebenswürdigkeit mit einſtimmen mag. Der alte Dallner des Iffland hat ſeine Härten und Flecken, und dieſe ſind ein Gegenſtand geheimen Kummers, ſelbſt ſeinen liebevollen Kindern. Freilich liegen dieſe Härten und Flecken nur auf der Oberfläche ſeines Weſens, aber ſie reichen vollkommen hin, ſeinen Feinden als erwünſchte Haken zu dienen, den Mantel ihrer Verläumdungen daran aufzuhängen und die eiferſüchtige Welt über den alten Herrn in beliebte Zweifel zu ſetzen.

Dieſes, der Vortrefflichkeit beigemiſchte Maaß von Schroffheit und Strenge, dieſe Aufwallungen heißen Blutes, geben auch dem Schuldbewußten und unmännlich herabgeſtimmten Sohne einigermaaßen eine Entſchuldigung für ſeinen verzweifelten Schritt.

Der Darſteller des alten Dallner muß alſo nicht, aus einer Überfülle von allerliebenswürdigſter Bravheit, nach allen Richtungen des Schauplatzes hinaus, kokettiren wollen; er muß vielmehr jeden Wink, den ihm der Dichter für die kleinen Schwächen und Unebenheiten des ſonſt ſo braven Staatsdieners gegeben hat, — der Einheit des Stückes willen — ſorgſam benutzen.

Dadurch wird ja auch der alte Dallner erſt zu einem Menſchen. Eſſlair aber giebt ihn uns als ein Bild ohne Schatten."

Die Verſinnlichung der Gräfin Orſina.

„Warum wird dieſe Rolle immer von betagten Weibern geſpielt? Liegt das in des Dichters Intention, oder iſt es eine gedankenloſe Willkühr, ein verjährter Irrthum, der nach einem halben Jahrhun-

dert ausſieht, wie ein altes Recht? Iſt „Emilia“ ſiebenzehn, achtzehn Jahr alt, der Prinz ein Zwanziger (wenn er nicht widrig werden ſoll), was ſoll uns dann die dreißig, vierzigjährige „Orſina?“ Ennuyiren? Wie anders Alles, wenn ſie noch jung und ſchön und geiſtreich uns erſchiene; ſüdlich glühend und auch in uns noch Mitgefühl und Gluth erweckend! Wir griffen dann mit ihr zum Dolche — der Schatten läge ſchärfer auf dem Prinzen und dem Helfershelfer, tiefere Furcht ergriffe uns für die bedrohte Tochter, kräftiger verträten wir die Sache ihres Vaters, mit Einem Worte: inniger ergriffe uns der Antheil an dem ganzen Stücke. — Wie man's aber heute ſpielen ſieht, empfinden wir die Lähmung, die Erkältung ſchon im vierten Acte, gerade da, wo Leſſing neue Gluthen zuträgt, um den Brand zum unauslöſchlich-verderblichen zu machen. Statt tiefen Lebens, das vor unſern Blicken bis zum Wahnſinn aufflammt, tritt uns ſtarrer, ekler Stolz entgegen, der ſich mit Kathederweisheit brüſtet, auf und nieder deklamirt in allen Tönen, ja ſogar nach Noten lacht, nur der Worte Leſſings ſich bedient zum Stichwort für die träumeriſchen — dummen Klatſcher. Die ganze Rolle der Orſina wird dadurch zur eingelegten Arie, über der man das Schauſpiel faſt aus den Augen verliert, nur mit Mühe finden wir uns ſpäter wieder hinein. Nun können wir uns nicht mehr dafür erwärmen; den Grund der Mißſtimmung wagen wir aber kaum zu nennen, ſollten wir ihn erkannt haben. Die ihn nicht erkennen, werden wenigſtens weit entfernt ſein, ihn im Mißverſtande der beklatſchten Schauſpielerin zu ſuchen, die (meinetwegen) das „Ungeheure“ geleiſtet haben mag und nur das Erſte unterließ: im Sinne des Dichters zu ſpielen.“

Wir ſchließen dieſen allgemeinen Vorſchriften und Ausſprüchen des Künſtlers über ſeine Kunſt und ihre Forderungen die Gruppe derjenigen Auseinanderſetzungen an, in welchen Seydelmann, veranlaßt durch die Aufforderung des Sohnes, die geiſtvollſten Andeutungen über einzelne ſelbſt ziemlich untergeordnete Rollen giebt. Alle dieſe Belehrungen haben den gemeinſamen Ausgangspunkt, dem Sohne, dem beim Beginn ſeiner Laufbahn die im Folgenden genannten Rollen zugetheilt worden waren, den rechten Weg in ſeiner Kunſt zu zeigen. In allen dieſen Erörterungen finden wir die fruchtbarſten Winke und jene ſo wohlthuende Vereinigung von Ernſt der Geſinnung, Tiefe der Anſchauung und edler Einfachheit des Ausdrucks. Auch dieſe Gruppe iſt, wie die vorhergehende, aus einer Reihe von Briefen aus den letzten Lebensjahren von uns zuſammengeſtellt worden. Die Andeutungen erſtrecken ſich über folgende vier, miteinander natürlich gar nicht zuſammenhängende Figuren, den Roller in den Räubern, den Stehauf im Feſt der Handwerker, den Angelo in Emilia Galotti und den Geiſt im Hamlet.

„Als Schiller ſeine „Räuber" ſchrieb, war er neunzehn Jahr alt. Außer dem Papa Moor *), dem Bedienten Daniel und dem Gerichtsboten muß jede Rolle dieſes Stücks zuvörderſt jung geſpielt

*) Bei Gelegenheit einer Darſtellung der Räuber auf der Dresdener Bühne ſagt Seydelmann ſehr ſchön in Betreff der Verſinnlichung dieſer Geſtalt: „Der 70jährige Werdy ſpielte den alten, albernen Moor, müde, aber nicht krank. Zur Darſtellung ſelbſt des älteſten, gebrechlichſten Mannes gehört die Mitwirkung geiſtiger Kraft; iſt auch dieſe erloſchen, dann ſitzen wir im Spital, nicht im Theater."

werden, dann wird's verſtanden und gewürdigt werden. Wie man es aber faſt auf allen Bühnen hört und ſieht, iſt es ein traurig — lahmer Spaß, man geht ermattet heim." —

Roller in den Räubern.

„Wenn Du den Roller ſpielſt, thue nur des Galgenmäßigen nicht zu viel! Wenn die Aufgabe, die uns geworden, des Grellen ſchon genug enthält, dann ſchickt es ſich zu fragen, wie man es durch Kunſt (die ewig Schöne) möglichſt mildern könne. Eine offene Wunde thut keinem ordentlichen Auge wohl. „Roller" iſt ein Student, ein Freund des Moor, ein tüchtiger, durch jugendlichen Irrthum aus der Bahn des Rechten geſchleuderter Kerl! Zeige das Brave in ihm; im Äußerlichen gib nur das Unerläßliche, keineswegs das Ekelhafte; hörſt Du? Es diene Dir dieſe Rolle für alle dieſer Gattung. Nur ſpiele ſie nicht faul. Der Schauſpieler muß jeden Abend „mit Leib und Seele" in der Sache ſeyn, für die er uns mit intereſſiren will; ſonſt wenden wir uns gelangweilt — betrogen durch ihn, von ſeinen hirn- und blutloſen Gaukeleien ab. Freilich wird man dabei nicht eben fett!" —

Stehauf im Feſt der Handwerker.

„Ich leſe Deinen kleinen Brief, und finde, daß Du mich um Rath für die Darſtellung des Stehauf bitteſt. Ich muß Dir geſtehen, daß ich dieſe Rolle, obwohl ich mich des G. dabei erinnere, doch nicht recht kenne. G. machte damit, was man ſo „dummes Zeug" nennt, und davon bin ich, ſelbſt wenn es die Poſſe betrifft, kein Freund. Die Schauſpieler dürfen keine Narren ſein, die Handlung — das, was ſie treiben, bildet das Belachenswerthe, Luſtige. Je ernſter, je naturgemäßer, je ſolider ſie die Richtigkeiten ihres Alltagslebens darſtellen — und ſolche ſind im Feſte der Handwerker geſchildert — je wahrheitsgemäßer ſie ſich dabei gebehrden, je größeres

Vergnügen hat dabei der gebildete — und ungebildete Zuſchauer. Denke an eine drollige Volksſcene, der Du da, oder dort beiwohnen konnteſt. Was reizte Dich am meiſten zum Lachen? Der Ernſt, mit welchem Du die Leute ſich benehmen ſahſt. So wurden freilich die Handwerker in St. nicht geſpielt. M. und G. waren Hanswurſte, und hatte man aus Überraſchung gelacht, ſo wurde einem hinterdrein deſto übler zu Muthe. Vermeide das und ſei überall natürlich, wahr! — Sei unbeſorgt um den komiſchen Effekt, ungerufen kommt er am willigſten.“ —

Angelo in Emilia Galotti.

„Wenn Du den „Angelo“ machſt, denke hübſch an die italieniſche Raçe. „Angelo,“ ein kecker, ſtets auf's Äußerſte vorbereiteter Kerl, tritt von wilder Ungeduld und vom Ehrgeiz des Mörders getrieben, der ſein Wort mit Glanz zu halten trachtet, in's Haus des „Odoardo“ ein, den er kennt und reſpektirt, aber nicht — fürchtet. Pirro, eine feige Beſtie, aber doch ein treuer Helfershelfer von der Bande Angelo's muß Red' und Antwort ſtehen. Ärgerlich, grollig ruft er ihn an; ſehen, mit Blicken überallhin, tritt er in's Gemach, ſeine Seelenkräfte alle ſind aufgeregt und auf der Hut. Mit gedämpftem Tone ſchmollt er den Mitverſchworenen an und nimmt dabei die Stellung an dem offenen Fenſter, aus dem er ſich, zur Verſtändigung mit einem Aufpaſſer vor dem Hauſe, umſieht. Ohne Verweilen. Der halblaute, flüchtige, aber deutliche Dialog geht inzwiſchen fort. Die Blicke ſchweifen wild umher, beſonders nach den Thüren. Im Gürtel hat Angelo ſeinen Schutz: Dolch und Piſtolen, den er kaum aus der ſchlagfertigen Hand läßt. Die Worte mußt Du ſehr gut inne haben, damit Du Blick und Gebehrde um ſo freier gebrauchen kannſt. Denke Dir lebhaft einen Kerl, den jeder Augenblick verrathen, an's Meſſer liefern kann, und der doch Keckheit beſitzt, das Äußerſte zu wagen. Der Redeton ſei tiefer, kräftiger Baß, mit Dämpfer! Nur dann und wann ein lauter, drohender, gefahrvoller

Stoß auf die ſcheue Beſtie Pitro hin. — In der Scene mit Marinelli ebenfalls keck, und lebhaft, aber mit Humor des Siegers; roh! — die Maske: gelber Teint, dunkles Haar und Bart, Netz über den Kopf, grauer Hut. Nichts übertrieben. Viel—viel Glück!" —

Der Geiſt im Hamlet.

„Wenn Du den Geiſt „im Hamlet" ſpielſt, ſo laß Dir Zweierlei empfohlen ſein: Quäle Dich um Gotteswillen nicht ab, ein Geſpenſt ſein zu wollen. (Wie wäre das auch anzufangen, wenn die ganze Geſchichte nicht blos ein Kinderſpiel ſein ſollte!) Shakespeare ſtellt dem Hamlet eine Erſcheinung entgegen, in welcher dieſer (wie Horatio, Marcellus und Bernardo) den geſtorbenen König erkennt. —

Horatio, der nüchterne, ſtets beſonnene, einfache, ſchlichte Horatio ſagt: „Ich kannte Euren Vater: hier dieſe Hände gleichen ſich nicht mehr." — Und als ihn (den ſogenannten Geiſt) Hamlet reden hört, hört er auch die Stimme des verſtorbenen Vaters. — Und auch nur ſo läßt ſich der tiefe Eindruck, — der nachhaltige erklären, den die wunderbare Erſcheinung auf ſein Gemüth ausübt. Ein abſonderliches, ausgeſpreiztes Weſen, ein aus der Bauchhöhle mühſam heraufgequälter, markloſer Ton, werden uns doch den Mann nicht abſpiegeln ſollen, von dem Jeder, der ihn kannte, des Lobes voll iſt, von dem Hamlet ſagt: „in Wahrheit, ein Verein und eine Bildung, auf die ſein Siegel jeder Gott gedrückt." — Halte Dich in der Darſtellung dieſer ſeltenen Rolle (und eine ſeltene Rolle iſt ſie ſchon deshalb, weil ſie in kein beſonderes Fach eingeſchachtelt werden kann; ſie müßte denn unter die zärtlichen Väter, oder unter die „pères nobles" geſteckt werden) — halte Dich in der Darſtellung ganz ſchlichtweg an die Worte, durch welche der Dichter die Erſcheinung ſelbſt bezeichnete. Zuvörderſt ſagt er (durch Horatio): „Ein Schatte, wie Euer Vater, erſcheint vor ihnen, geht mit ernſtem Tritt langſam vorbei und ſtattlich, dann: „eine Miene mehr des Leidens als des

Zornes" — dann: „äußerſt blaß" d. h.: nicht mit Schlemmkreide fingerdick beſtrichen. — Ruhige Majeſtät ſpreche ſich alſo in der ganzen Haltung und höchſt ſparſamen Bewegung aus. Dieſer Haltung vom erſten bis zum letzten Augenblick vollkommen treu zu bleiben, darfſt Du nie vergeſſen, daß Drahtpuppenſteifigkeit keine „Majeſtät" bedeutet. Wie nun der Körper ſich uns darſtellt, ſo harmonire mit ihm der Ton: er ſei männlich, natürlich und bewege ſich im edelſten Tempo fort, weit entfernt von Monotonie, oder von dem beliebten „auf und ab." Ein tiefes Leiden, würdig getragen, ſpreche ſich in ihm aus, damit wir Theilnahme empfinden, aber keinen Ekel über Pinſelei, Dummheit, oder Rohheit. — Den Sinn der ganzen Rolle wie jeder einzelnen Rede verſtehſt Du. Der Dichter bedient ſich der Erſcheinung, um Gottes ewige Gerechtigkeit durch ein Wunder darzuſtellen. — Der größte deutſche Schauſpieler, Schröder, ſpielte die Rolle und wirkte damit, was ein Geiſt auf uns wirken ſoll. „Geiſt;" nicht „Geſpenſt." Göthe in ſeinem „Wilhelm Meiſter," verweilt mit vieler Liebe bei den Geiſtesſcenen im „Hamlet", Du wirſt Dich deſſen erinnern. Wie viel Du aber darüber leſen, ſprechen, — oder hören magſt: um das Eine bitte ich Dich — in dieſem Falle, wie in allen andern — verwirre Dich nicht; erhalte Dir den einfachen, ſcharfen, natürlichen Blick." — —

Dieſen geiſtvollen Winken, welche Seydelmann, zunächſt dem Sohne zur Belehrung, über einzelne Rollen gegeben hat, laſſen wir die bei Gelegenheit des Theaterbeſuchs entſtandenen Kritiken folgen, welche faſt durchgängig aus Briefen an den Freund v. Goldner entnommen und von uns verbunden worden ſind. Seydelmann liebte nur die gelegentliche Mittheilung über ſeine Kunſt, und verweigerte, dazu aufgefordert, ſehr entſchieden dramaturgiſche, oder rein kritiſche Entwickelungen zu geben. Der Trieb, den Eindruck eines Kunſterlebniſſes einem befreundeten Manne zu ſchildern, bewegt ihn allein zu ſeinen äſthetiſchen Auseinanderſetzungen, alle knüpfen ſich immer an eine ganz beſtimmte Veranlaſſung. Dieſe wird nun, bei Seydelmanns Neigung überall ſich zum Gedanken zu erheben, eine Quelle, welche ſich unter der Hand oft zu einem Strome tiefer Anſchauungen erweitert. So hat die folgende, ſo geiſtvolle und eindringende Auseinanderſetzung des Jago nur die Darſtellung des Othello in Dresden zu ihrer Entſtehung. In der Schärfe ſeiner Kritik, welche überall einen hohen Maaßſtab anlegt, werden wir aber auch das Wohlwollen und die Freude anzuerkennen nicht vermiſſen. Dadurch gewinnt dieſelbe eine ſo wohlthuende Wärme.

„In Dresden angekommen beſuchte ich das Theater. „Mädchenfreundſchaft" ein Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen (wonach ſonſt? —) und ein Vaudeville „Liſt und Phlegma" wurden gegeben. Dies Haus: wie klein Alles, wie eng! Sonſt dem Mannheimer ähnlich. Schwindſüchtige täuſchen darin, als hätten ſie Rieſenlungen; jeder Hauch iſt hörbar. Da läßt's ſich con amore ſprechen. Da kann man

die feinen und feinſten Biegungen des guten, geſellſchaftlichen Tones geltend machen. Da braucht man keinen Mauerpinſel, um verſtändlich zu werden. Fräulein Bauer, die ich hier zum Erſtenmale und zwar in „Mädchenfreundſchaft" ſah, iſt, im Luſtſpiele, eine ganz vortreffliche Schauſpielerin. Ich habe an ihrer Darſtellung einer jungen, lebhaften, muthwilligen Dame von Bildung eine große, große Freude gehabt und möchte ſie wohl noch oft ſehen. Sie war die belebende Sonne in dem ſonſt trockenen Kreiſe. Herr P.... ſieht noch immer aus wie eine auf den Schwanz geſtellte Sardelle, und ſeine Töne klingen, wie eine Sardelle ausſieht: dünn, ſehr dünn und ſcherbenartig. (Braucht er ſie in der Tragödie, ſo drückt er ſie zu einer ängſtlich machenden Hohlheit herunter: ſo war's nemlich in Shakespeare's: Othello, von dem ich ſpäter reden will.) Dabei hat er jene kleine, fire Haarkräuslerbeweglichkeit in allen tauſend Gliedmaaßen, daß man meint, es würde Alles durcheinander gebeutelt: Wort, Blick und Gebärde. Trotz des ſchwarzen Frackes und der häufig gebrauchten Lorgnette ſah ich ihn doch immer nur, als wär er im Vorzimmer und äffe die vornehmen Herrn im Saale nach. Fräulein Bauer erſchien mir an dieſem Abend wie eine heitere, liebenswürdige Dame, die ſich mit ihren Domeſtiquen unterhält. Nun, ich bin doch froh, daß ich ſie dabei belauſchen dürfen. Der Eine von ihren Domeſtiquen (ich glaube, er ſtellte einen Grafen blos — — — — — —) war nicht einmal barbirt.

„Liſt und Phlegma" — Weder „Liſt noch Phlegma," aber Langeweile genug."

„Die Vorſtellung Othello war im Ganzen eine würdige. Daß die Beſetzung einiger (ſogenannten) untergeordneten Rollen eine mangelhafte geweſen, mag ich nicht zum Gegenſtand eines beſonderen Tadels machen. War der Schauſpieler auch kein befähigter, ſo war er doch ein höchſt achtſamer und fleißiger, und wen wird das nicht verſöhnen, ſieht er in den bedeutendſten Charakteren den Gedanken des Dichters in Saft und Kraft? Weymar erſchien als ein Darſteller, der ſeine Aufgabe wohl verſtanden hatte. Seinem Othello fehlte zwar in den erſten

Akten das Gepräge der vollen Männlichkeit, der ſichern, ruhigen Kraft und Würdigkeit, er ſchien mir zu geſpannt, zu ſehr erfüllt von dem, was ſpäter uns aus ihm entgegentritt. Dagegen zeigte er die immer wilder hervorſchlagende Leidenſchaft mit tiefer Wahrheit und wird er es über ſich gewonnen haben, ſeiner Gluth mehr Adel des Ausdrucks, mehr künſtleriſche Schönheit zuzugeſellen, dann darf er auch die grämlichen Richter einladen, ſeinen Othello mit anzuſehen. Desdemona hatte Fräulein Bauer darzuſtellen. Schwerlich dürfte Jemand der Meinung ſein, daß uns des Dichters Bild aus den Bemühungen der höchſt talentvollen Künſtlerin vollſtändig entgegengetreten ſei. Fräulein Bauer ſcheint, mit vielleicht nur geringen Ausnahmen, mehr ſich ſelbſt zu ſpielen als — ſich verläugnen zu können. Immerhin aber war, was ſie zur Anſchauung brachte, nicht nur nicht ſtörend, ſondern Einiges wurde ſogar durch den künſtleriſchen Sinn der Darſtellerin, durch die bis zur Vollkommenheit geſteigerte Durchführung, tief ergreifend. Ich erinnere mich hierbei an die berühmte Schnupftuchſcene, und an die, in der ſie um ihr Leben bittet.

Paulſ's „Jago" kam mir vor, wie eine höchſt fleißige Bleiſtiftzeichnung unter warmen, lebensvollen Gemälden. Dieſe graue Eintönigkeit, unterbrochen ganz allein von einem gar zu dicken, ſchwarzen Strich über den tief liegenden, ſtechenden Augen, feſſelte die Aufmerkſamkeit auf eine peinliche Weiſe. Ich ſtelle mir den Jago nicht ſo apart vor. Mir erſcheint er vielmehr als das anſchmieglichſte, geſelligſte, treu-dienſtfertigſte Weſen, Jedem gegenüber, mit dem wir ihn zuſammenkommen ſehen, alle dieſe liebenswürdigen Eigenſchaften verſchönt durch Heiterkeit und Witz. Roderigo, den wir doch nicht geradezu einen Schaafskopf zu nennen haben, wird getäuſcht von ihm bis zum letzten Augenblicke; Caſſio, ein gewandter, feiner, ehrliebender, beherzter Soldat, hat nicht den mindeſten Argwohn gegen Jago; Othello, der ihn in ſeiner nächſten Umgebung hat, vertraut ihm, als einem Manne von biederer Geſinnung, von hellem, offenem Kopfe, voll treuſter Ergebenheit; er zeichnet ihn aus, indem er ihm, auf der Fahrt nach Cypern, das ehrenvolle Amt eines Begleiters ſeiner angebeteten Desdemona zutheilt, und wir dürfen immerhin annehmen, daß Othello

ſchon ſo manchem Menſchen tief in's Auge und in's Herz geblickt. Desdemona ſelbſt hat ihn nicht ungern und ſchilt ihn, gutmeinend, nur ſeines mitunter lockeren Witzes wegen. Endlich kennt ihn doch wohl ſeine Gattin Emilie auch ein wenig und dieſe ſogar hat von ſeiner beiſpielloſen Ruchloſigkeit keine Ahnung; er hat in ihren Augen die Sünden aller Ehemänner, was er ſonſt im Schilde führe, kommt ihr nicht im Traume bei. Jago täuſcht alſo Alles um ſich her: die Dummen nicht nur, auch die Klügſten! Er iſt der unerreichte Meiſter der Verſtellungskunſt; und welcher Mittel bedient er ſich zunächſt zu ſeinem Zweck? der Griesgrämlichkeit, der fadengraden, trocknen, ſpießbürgerlichen Ehrenhaftigkeit, aus deren Nähe jeder freie, friſche, das Leben anlockende, herausfordernde Ton verbannt iſt? Gott behüt's! Jago iſt das volle Leben ſelbſt, mit allen ſeinen Farben und Strahlen. In ſeinem Buſen liegt die Hölle, auf ſeiner Lippe, in ſeinen Blicken wohnen Engel: Engel der Luſt, der Treue und des inneren, ewigen Friedens. Mit ihnen lockt er in's Verderben; und über der Luſt, daß es ihm damit ſo gut, ſo leicht gelingt, verliert er faſt den Blick für alle Schrekken und den namenloſen Jammer, den er um ſich her verbreitet. Der Kitzel glücklichſten Erfolges treibt ihn immer vorwärts auf der Siegesbahn des Böſen; dicht am Ziele will er ſich des Lohn's verſichern. — Ein's noch iſt zu wagen: er wagt's — und fällt; inmitten ſeiner Opfer; aber — wie ein Mann! — Jago, ausgerüſtet wie Wenige auf Erden, erhält den erſten Anſtoß zur Selbſthülfe (da ihn das Glück nicht begünſtigt) von ſeinem gekränkten, beleidigten Ehrgefühl. Racheluſt vergiftet ſein Blut und ſeine Gedanken. Denken wir uns den Fall umgekehrt: wären ſeine edleren Fähigkeiten (und welcher Menſch geht ohne dieſe aus des Schöpfers Hand?) in vollen Anſpruch genommen worden, wir hätten uns durch ſein Beiſpiel können erhoben fühlen, wie wir jetzt vor ſeiner dämoniſchen Fertigkeit zurückſchaudern.

Pauli, deſſen künſtleriſche Tüchtigkeit ich mit inniger Luſt und Achtung anerkenne, der, nach meinem Dafürhalten, unter allen mir bekannten Darſtellern von Charakterrollen einer der Erſten iſt, ſchien an dieſem Abende entweder verſtimmt, denn es mangelte ſeinem Jago alle Geſchneidigkeit, aller Humor; oder — ich bin mit meiner Anſicht von

dieſer Geſtalt auf einem Holzwege. Nun, ich habe ſie ausgeſprochen — Überzeuge mich jetzt Einer vom Gegentheil.

Sie lieber Freund, kennen meine Abneigung gegen die übliche Art der Darſtellung von Böſewichtern auf der Bühne. Da iſt Alles, was man nur immer wahrzunehmen im Stande iſt, ſo durchaus ſchlecht, ſo bodenlos niederträchtig, daß es mich immer Wunder nimmt, warum alle Mitſpielenden und Naheſitzenden nicht gleich am Hauche einer ſolchen verpeſteten Beſtie erſticken. — Jeder Böſewicht iſt ein Menſch; ein Menſch, in dem wir den Kampf der uns mitgegebenen guten und böſen Kräfte wahrnehmen. Je klarer, je naturgemäßer der Künſtler uns dieſen unglückſeligen Zwieſpalt veranſchaulicht, je mehr wir erkennen, daß die erſchütternden Frevel, die Dichter und Schauſpieler vor uns aufrollen, ihren Grund in einem gereizten, mißleiteten Gefühl — in einem Irrthum unſerer Anſichten von Recht und Unrecht haben, daß unſere Nachſicht gegen einen (ſogenannten unſchuldigen kleinen) Fehler die Quelle der fürchterlichſten Vergehungen werden kann: je eindringlicher uns dies gezeigt — je näher uns in dem Gefallenen der gefallene Bruder ans Herz gelegt wird, je wohlthätiger wirken beide Künſtler auf unſere Bildung und der heilige Zweck der Bühne iſt erreicht. Was ſollen wir aber mit jenen Fratzen, die uns — nachdem ſie uns erſchreckt haben, um ſo mehr anekeln, oder zum Lachen reizen; mit jenen Lumpen, die uns einbilden wollen, es gebe Menſchen, die aber nur darum Böſes thun, weil ſie nichts Gutes thun mögen; und damit Baſta? Gehören ſolche Larven in den Bereich der Kunſt? Alles, was geſchieht, geſchieht im Zuſammenhange mit dem Vergangenen. Zeigt uns der Dichter die Folge, ſo läßt er uns aus dieſer Folge auch den Anfang ahnen. Können er und der Schauſpieler das nicht, ſo laßt die Mordthaten auf Wachsleinewand malen und auf Viehmärkten damit herumzigeunern. Und auch dort müßte ſie eine gute Polizei nicht dulden.

Ich ſchweife ab und will wieder einlenken.

Fräulein Berg ſtellte die Gattin des Jago, die Emilie, dar. Ihr möchte ich den Preis des Abends zuerkennen. Hat Fräulein Berg viele ſolcher Darſtellungen aufzuweiſen, ſo iſt ſie eine Hochachtungswerthe, ſelt'ne Künſtlerin. Herr P.... war gut als Brabantio. Für

den unzureichenden, hohlen Ton kann er wohl nicht, eben so wenig für das Unzulängliche seiner Persönlichkeit. Er zeigt eben etwas Krankhaftes, und so kommt man denn, trotz aller Mühe des Darstellers, doch zu keinem Genuß; es müßte denn Mitleiden ein Genuß sein? — Daß Herr P.... im Augenblicke, als er, in tiefer Mitternacht, vom Lager aufgeschreckt, an's offene Fenster trat, Glacé-Handschuh' anhatte, fand ich der Würde eines Hoftheaters äußerst angemessen."

Nicht minder geistvoll spricht sich Seydelmann einige Jahre später (1842) (das Vorige ist aus dem Jahre 1838) gegen denselben Freund über seine Lieblingsaufgabe den Jago aus, in welchen er sich immer mehr hineingelebt hatte. Wir theilen diese Stelle gleich hier mit: „Ich freue mich wie ein Kind auf den Jago! Manche finden das seltsam; der Kerl sei doch gar zu niederträchtig, sagen sie. Das ist er, ja! Das Unglück, das er rings um sich schafft, geht über alle Gründe, die er etwa dafür nennen dürfte, riesenhoch hinaus. Des Giftes voll wirft er's auf alle Wege hin. Wer ihn auch nur im Traume kränkt, wer seinen Vortheil, seine Wohlfahrt stört, den wirft er seiner Rachelust als ein willkommenes Opfer hin. Und wie versteht er sich darauf, sein armes Opferlamm zu fassen, langsam und sicher zu zerlegen! Mit welcher lachenden Befriedigung trägt er den Tod in seiner Auserwählten Herz! Sich vor ihm zu hüten fällt wohl Keinem ein, denn „Jago ist die gute Sünde selbst." Und träfe man ihn auch bei einem Schelmenstreich, er spräche sich bald rein. Der Ton der Schlichtheit, Ehrlichkeit, der Bruderliebe und Treue, des offensten Vertrauens — ein Herz voll Heiterkeit und Lust, voll Muth und Tapferkeit ist sein; dem Schein gehört die Welt und Jago wirbt um sie mit größerem Talent, als Glück. — Für den Schauspieler wird Jago immer eine der schwersten Aufgaben sein, der Dichter sagt dem Publikum jedesmal voraus, welchen Schurkenstreich der Böswicht im Stück begehn wird und die Ausführung soll jedesmal eine so gelungene und überwältigende sein, daß sich selbst das wohlunterrichtete Publikum so eingefangen davon fühlt, wie die verdachtlosen Personen des Stücks."

„Wir bezogen zwei Stuben im erſten Stock, tranken Kaffe, die Mutter machte ſich's bequem, ich ſchritt über die prächtige Elbbrücke dem ſtolzen Theater zu, in dem ich „das Glas Waſſer" ſehen ſollte. Der Zettel aber bat um Entſchuldigung, das Waſſer war verſchüttet worden; „die gefährliche Tante" präſentirte ſich als Erſatz. Ich ſah mir ein paar Akte an. Die erſte Scene ging verworren und ſchlecht. Der Liebhaber, ein Herr K....r (wenn ich nicht irre) mußte herbeigerufen werden und als er endlich erſchien, kam er aus dem unrechten Loche. — Fräulein Bauer, als „gefährliche Tante," ſpielte gut. Entfernt von aller Koketterie, benahm ſie ſich dem Inhalte des Stücks gemäß, der unſerem Stande eine Schutzrede ſein ſoll. — Herr R....r agirte den Freiherrn von Emmerling, ſehr äußerlich, alſo zur großen Freude des Publikums, von dem ſich wohl nur ſehr Wenige des verſtorbenen Pauli erinnern mochten, zu deſſen gerühmteſten Darſtellungen dieſer Em. gehörte. — Herr O.....r, als Banquier Adamſohn, war viel zu ſehr bemüht, die Naſeweisheit und Zudringlichkeit eines jüdiſchen Kunſtrichters zu zeigen. Solche Kerle nach dem Leben ſchildern, heißt Ekel erregen; ſpielt man aber darum Komödie? Petzold in Stuttgart, Stawinski in Berlin thun weniger, alſo für die Sache mehr. Wer das rechte Maaß, als unmittelbare Gabe Gottes, nicht in ſich trägt, ſoll es ſich durch Beobachtung ſoviel als möglich zu erwerben ſuchen, er wird ſonſt bald zu viel und bald zu wenig thun; das Eine führt zur Übertreibung, das Andere läßt kalt! — Herr K...h ſpielte den Bolzmann, eine Bilderfigur auf dem Groſchenmarkt; fällt ein Tropfen Waſſer d'rauf, iſt die Herrlichkeit weg. Natürlich, daß ſolche Dinger mehr Käufer finden, als ein ordentliches Kunſtwerk. Dem Janhagel gehört auch das ſtolze, koloſſale Dresdener Schauſpielhaus! Wie lange wird es noch dauern, bis die Künſtler ihres Tempels würdig ſind? Aug. Wilh. Schlegel wird doch Recht haben, wenn er ſagt: daß nichts ſeltener ſei, als ein wahrhaft großer Schauſpieler. Und wer es weiß, was Alles dazu gehört, kann er von ſich glauben, daß Er einer ſei? Aber rechte Liebe zur Kunſt, Talent und geſunder Verſtand können ihn dem Ziele nähern. Doch muß er ſich von jenem bunten Lappen — von dem Wörtchen „genial" — nicht irritiren laſſen. Wunderbar,

daß ein ſo kleines Wort noch immer der Irrwiſch iſt, der Leute zu Schaafsköpfen verkehrt, die ſonſt ganz geſcheidte und liebe Kerle ſind. Es möchte ſein, wenn die Sache nur nicht dabei litte! denn kaum weiß ſich ein ſchwindelnder Prieſter der Kunſt ein „Genie" genannt, gleich wirft er Alles von ſich ab: Fleiß, Studium, Beſcheidenheit und Vorſchrift; ein ſchrankenloſer Narr, in puris naturalibus, ſtolzirt er hin, und was er fallen läßt, heißt — genialer Wurf, und Shakespeare, Göthe und Schiller mögen ſich bei ihm bedanken. Arme Kerle, dieſe Dichter! Wozu ſie Tage, Wochen, Jahre brauchten, das macht ein ſolches Blitzgenie von ſechs bis neun nach, und beſſer! Darum haben dieſe Wichte ſoviel Zeit und wie ſie dieſe — und dazu ſich ſelbſt verſudeln, iſt bekannt."

„Ich habe nun auch hier den „Doctor Wespe" geſehen. Die Breslauer Damen behalten den Preis. Unſere Valentini hat eine kranke Bruſt und Hulda Erk, wie A. v. Hagn ſind weniger gut in dieſem Stück als die St. George und Pollert. Auch Lavallade iſt nicht ſo gut, wie Reder, obwohl er fleißig ſpielt. R. als Diener des Wespe, that ſich zu ſehr hervor. — Schneider, in der Titelrolle, war keineswegs unangenehm; im Gegentheil, er gab dem verwerflichen Subjekte eine Gutmüthigkeit, die offenbar aber nicht hier an der Stelle iſt. Das hab' ich ihm auch geſagt. Er erwiderte, daß er geglaubt habe, nur dadurch erträglich werden zu können. — Wespe muß aber den Beiſatz von Schreibe-Frechheit und Malice haben; vom Herzen iſt da weiter keine Spur. Sehr ergötzlich waren Weiß und Gern als Banquier und Buchhalter. Berdht ſpielte gut, Gern aber war, wie immer, ſaftig und mit Weiß iſt Herr Bork gar nicht zu vergleichen. Grua, weil er männliche Ruhe zu zeigen hat, war etwas matt. Künſtleriſche Ruhe iſt eine warmer Heerd, an dem ſich Leib und Seele wärmen und behaglich fühlen; die Ruhe aber der meiſten Schauſpieler iſt nur ein gemalter Kamin."

Seydelmann wollte jede Persönlichkeit, wie jeden Künstler zunächst nur im Bezug auf die Idee, welche er darzustellen habe, beurtheilt wissen. Der so beliebten Vergleichung mit Andern war er entschieden abhold, weil die Sache in der Regel dabei nichts gewinne. Dies spricht er im Folgenden sehr treffend und energisch aus.

„La Roche ist ein guter Schauspieler, aber ein tiefes inneres Leben zu entwickeln ist er nicht der Mann. Was sich in behaglicher Ruhe abmachen läßt, thut er mit glücklichem Verständniß, mit sehr geübten Darstellmitteln und — mit feiner Benutzung dessen, was er da und dort gesehen. Ich vergleiche ihn mit Niemand. Aber was können die seichten Skribler anders, als bequem vergleichen? — Basta! Allerdings sind Kartoffeln und Ananas Früchte. Jene Kerle nehmen's übel, daß sie nicht vollkommen gleiche sind. Dieses ewige Paralleliſiren! das Fehlerhafte gegen das Fehlerhafte abwägen — nie das Bestreben und seinen Erfolg gegen die Sache, welcher die Bemühung gilt! Kann dabei etwas Höheres herauskommen, als der Bier- und Thee-Klatsch: Hanns gefällt mir besser, als der Isaak? Wie verhält sich aber Hanns zu dem, was Hanns gesollt hat? — Danach fragen unsre lieben, guten Esel, nicht und über all' dem Kunstgeschwätz geht die Kunst leer aus. — „Ein tüchtiger Stiefel," raisonnirt ein ehrlicher, gescheidter Schustermeister, „muß so gemacht werden, Junge; nicht, weil ihn Nachbar Kunz dem Hinze so gemacht hat, nein: weil ein tüchtiger Stiefel nur auf solche Weise gemacht werden kann; es mache ihn und krieg' ihn, wer da wolle."

Auch über die mit der Schauspielkunst so nahe verwandte Kunst der Pantomime und des dramatischen Tanzes, wie des dramatischen Gesanges hatte Seydelmann das sicherste, gediegenste Urtheil. Die beiden folgenden Urtheile über Fanny Elsler und die Pasta beweisen zugleich mit welcher edlen Wärme Seydelmann wahrhaft große

Leiſtungen anerkannte, wie tief ſein Gemüth davon ergriffen war. Beide Stellen ſind aus Mittheilungen an den Sohn.

„Fanny Elsler iſt eine Künſtlerin, und gäbe es mehrere ihres Gleichen: Niemand würde von der Tanzkunſt denken, wie man eben von ihr denkt. Welch' ein Abſtand von dem, was dies Mädchen thut, zu dem, was man, ſelbſt in dem, mit Recht gerühmten Berliner Ballet, zu ſehen gewohnt iſt! Statt ſichtbarer, wilder, ermattender Anſtrengung, bietet Fanny Elsler natürlich-ſchöne, edle, anmuthige Bewegung mit einer Leichtigkeit und Ruhe, die nicht nur unſer Auge feſſeln, nein, auch unſere beſſeren Kräfte für die Künſtlerin in Anſpruch nehmen. Immer im Geiſt ihrer Aufgabe beſchäftigt, thut ſie nie zuviel, und was der Körper thut, geſchieht nur, weil's die Seele will. — Der Beifall war groß und verdient. Nun kommen mir die Triumphe, die das Mädchen (von 40 Jahren, wie man ſagt) erlebt hat, ſehr erklärlich — ſehr natürlich vor."

„Geſtern ſang die Paſta, im Opernhauſe. Die Königliche Familie war zugegen. Reſtaurateur C... flüſterte mir ſehr wichtig zu: ſie iſt zu alt (die Paſta nemlich). Freilich hat die Paſta ihre Jugend hinter ſich, und wenn manchen Leuten eine junge quackende Gans lieber iſt, als eine bejahrte, aber vortreffliche Sängerin, nun: wer möchte deshalb mit ihnen ſtreiten? Nennt man die P. ein „altes Haus," ſo gemahnen mich gleich ein paar Dutzend Sängerinnen wie elende, verfallene Hütten. Will man auf ähnliche Weiſe vergleichen, ſo ſage man allenfalls, die P. ſei ein Tempel, von deſſen (überwitterter) Herrlichkeit ſich alle jungen Baumeiſter, bewundernd! Raths erholen mögen. Vorhandenes Material ſo zu ehren, ſo zu benutzen, wie dieſe Frau es gethan hat, iſt dies nicht der höchſten Ehre werth? Und nun kommen dieſe Schmeißfliegen und ſetzen ihren Quark — auch unſerem Herrgott (wenn er nur herunter käme) auf die Naſe. —

Die Paſta iſt, als Erſcheinung, klein, fleiſchig, ziemlich breit; der

Kopf iſt groß; das Geſicht nicht ſchön, aber des Ausdrucks ernſter, tiefer Empfindungen fähig, ſie bewegt ſich ſparſam, aber doch ſehr beredt; die Bewegungen ihrer Arme ſind bedeutend und ſchön. Edle Ruhe iſt ein Hauptmerkmal ihres Weſens. Ihre Stimme ſpricht deutlich genug von einer reichen — reichen Vergangenheit. Die Ausbildung aber dieſes ſeltenen Naturgeſchenkes iſt eine ſo ehrenwerthe, nachahmungswürdige, daß ſie ſchon dadurch das volle Recht, ich möchte ſagen, eine Verpflichtung hat, ſich noch öffentlich hören zu laſſen. Mit welcher Sicherheit, mit welcher erquickenden Ruhe thut dieſe Frau, was ſie thut. Man freut ſich, ohne hingeriſſen zu ſein. Sie berauſcht nicht, ſie befriedigt und beglückt. Wir genießen, ohne mitthätig zu ſein; von jener wilden Parterre-Begeiſterung iſt bei der Pasta nicht die Rede. — Aber, wie der Reſtaurateur C. — ſprechen doch Viele."

Der tiefe künſtleriſche Sinn und die Kraft dem innerlich Angeſchauten ſogleich den zutreffendſten, edelſten, bis zur Klaſſicität ſich erhebenden Ausdruck geben zu können, bewährt ſich bei Seydelmann nicht minder in Betreff der andern Künſte, ſowohl der Muſik, als der bildenden Künſte. Überall ſehen wir ihn von dem edelſten Geſchmack getragen, gegen alle Unnatur und bloße Künſtelei und für die höchſten Offenbarungen des ſchöpferiſchen Geiſtes auch derjenigen Begeiſterung fähig, welche ſich durch ihren Ton ſogleich als ächtes Feuer einer Künſtlernatur ankündigt. Wir haben in dieſer Rückſicht im Folgenden drei Äußerungen Seydelmanns aus dem Gebiete der Muſik mitgetheilt; ſeine Abneigung gegen die immer mehr überhandnehmende mechaniſche Kunſtfertigkeit, ein kurzer Erguß über Beethoven und endlich eine ächt poetiſche Zuſammenſtellung der beiden Virtuoſen Ernſt und Paganini, welche den verſchiedenen Charakter beider Künſtler vortrefflich wiedergiebt. Dieſe Stellen ſind, die erſte und letztere, aus Briefen an v. Goldner, die Worte über Beethoven aus einem Schreiben an den Sohn, bei Gelegenheit eines Concerts in Deſſau, unter Schneiders Direktion.

„In Berlin wimmelt's von Virtuoſen; von ganz friſchen und fertigen. Sie ſind ein Zeichen der Zeit, wie Dampfmaſchinen und Eiſenbahnen. Was noch vor wenig Jahren Unglauben, Verwunderung, Erſtarren erregte, iſt uns jetzt ſo gewöhnlich, daß wir kaum mehr d'rauf achten mögen. Es iſt ermüdend! — dieſe kalte Hexerei von Kindern und Erwachſenen; und je mehr Geklimper, je weniger Muſik. Millionen Verſe und keine Poeſie. Fabriken und Maſchinen."

„Nun kam Meiſter Beethoven mit ſeiner herrlichen ſechsten Symphonie. Ach wie verſchwinden die tauſend und tauſend Sterne und Sternchen vor der Pracht der Sonne! Welche Worte, welche Bilder reichen hin, den Reichthum, die Gewalt dieſes Herrſchers im Zauberreich der Töne zu ſchildern! Er löſt den tiefſten Schmerz, und wandelt ihn zum Frieden und zur frömmſten Freude. Ich kann mir keinen Menſchen denken, der unbewegt bei ſeiner Tröſtung bliebe, unempfänglich für die Himmelsklänge, die uns Gott durch ſeinen Liebling gab. — Die Symphonie wurde tadellos ausgeführt; Dirigent und alle Mitwirkenden waren von Ernſt und Begeiſterung erfüllt und zeigten ſich ihres Rufes und des vollſten Lobes werth."

„Den Violinſpieler Ernſt habe ich ein paar Mal gehört. Gewiß iſt er einer der ausgezeichnetſten Virtuoſen; wozu aber der Vergleich mit Paganini? Weil er ihn durch Nachahmung deſſelben hervorruft? Er hätte das vermeiden ſollen. Die künſtlichſte Pariſer Roſe iſt keine Roſe aus Gottes Hand: es fehlt der Duft! Wenn Ernſt ſeinen „Karneval" ſpielt, ſo däucht mir der Jubel, der ſein Spiel begleitet, mehr ein Dank für die Erinnerung an jenen Unvergleichlichen, als Freude und Anerkennung: Paganini ſei durch Ernſt erſetzt. Es wird zu keiner Zeit an Künſtlern fehlen, die Gattung ſtirbt nicht aus; die Eigenthümlichkeit jedoch, das ganz Beſondere geht mit dem Einzelnen zu Grabe und kommt, in gleicher Kraft, höchſt ſelten oder niemals wieder. „Warum ſoll man aber nicht daran erinnern?" Wenn ein kräftiger — dem

Heimgegangenen verwandter Geiſt es unternimmt, o ja! Iſt Ernſt dem Paganini geiſtverwandt? Nein! Ernſt iſt ein lieber, bleicher, weicher, höchſt geübter Sänger, deſſen Töne auf mich wirken, wie ein Blick in ſtille, laue Nacht beim Silberglanz des Mondes. Vollen heitern Tag erweckt er aber nicht in mir; er lächelt trüb, faſt möcht' ich ſagen: krank. Doch welche wunderbare Strahlen wirken auf uns ein und zünden bei dem Namen Paganini! Bei ſeinem Scherz erzittert unſre Bruſt in neuer, bisher nicht geahnter Freude, Engel ſpielen um uns her und ziehn uns unter kindlich frohem Lachen ſchalkhaft mit in ihren Kreis, wir ſind der Welt entrückt und Träume, die wir uns vom Himmel machten, werden wahr; da trifft ein Ton uns — Einer nur, wir ſtehn berührt — gebannt vom Schreck, die Himmelsbilder ſchwinden, und alle Schmerzen, die des Menſchen Herz bedrohn, vernichten können, werden in uns wach; wir würden unterliegen, hielt uns nicht der Töne ſüße Harmonie. Dem Ernſt gehören wir zum Theil, dem Paganini ganz."

Den bildenden Künſten gegenüber zeigte Seydelmann eine wahre Plaſtik des Ausdrucks und eine wunderbare Kraft, den Eindruck des Kunſtwerks zu deuten und mit ſinnlicher Klarheit wiederzugeben. Wir theilen zur Beſtätigung zwei Stellen mit, (aus Mittheilungen an den Sohn) deren erſtere mit wenigen Zügen die im Dresdener Theater befindlichen Figuren Schillers und Göthes im Geiſte der beiden Heroen charakteriſirt, die andere uns das berühmte Bild von Gallait, die Abdankung Carls V., meiſterhaft deutet.

„Wir gingen viel herum, den ganzen Nachmittag, zuletzt beſahen wir uns wieder das Theater. In zwei Niſchen, rechts und links beim Eingang zu der Caſſe, ſitzen Schiller und Göthe. Schöne Figuren! Im Geiſte ihrer Dichtungen aufgefaßt und ſehr gut ausgeführt. Schiller ſcheint ſich vom Sitze zu erheben, Kopf und Blick und rechten Arm den Sternen zugewendet, während ſeine Linke ſich mit einem groſſen Buche auf das Bein ſtützt. Der Ausdruck des Geſichts ſpricht von

frommer, kräftiger Begeiſterung; Alles in ihm ſtrebt zu Gott und hebt uns mit. Ich habe von keinem Bilde Schillers einen wohlthuenderen, tieferen Eindruck empfangen, als von dieſem „Bilde von Stein.“ Dagegen Göthe! So viel älter dargeſtellt, als der zu früh geſtorbene Schiller. Dieſe feſte, ſtolze, freie Ruhe! Wie ein Gott der Erde ſitzt er da, und ſcheint uns ihre Räthſel, ihre Wunder zu erklären, ernſt und mild! Du wirſt Dich freuen, ſiehſt Du einſt die herrlichen Geſtalten.“

„Neulich war ich mit Mutter in der „Gunſt-Ausſtellung.“ (Ja wohl Gunſt-Ausſtellung! denn Bagatellen hängen oft im ſchönſten — Meiſterſtücke im ſchlechteſten Lichte). Zu mehr als anderthalbtauſend Kunſtwerken (?!), welche der Bewunderung empfohlen ſind, haben wir durch das Wohlwollen des Königs noch zwei „Niederländer“ erhalten, die zu dem Herrlichſten gehören, was ich je von Hiſtorienmalerei geſehen. Und obgleich beide Gemälde höchſt ungünſtig aufgeſtellt ſind, kann man doch nicht wehren, daß ihnen Alles zuſtrömt und von dem ſonſtigen Vorrath nur ſehr matte Notiz genommen wird. Wie lebhaft habe ich oft gewünſcht: wenn Wilhelm dieſe Bilder ſehen könnte! Beide ſind ſehr groß. Ohne die coloſſalen, goldnen Rahmen, iſt jedes 25 Fuß lang, gegen 17 Fuß hoch. Der Beſchauer iſt alſo auf einen entfernteren Standpunkt angewieſen; mindeſtens müßte er ſo weit davon ſtehen, als die Bilder hoch ſind. Nun aber iſt man gezwungen, ſie faſt Naſ' an Naſe zu ſehen, denn das Zimmer, worein man ſie gedrängt hat, iſt ſehr ſchmal und die hohen Fenſter werfen ein ſo grelles und ewig hin und her flakkerndes Licht darauf, daß man verzweifeln möchte. Mit vollem Rechte hat man in den Zeitungen darüber geſchimpft und ſich der Sache der (entfernten) Künſtler angenommen. Da iſt denn an den Fenſtern die untere Hälfte verkleidet und eine terraſſenartige Erhöhung für die Beſchauenden angebracht worden. „Jacke wie Hoſe, Strumpf wie Niederſchuh.“—Das erſte Bild ſtellt die Abdankung Carls V. in Brüſſel vor, 1555, den 25. October; und iſt von Louis Gallait, einem Brüſſeler gemalt. Unter dem Thronhimmel ſteht Kaiſer Carl V., von Krankheit erſchöpft, obwohl erſt 56 Jahr alt; mit der Linken geſtützt auf die

Schulter des Prinzen Wilhelm I. von Naſſau-Oranien, die Rechte auf des Haupt ſeines, auf den Thronſtufen knieenden Sohnes, Philipp II., legend. Die zur Rechten des Kaiſers ſitzende Dame iſt deſſen ältere Schweſter, die Königin Maria von Ungarn, Statthalterin der Niederlande. Auf deren Seſſellehne ſtützt Carls andere Schweſter, Eleonore, verwittwete Königin von Frankreich, ihre Hand. Neben ihr ſteht des Kaiſers Nichte, die Herzogin Chriſtine von Lothringen. Die ſtolze weibliche Geſtalt etwas weiter ab iſt des Kaiſers Tochter Maria, Gemahlin des Erzherzogs Maximilian von Öſtreich — Königs von Böhmen und ſpäteren Kaiſers — welcher auf der linken Seite des Thronſeſſels, neben dem Prinzen von Oranien ſteht. Hinter Maximilian ſehen wir Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, und hinter dem Seſſel des Kaiſers deſſen Beichtvater und weiter zurück den kaiſerlichen Leibarzt Andreas Veſalius. Im Vordergrunde bemerkt man, neben zwei Kardinälen, des Kaiſers Geheimen Rath Philibert von Brüſſel; ihm gegenüber Granvella, damals noch Biſchof von Arras. Neben ihm knieet, Krone und Scepter tragend, Vigilius, Präſident des kaiſerlichen Rathes. Zwiſchen beiden ſteht Graf Egmont, hinter dieſem Graf Horn, der einen forſchenden Blick auf den Beichtvater Philipps II., einen jungen Dominikaner, wirft. Der Ritter des goldenen Vließes im grünen Anzuge iſt Philipp von Croy, Herzog von Arſchot. Der Cardinal im vollen Ornate iſt der päpſtliche Legat, vor welchem ein Dominikaner mit dem Evangelium knieet, worauf die anweſenden Stände den Huldigungs-Eid ſchwören ſollen. — Hinter der Gruppe von Hofdamen, rückwärts vom Thronſeſſel, bemerkt man den Kopf eines ſchönen, jungen Mannes, es iſt der Maler des Bildes ſelbſt, Gallait, der ſich mit ſeiner Braut unterhält. (Dies Gemälde iſt Eigenthum des belgiſchen Gouvernements). Ich habe Dir den reichen Inhalt des Bildes angezeigt, um Dir zugleich die Menge von Perſonen anſchaulich zu machen, welche der Künſtler zur Darſtellung des merkwürdigen Moments verwendete. Außer den genannten bedeutenden Männern und Frauen ſieht man noch Viele, die, wie bei ähnlichen Handlungen, die Scene mit anzufüllen pflegen. Vier Perſonen ſind es, die uns alle Übrigen beinahe vergeſſen machen. Der Kaiſer, eine Geſtalt von mittlerer Größe, die

der ſchwere kaiſerliche Ornat niederzudrücken ſcheint. Aus ſeinem Kopf, mit hellem Haar und röthlichem Bart, ſieht nicht nur körperliches Leiden — vielmehr die tieferregte und bekümmerte Seele hervor. Wir gewahren einen Ausdruck, der eine thatenreiche Vergangenheit, den gegenwärtigen Moment von hoher Wichtigkeit, und die bange Frage an die Zukunft zugleich umfaßt und werden mit in dieſen Kreis hineingezogen. Der Blick des Kaiſers iſt dem Himmel zugewendet, aus dem krampfhaft off'nen Auge gleiten Thränen; die Lippen des halbgeöffneten Mundes ſcheinen zitternd. — Die Linke drückt ſich feſt auf Oraniens rechte Schulter, als wollte ſie, eindringlicher als der Mund, bitten, „Hilf.“ Die Rechte deckt den Scheitel ſeines Sohnes, Philipps II., im ſchwarzen ſpaniſchen Kleide, kniend. Wie meiſterhaft iſt dieſe Figur gezeichnet! Das Ganze ſo wahr und charakteriſtiſch, als das Einzelne bewundernswerth. (Die Beſchreibung kann kein Genüge thun. —) Obwohl man den König nur im Profil ſieht, hat man ihn doch ganz, in ſeinem tiefſten Weſen; man ſieht die Zukunft keimen. — Die Geſtalt iſt mehr klein, als groß; die Haltung unterwürfig, ſtarrköpfig fromm; der kurze, weiße, feſte Hals gemahnt mich an den Rücken einer Hyäne; ſein Kopf- und Barthaar ähneln dem des Vaters. Die Hände ſind gefaltet und das große, blaue Auge — glotzt. Man friert, man fühlt ein leiſes Zittern und verſteht des Kaiſers Thräne. — Scheinbar unempfindlich, leblos, einer Leiche gleich, mit off'nen Augen, eingewickelt in den reichen Schmuck der Erde, den ſie kaum noch tragen kann, ſitzt die alte Königin Maria. Wie das Antlitz eines Todten ſagt ſie Viel — und Nichts — — — Nun Oranien! So nah in dieſer Gruppe und doch fern! Gefeſſelt an die Stelle und doch frei! Wir ſehn, er wird gebeten, doch wir ſehen auch, daß er nicht erfüllen kann; nicht kann! Wie innig iſt der Ausdruck dieſer vier Perſonen hier verſchlungen; wäre nur der Bund ein Bund des Glücks! Er war es nicht! Daß wir das wiſſen, feſſelt unſern Blick nur um ſo mehr und öffnet ihm den Inhalt unſeres ganzen Lebens. — Oraniens Perſönlichkeit wirkt wie ein Zauber. Seine hohe, adliche Geſtalt, im ſchönſten Ebenmaaß, und ſicher im Bewußtſein ihrer jugendlichen Kraft!

Nachläſſig und doch edel ſteht er da — die rechte Hand ruht auf der Hüfte, die Schulter wird dadurch gehoben und zum feſteren Stützpunkt für den müden, ſorgenſchweren Kaiſer. In ſeinem ſchönen — männlich ſchönen Antlitz, welch ein Reichthum von Gedanken! Aber alle trüben Inhalts. Kraft, Widerſtand, zurückgehalten noch von Ruhe und vom Adel der Geſinnung. Was vom Sohne Carls V. zu erwarten, ahnet ſeine Seele und es ſagt es uns ſein Blick, der auf den Pfaffenzögling Philipp niederfällt. In dieſem Blicke, ſähe ihn der kummervolle Vater, liegt kein Bündniß gleicher Geiſter, und wenn auch in nächſter Nähe des Tyrannen, ſehn wir doch Oranien — und fühlen ihn, inmitten ſeines Volkes — das Haupt — das Herz deſſelben und ſein kräftiger Arm."

Nicht minder treffend wußte Seydelmann die Phyſiognomien von Gegenden und Orten, den Eindruck einer beſtimmten Naturſchönheit, oder des Lebens einer Stadt durch die Kunſt des Wortes abzuſpiegeln. Die Natur ſeines geliebten Heimathlandes Schleſien riß ihn ſogar zur ſchwärmeriſchen Empfindung fort. Wir theilen ſeinen Erguß über Warmbrunn, das freilich nur den leidenden Künſtler empfing, hier mit, dem wir als Gegenſtück die Auffaſſung des Seydelmann ſo entſchieden widerſtrebenden Hannover folgen laſſen. *)

Über Warmbrunn ſagt er: „Warmbrunn liegt in einem der ſchönſten Thäler auf Gottes weiter Erde. Ich ſah' es zum Erſtenmale von einer mäßigen Höhe, auf dem Wege von Stohnsdorf her, an einem ſchönen Tage, gegen Abend. Hatten mich die herrlichen Anſichten auf der Straße von Landshut nach Schmiedeberg und Erdmannsdorf mit freudiger Bewunderung erfüllt, ſo war es mir beim Anblick meines Reiſezieles, als empfänd' ich heiligen Frieden, und als wäre jede Sehnſucht, jeder Wunſch geſtillt. Wie ein heiteres Jeſuskind lag der kleine Ort vor meinen überraſchten Augen, rings umſchloſ-

---

*) Beide Stellen ſind, wie die vorhergehenden, aus Mittheilungen an den Sohn.

ſen von dem friſchen, kräftigen Grün der Bäume, dazwiſchen reine weiße Wände, rothe Dächer, wie der Glanz des Fleiſches und geſunde Wangen. Und dieſe — Wiege, möcht' ich ſagen, mitten auf der Fläche eines ſchönen Gartens, zur Seite links geſtützt durch himmelhohe, freundlich-ernſte Berge, die andern Seiten friedlicher geſchloſſen, weil ſie nach dem Vaterhauſe führen. Böhmen iſt ſchön, aber mit freudigem Stolze nenne ich das ſchöne Schleſien mein Heimathland. — Die herrlichen Umgebungen von Warmbrunn ſind ein begeiſtertes „Halleluja," bei Sonnenſchein und Nacht und auch die lebensmüde Bruſt erhebt ſich, in den Jubel des Geſunden mit einzuſtimmen. Und außer dieſer ſchönen, ſchönen Welt gäbe es noch einen Himmel, deſſen wir theilhaftig werden ſollen? Nun, der Himmel wird des größten Künſtlers vollkommene Darſtellung ſein. Damit wir würdige Zuſchauer werden, läßt er uns durch dienende Geiſter reinigen in den Propyläen."

Den Eindruck Hannovers ſchildert Seydelmann alſo: „Um neun Uhr war ich in Hannover. Da kann mir's nicht gefallen. Ich war nun zum dritten Male drinn und immer hatte ich Druck im Gemüthe und Geiſt. Es iſt mir hier Alles ſo finſter, eng, krumm und verſtopft. Und der Anblick des Königlichen Schloſſes gemahnt mich wie das modernisirte Fauſtrecht. (Wenn ſie das hörten, wär's mit dem Gaſtſpiel, das ſie mir angeboten am Ende.) — Die Poſt blieb bis 10 Uhr Abends liegen. Die Zeit ward mir erbärmlich lang. Ich ſah die Wolken ziehn über die finſtern Dächer hin. Nicht einmal ſchlafen konnt ich in Hannover. Bei Tiſche wurde ich viel angegafft; endlich von einigen mir unbekannt geweſenen Schauſpielern, „reſpectvollſt" angeredet. „Futter für Pulver." Dann beſuchte ich das alte Theater ganz allein. Konnte ich mich doch kaum erinnern, wie es ausgeſehn, als ich vor einigen Jahren wie im Fluge darin ſpielte. Schrecklich düſter, grau, gedrückt die Bühne, die Logenreihen prahleriſch beſtrichen und geputzt. Parterre Staub und Schmutz. „Der Herr der Ratten und der Mäuſe" und das Lied vom „Floh."

Dieſen Mittheilungen, welche uns den tiefen äſthetiſchen Verſtand, wie die wohlthuende Wärme Seydelmanns für die Kunſt überhaupt mit ſo kräftigen Zügen darlegen, laſſen wir nun eine Reihe von Briefen des Künſtlers folgen, deren Reichthum an Geiſt und Gemüth, wie an Adel und Schönheit der Form ihnen den Platz als Schlußſtein unſeres Werkes anweiſt, da dieſelben gleichſam alle Strahlen dieſer reichen Individualität zu einem Focus geſammelt zeigen. Wir haben von dieſen Briefen diejenigen geſondert, welche der Biographie einverleibt werden mußten, da ſie, abgeſehn von dem Intereſſe ihres allgemeinen Inhalts und ihrer künſtleriſchen Form, weſentlich eine beſtimmte Stimmung ausſprachen und ſich direkt an ein Lebensereigniß oder einen Wendepunkt ſeiner Entwickelung knüpften. Die hier folgenden Briefe alle aus den drei letzten Lebensjahren gewähren dagegen ein rein künſtleriſches Intereſſe, indem ſie uns einer Seits das Lebensreſultat des Künſtlers enthüllen, anderer Seits das beredteſte Zeugniß ablegen, wie der Menſch und der Künſtler ſich völlig in Seydelmann durchdrangen. Denn der Erſtere zeigt ſich von jedem Begegniß und Eindruck künſtleriſch berührt und der Letztere empfindet alle künſtleriſchen Beziehungen, als etwas von ſeiner ganzen Perſönlichkeit Untrennbares. Daher die Wärme, der Schmelz der Empfindung und der Adel des Gemüths, welche in dieſen Briefen walten. Dieſelben gewähren deswegen zugleich auch ein hohes äſthetiſches Intereſſe, da die meiſten von ihnen nach der Seite der Form wahre Kunſtwerke ſind, in denen wir dem überraſchendſten, durchaus originellen, die ganze Perſönlichkeit abſpiegelnden Ausdruck begegnen, der ſich in vielen derſelben kühn dem Beſten an die Seite ſtellen darf, was

die Sprache an Adel, Schönheit und Kraft der Anſchaulichkeit aufzuweiſen hat. Seydelmann zeigt ſich in dieſen zur Mittheilung und zum Schlußſtein unſeres Werkes ausgewählten Briefen aller Töne mächtig. Der Sarkasmus in allen ſeinen Abſtufungen, die weichſte, zarteſte Empfindung, wie der volle Strom der Begeiſterung durchdringen ſich in ihnen zu einem ſo reichen Farbenſpiel, daß wir durch ſie in jedem Moment den Eindruck eines ganzen Menſchen, einer durch die Mitwirkung aller Geiſteskräfte unabläſſig bewegten bedeutenden Perſönlichkeit empfangen. In ihnen hält der Künſtler der Sprache dem großen Schauſpieler das Gleichgewicht.

Wir beginnen die Mittheilung der Briefe mit einigen ausführlichen Schreiben an Freund Goldner, aus den Jahren 1839 und 1840, von ſehr allgemeinem Intereſſe, indem ſie theils Seydelmanns Anſicht und Kritik über den Zuſtand der Bühne, die falſchen Beſtrebungen derſelben und die geringe Vorbildung Derer, welche ſich ihr widmen, theils ſeine, aus dem lauterſten und durchaus unpartheiiſchen Kunſtverſtande hervorgegangenen Urtheile über manche ſeiner Mitgenoſſen in Berlin enthalten. Da von Goldner ſeit einer Reihe von Jahren durch Bande der Freundſchaft in alle Lebensbeziehungen Seydelmanns verflochten war, ſo boten ſich hier verhältnißmäßig weniger Briefe zu einer vollſtändigen Mittheilung an dieſer Stelle dar, weil dieſelben vielmehr mit den beſonderen Lebensereigniſſen und Lebensſtimmungen des Künſtlers eng verbunden ſind, zu deren Darſtellung ſie uns eine ſo weſentliche und ergiebige Quelle dargeboten haben. Die darauf folgenden Briefe ſind an Gutzkow aus den Jahren 1840 und 1841, an Hofrath Teichmann, Glaßbrenner und Rötſcher von 1840 bis Anfang 1843.

Briefe an von Goldner.

Berlin, im Juli 1839.

Wohl haſt Du Recht mir zu zürnen. Ein halbes Jahr iſt es ja wohl, daß Du keinen Brief von mir erhalten, während Deine immer gleiche Liebe nicht ermüdet, mich mit Nachrichten von Dir zu erfreuen. Laß mich daraus den beruhigenden Schluß ziehn, daß Du an meiner treuen Geſinnung nicht zweifeln magſt, wenn ich auch ſo läſſig im Schreiben bin. Zum Theil biſt Du Schuld, daß ich Deinen Briefträger ſo ſelten bemühe; warum verlangſt Du immer ſo lange dicke Briefe. Dazu fehlt es mir nicht nur an Zeit, auch an Stoff, und Alltagsgeſchwätz kann Dich doch nicht intereſſiren! Dann kenn' ich auch Deine ganz beſondere Vorliebe für's Theater und wehe mir, wenn ich einſt mit ſolcher Unluſt Komödie ſpiele, als ich davon ſpreche, oder gar ſchreibe. Du armer Freund! biſt doch eigentlich übel mit mir berathen. Ja, wenn ich wäre, wie ſo manche meiner Herrn Kollegen, deren Athemzüge ſich in eitel dramaturgiſche Abhandlungen verwandeln: wie würde das meinen Werth in Deinen Augen ſteigern?? dieſe löſchpapiernen Hamlette, die ihr bischen Thatkraft im Waſſer ihrer Worte erſäufen. Wenn man ſolche Herren der Kunſt peroriren hört von den „unbegreiflichen Verblendungen und Fehlern Anderer" (ſoll heißen: von den ſelbſteigenen Vorzügen), von der fabelhaften Unkunde und Schwäche der Regiſſeure, Principale und Intendanten (ſoll heiſſen: von der Fähigkeit und der brennenden Begier, Alles tauſendmal beſſer zu machen als ſie), von der Unbildung und Geſchmackloſigkeit des Publikums (das heißt: von ſparſam geſpendetem Beifalle), von

der Seichtigkeit und haaranſträubenden Ungerechtigkeit der Kritik (das heißt: von ausgebliebenem Lobe), vom allervollkommenſten Mangel an Styl und Charakter in den Darſtellungen, vom Mangel an Wahrheit, Wärme, Maaß und Schönheit, äußerem und innerem Zuſammenſpiel — mit einem Worte: vom Verfalle aller Kunſt (ſoll heißen: von der dieſen Herren inwohnenden Kraft, ihr wieder auf die Beine zu helfen, wenn Blindheit, Neid und Kabale ihnen nicht den Weg verrennten, die Hände bänden), — ich ſage: wenn man ſolche Herren ſo begeiſtert und begeiſternd reden hört, ſollte man weinen vor Freude und Erbitterung über den Reichthum Gottes und die Verderbtheit der Welt! Kann man dann wohl weniger thun, als über Hals und Kopf in's Theater zu eilen, um entzückter und belohnender Zeuge zu ſein, wie das glänzende Wort zur noch glänzenderen That erwachſen werde? Und nun ſieht man ſie, dieſe Bretter-Verbeſſerer! und entläßt ſich gegenſeitig für immer mit dem ſtillen Gruße: — Angeführt!

Dieſen Kunſtſchwätzern zur Seite ſtehen jene Dichter (oder Trachter —!), die mit dem Tadel alles deſſen, was ſie nicht gemacht, ſo überaus ſchnell fertig ſind und oft unter Darlegung ganz erträglicher Raiſonnements, ſo daß man begierig wird, ihre eigenen Werke kennen zu lernen. Sollte man dann aber noch glauben, daß der behende, kluge Richter und der Schöpfer ſolcher — Erbärmlichkeiten eine und dieſelbe Perſon ſei?

Leider kann man gegenüber dem unaufhörlichen Geſchwätze ſolcher Worthelden nicht in Abrede ſtellen, daß es um unſere Bühne — ich ſpreche nicht von der Berliner, ſondern von allen im lieben Vaterlande — nicht gut ſtehe. Betrübender als dieß iſt, daß man den krankhaften Zuſtänden, über deren Daſein man ſich, ſelbſt bei dem größten Geſchick dazu, nicht gut täuſchen kann, nichts entgegenſtellt als Klagen, Schmähungen und wieder Klagen; oder Leichtſinn, Apathie und die liebe, bequeme Hoffnung auf den nächſten Morgen. Wer erkennt nicht, daß ſo manchem der vorhandenen, allgemeinen Übelſtände mit geringer Anſtrengung und ganz in beliebter Stille abgeholfen werden könnte? daß viel Gutes ſchon dadurch erreicht würde, wenn man — wie in einem, durch zu viel, oder durch zu wenig Arbeit in Konfuſion

gerathenen Hausſtande — nur einmal wieder ordentlich aufräumte, den Dingen ihren erſten guten Platz zurückgäbe, den weiſe getroffenen Anordnungen achtbarer Vorfahren die friſche Luft — das Licht des neuen Tages zuführte?

Durch ſolche ganz geringe Bemühungen, die ja ſchon in die Rubrik der ſogenannten „verfluchten Schuldigkeiten" gehören, würde mindeſtens, was gut war, wieder gewonnen. Und käme dann, was ſo viele tüchtige Männer als ein Bedürfniß der Sache, wie der Zeit längſt erkannt haben, was hin und wieder auch ſchon verſucht wurde: eine Bildungsſchule nach gleichen Principien (in Berlin und Wien vielleicht) hinzu, aus welcher der Kunſt „edle Perſönlichkeiten" entgegengeführt würden, oder: verſagte man wenigſtens von nun an allem Unedlen, aller Rohheit und Unbildung den Zutritt, wieſe man die zahlreich vorhandenen räudigen Schaafe in die Zwangsjacke der ſtrengſten Diät und Noth zurück: wer würde ſich dann der Hoffnung auf ein geſünderes Beſtehen der Bühne nicht hingeben dürfen?

Und dies Alles hätte man ohne Koſten, auf dem Wege vorhandener Kräfte, des guten Willens, der klaren Einſicht und unerſchütterlicher Benutzung zugeſtandener Macht. Somit wäre auch der ſpäteren Befriedigung höherer künſtleriſcher Bedürfniſſe die unerläßliche ſichere Grundlage gewonnen und aus dem geſunden Kerne entwickelte ſich die ſchöne Frucht. Meinſt Du nicht auch? Und wie ruhig würde das Alles eintreten können — wie der neubelebende Strahl der Sonne nach trüber, kranker Nacht — ohne Geſchrei.

Nun? da bin ich ja ſelbſt zum Schwätzer geworden und habe Dir hoffentlich einmal genug gethan? Ich muß zur Probe. Morgen vielleicht mehr.

..... Himmel, welche Maſſe junger Leute drängt ſich auf's Theater! Und Zwerge, Krüppel ſogar (in Hoffnung vielleicht auf neue franzöſiſche Melodramen).

Vor einigen Tagen kam ein blaſſer, zwanzigjähriger Burſche aus

.... zu mir und ſtotterte einen Empfehl von ſeinen Ältern: Wenn ich „Ja" ſagte, wollten ſie's erlauben daß er zur Komödie ginge. — Dann beſuchten mich in gleicher Abſicht einige junge Leute von ſehr gefälligem Äußern und feiner geſelliger Bildung. Mit welcher freudigen Erwartung ſetzte ich mich zurecht, um ſie leſen zu hören. Aber ach, ſie deklamirten nur. Du mein Gott! war das auf Einmal, mitten aus dem natürlichſten, hübſcheſten Weſen heraus, eine Geſchraubtheit, eine Affectation, ein Gethue, daß man, die lieben gutgerathenen Geſchöpfe Gottes vor ſich, aus Wuth hätte laut aufſchreien mögen. Und wie ungemein erhebend und erquicklich iſt es, wenn ſie ſich dann entſchuldigen. Jener berühmte Schauſpieler macht es ja eben ſo. (Dann hätten wir, im Jahre 1839, Shakespeare's „beklatſchte Handlanger der Natur." —) Es iſt kaum zu glauben, was man ſich, trotz der täglich erſcheinenden, geiſtreichen Theaterkritiken, noch immer für verwirrte Begriffe von der Schauſpielkunſt macht. — „Veredelte Natur." — Ei freilich! Aber auf welchem Wege bemüht man ſich, ſie zu erreichen? Indem man zuvörderſt alle Natur aufgiebt; indem man in verrenkten Stellungen, äußerlichen Geſchichten, ſtöhnend und ſchnappend, ſchreiend Ton auf — Ton ab, ſich abarbeitet, ſo frazzenhaft, ſo widerlich, als möglich. Recht als ob ein ſchadenfroh neckender Teufel ſolche Schauſpieler und deren Nachtreter regierte, ſind ſie ſo lange liebe, leidliche Menſchen, bis es gilt, ſich als „Künſtler" zu produciren. Da, in einem Nu! verwandeln ſie ſich in ihr allerjämmerlichſtes Gegentheil, und kehren von ihrer Verblendung nicht eher wieder zur Natur, von der ſie ausgegangen, zurück, als bis ſie, matt und müde, von dem verkehrten Laufe am ſorgenvollen Abend ihres Lebens angekommen ſind, und die körperlichen Kräfte ihnen den Dienſt der weiteren Verrenkung verſagen.

Aber man ſtelle den jungen, von der Theaterwuth ergriffenen Leuten vor, was man wolle; ſtelle es ihnen ſo ehrlich, ſo wohlmeinend vor, als immer möglich: ſie ſtehen durchdrungen davon da, nicken mit dem Kopfe und gehen auf ihre Weiſe — zum Theater; in die kleineren Städte, Marktflecken, Dörfer; denn die Kunſt hat ihre Tempel überall. Dort bekommen ſie freilich kaum das liebe tägliche Brot, aber

Rollen — Rollen! und jene angeſtaunte Routine — Bretterkeckheit! — die ſie dann für ihr ganzes künſtleriſches (!) Leben bezeichnet; die ihnen anklebt, wie ein angeborner Makel, den keine Mixtur und keine Salbe, kein Hahnemann und kein Priesnitz mehr aus ihnen heraus bringt. Um des jungen Nachwuchſes „edle Perſönlichkeit," um den reinen klaren Spiegel, der uns das Schönſte, was Geiſter wie Shakespeare, Schiller und Göthe uns hinterlaſſen haben, zurückſtrahlen ſoll, iſt es auf dieſem Wege der eitelſten, roheſten Willkühr und verrufenen Genialität alſo auch gethan, wenn auch ſonſt, wie es in den Räubern heißt, „ein ganzer Mordbruder für die Bande" gewonnen wäre.

Fort von dieſen hundertmal beſprochenen Geſchichten und zu etwas Erfreulicherem.

Holtei wird nach Berlin kommen. Du kennſt ihn und weißt, wie nahe wir einander in unſerer Jugend geſtellt waren. Wie freue ich mich, ihn wieder zu ſehen! Ich habe eine ordentliche Sehnſucht nach ihm! Holtei, Breslau, Schall, Lewald, Glatz, Grafenort, Graf Herberſtein und deſſen ganze Familie, meine Verſuche auf dem Liebhabertheater, mein Übertritt auf die öffentliche Bühne, meine ganze glückliche Jugendzeit: Alles wird wach bei dem Namen Holtei. Zwanzig Jahre ſind vorüber, daß wir die gleiche Laufbahn wählten; aber wie raſtlos unſere Verhältniſſe uns auch hin und her führten: nur zweimal war uns ein flüchtiges Begegnen vergönnt. „Uns!" Ich weiß freilich nicht, ob er die frühere Anhänglichkeit und Liebe mir bewahrt hat, wie ich ihm. Er iſt inzwiſchen ein beliebter Dichter geworden und ein ausgezeichneter Vorleſer. Im Jahre 1830 ſah ich ihn in Darmſtadt, unter Küſtner. Auch Schauſpieler iſt er geweſen. Als ſolchen hat er mich zuletzt in Breslau geſehen, im Sommer 29, eben da ich mein Gaſtſpiel ſchloß mit der Rolle des biedern, knurrigen Doktor Mertens in dem alten Schauſpiele „Rettung für Rettung" von Beck. Er zeigte ſich ziemlich zufrieden mit meiner Darſtellung, ſchalt aber grimmig auf das Stück. Etwas peinlichen Inhaltes iſt es freilich, aber es treten Menſchen darin auf — es hat einen warmen Pulsſchlag und iſt deshalb auch lange Jahre hindurch auf allen

Bühnen mit vielem Antheile geſehen werden. Ein ähnliches Stück iſt Holtei's „dummer Peter.“ Das haben wir in Stuttgart gegeben und trotz des ſehr bekannten Thema's gefiel es auch. Man ſollte dergleichen Abſchriften des gewöhnlichen Lebens nicht gar ſo vornehm abweiſen, nicht gar ſo ſtreng richten. Sind ſie korrekt und ſauber, muß ihnen die Bühne von Zeit zu Zeit ſo gut geöffnet ſein, als der Göthe'ſchen „Iphigenie“ und dem „reiſenden Studenten.“ — Dem Schauſpieler ſelbſt bieten ſie großen Vortheil, und Leſſing, Schröder, Iffland ſind ihm für die Darſtellung einfacher Natürlichkeit und Wahrheit förderlicher, als die zu leerem Declamationsprunke verlockenden, hochpoetiſch ſein ſollenden, dramatiſchen Gedichte ſo mancher literariſchen Notabilitäten der vornehmen „Jetzt-Zeit.“ Man muß nur dergleichen von A bis Z durchgemacht haben, um die Qual der „Worte, Worte, Worte“ bis in's Innerſte zu empfinden und zugleich die unglückſelige Quelle zu erkennen, der wir unſere geſungenen Trauerſpiele zu verdanken haben.

Holtei hat nun auch den Theaterdirektor aufgegeben, wie den Schauſpieler (wenigſtens für jetzt), und iſt, wie man hört, dabei, ſeine Biographie zu ſchreiben. Das kann ein ſehr intereſſantes Geſchenk für uns werden, denn er hat ein an Erfahrungen reiches Leben hinter ſich. Faſt fürcht ich mich davor. Wenn er nur Er ſelbſt geblieben iſt! Und das eben iſt ſchwer. Eine Laufbahn aufgeben, der wir uns mit voller Kraft und Liebe zugewendet, iſt gefährlicher, als ſtandhaft in ihr beharren. Denn nicht ſelten geſchieht es, daß ein ſolcher Abſchied jenen trüben, dicken, gallbitteren Satz von getäuſchten Erwartungen in uns zurückläßt, der uns dann grätig und grämlich macht, uns aus der ſchönen Unbefangenheit der Anſichten und des Urtheils herausdrängt, und endlich wohl gar um alle Luſt am Menſchen, wie am Leben beſtiehlt. Solchen Appetitloſen, innerlich Geſpaltenen, Zerriſſenen, entſetzlich Weiſen, mit Gott und der Welt Fertigen iſt dann nichts mehr (oder Alles) recht, und ſie grollen allen Grußes mit der Sonne, — weil ſie ſie täglich aufs Neue erwärmt.

Halb fertige Mephiſtopheleſſe!

Nun Gott gebe, daß Holtei mir der liebe Jugendfreund geblieben

iſt: friſch, gutherzig, theilnehmend und wahr! wenn auch ernſter geſtimmt, und gereift durch manchen herben Verluſt, durch manche ſchmerzliche Erfahrung. Biſt Du doch auch lieb und gut geblieben und haſt ſo viel — ſo viel gelitten!

Gruß und Kuß! Empfiehl mich Deiner verehrten Gattin! Grüße auch Deine (meine) Darmſtädter Freunde und ſchreibe bald

Deinem

Seydelmann.

Berlin, den 3. Auguſt 1839.

Dein Zorn ſcheint wieder die rechte Manneshöhe erreicht zu haben. So muß ich denn Dinte drüber gießen, damit er abermals zum ſanften geſchmeidigen Kinde zuſammenkriche. Geſtehen kann ich es aber bei dieſer Gelegenheit doch wieder einmal, daß mir unter allen Dingen, die mir ſchwer vorkommen, das Schreiben ſehr ſchwer vorkommt: d'rum verſchieb' ich es immer ſo lange. Und habe ich mich dieſer (ich will es ja geſtehen!) Freundespflicht einmal entledigt und leſe ich, was ich geſchrieben habe, dann kommt mir ein Widerwille in die Seele, der mich nicht ſelten lockt, den Wiſch voll Buchſtaben augenblicklich zu zerreiſſen; weil ich finde, wie weit der Ausdruck hinter dem, was ich habe mittheilen wollen, zurückbleibt. Schiltſt Du dies Eitelkeit, ſo wirſt Du doch nicht umhin können, einzugeſtehen, daß Du manch' erbärmliches Zeug weniger geleſen — manchen Ingrimm nicht empfunden hätteſt, theilten viele (ſogenannte) Schriftſteller dieſe Eitelkeit mit mir. Ich genüge mir gerne ſelbſt und dieſe Freude empfinde ich ſehr ſelten, wenn ich Briefe geſchrieben habe; ich leſe dann eben nicht das, was ich doch hatte ſagen wollen; und daß Du damit zufrieden biſt, iſt zwar ein Troſt, aber doch ein ärgerlicher.

Genug davon! die Pauſen, welche ich bisher in unſerm Briefwechſel gemacht habe und höchſt wahrſcheinlich wieder machen werde, ſind Dir hierdurch erklärt.

Für Deine Mittheilungen in Betreff des Frankfurter Theaters und

deſſen letzte Gaſtſpieler ſage ich Dir meinen herzlichſten Dank. Das gedruckte Zeug habe ich kaum geleſen. — Wärſt Du nur ſelbſt Augenzeuge geweſen, dann würde ich ein treues Bild von Thatſachen erhalten haben, die mich allerdings intereſſiren; die Referate jedoch der meiſten heutigen Kunſtrichter — ſind ſie etwas Anderes, als Fliegenſchmutz auf dem Spiegel der Wahrheit?

Die Abſicht, welche meine böswilligen Gegner in Stuttgart haben, iſt ja wohl jedem nur Halbunterrichteten klar. Sie ſtopfen aus dem Werg ihrer niederträchtigen Geſinnungen einen Balg zuſammen, beſtreichen ihn mit dem Geifer ihrer glänzenden Lügen, und ſtrecken dann den bunten Balg, auf der Stange ihrer Marktſchreier-Literatur, dem gaffenden Pöbel entgegen; nicht ſo ſehr, um das (ſcheinbare) Glück des Einen zu machen, als vielmehr, um einen Andern damit zu ärgern, ihm den Balg ſo lange entgegen zu ſchleudern, bis er — oder mindeſtens ſein Name darunter zuſammenſinke.

Dagegen kann denn ein ordentlicher Menſch nicht viel machen und wie es ſich trifft, daß die Polizei ſelten bei der Hand iſt, um einen Ehrenmann vor dem Kothe der Straßenjungen zu bewahren und ihm, für erlittenen Frevel, Genugthuung zu ſchaffen, ſo überlaſſen es die Edlen und Starken der Zeit, dem lieben Gott, dem Rechte und der Wahrheit den Sieg zuzuführen und die Lüge in ihre verpeſteten Winkel zurückzuwerfen. Weniger koſtſpielig und gefährlich iſt es, ein vornehmdrohendes Wort gegen keckes Ungeziefer in glänzend erleuchtetem Geſellſchaftsſaale ertönen zu laſſen, als die mit dem Glacéhandſchuh weichlich verzierte Manneshand zur kräftigen Vernichtung zu gebrauchen. Auf ſolche Art ſchreitet auf Erden der Teufel mit breiter Bruſt im prahlenden Samm'tkleide einher, und das liebe Kind Gottes, die Tugend, im knappen, fadenſcheinigen, ſchwarzen Tuchgewande drückt ſich, kurzathmig, an der feiſten Sünde vorüber. Es muß einen Himmel geben; nicht ſowohl, daß der Brave darin aufgenommen — ſondern das keck zudringende Laſter fühlbar davon zurückgewieſen werde. Irgendwo muß man doch vor der Canaille ſicher ſein können! Hier unten kann man's nicht; alſo oben! Geduld, Seydelmann; die Frage wird dir bald beantwortet werden.

Das „Pro memoria“ des Herrn Belli ist eines tüchtigen Mannes werth. Glänzende Eigenschaften verbürgen aber leider noch nicht eine edle, künstlerische Natur, und wie Gott nur die Welt regiert, so müßte auch an der Spitze jeder Kunstwelt ein kräftiger und edler Mann zu finden seyn. Sieh Dich um, und erkenne, wie jedes Theater die großen Fehler und einzigen Tugenden seines Vorstehers zurückspiegelt. Und wird das anders, besser werden? Nein. Denn gewissenlos, leicht bestechlich, und lächerlich vertrauend geht man bei der Wahl eines Intendanten, oder Schauspielprinzipals zu Werke.

Wie viel ist schon über mich geschrieben und gesalbadert worden. Wie wenig davon hat den Kern der Sache und meine eigenthümliche Beziehung dazu berührt. Kein Wunder, da die Eitelkeit der Schreiber meistentheils nur von dem Schreiber spricht. Diese Herren wollen zunächst sich selber sprechen hören, dem erstaunten Volke zeigen, wie der einzig richtige Gesichtspunkt, von welchem aus die und die Sache, oder die und die Person zu betrachten sei, nur von ihnen festgestellt werden könne; und prüft man diese Orakelsprüche, so liegen sie, unter hundertmalen neun und neunzigmal, auf sehr lockerm Boden, auf dem Grunde der pfauenhaftesten Selbstliebe, der Arroganz und nicht selten auf dem der hämisch'sten Bosheit. Glücklich der Sterbliche, der sich durch alle die buntscheckigen Erfahrungen auf dem großen Markte des Lebens mit noch ungebrochener Kraft in die einfachsten und nächsten Kreise seiner menschlichen Verpflichtungen zurückziehen kann und, unbekümmert um das Gequack der Frösche, dem Wahlspruche getreu verfährt: „Handle recht, und scheue Niemand!“ Wie dieser Wahlspruch zu verstehen sei, sagt ihm der Gott in seiner Brust.

Du sagst, ich spotte „über die heiße Theilnahme an Allem, was das Theater betrifft.“ Ich spotte keineswegs; ich weiß ja, daß Deine Theilnahme auf wahrhafter, tiefgefühlter Liebe zur Kunst beruht; und wenn ich dann und wann dazu lächle, so solltest Du doch längst wissen, daß dieses Lächeln kein Spott ist.

Die Hagn unterliegt, wie alles Irdische, dem Tadel, wie dem Lobe. In der langen Reihe der mir bekannt gewordenen Schauspiele-

rinnen ſteht ſie aber, durch reiche und mannigfache künſtleriſche Befähigung, mit oben an, und ſomit laſſe ich die Leute ſchreiben, ſchwatzen und denken, was ſie wollen. Weder die Frankfurter, noch Caſſeler, noch Darmſtädter, noch Mannheimer oder Mainzer haben auf ihrer Bühne ein Talent, wie das der Hagn, und wenn die heilloſen Skribler den Tadel, den ſie über dieſe Schauſpielerin in unreinem Eifer loslaſſen, aus den Vergleichungen mit ihren heimathlichen Künſtlerinnen hervorholen, ſo ſind ſie, gelind geſprochen, lächerliche Krämer, die den eigenen Schwefelfaden zur Wachskerze hinauflügen. Daß ſie Fräulein Hagn aus edlerem Antriebe zu tadeln vermöchten, darf man dieſen Maculaturfabrikanten kaum zutrauen. Und dieſe — alten Buben, wie keck ſie gleich mit ihrem Urtheil (? !) über den Geſammtwerth eines Künſtlers losfahren, deſſen Auſſenſeite ſie kaum kennen gelernt.

„Schnell iſt die Jugend fertig mit dem Wort," ſagt der ewige Gott durch ſeinen Liebling Schiller. Unſere heutige kritiſche Jugend iſt die liederlichſte, frechſte, aufdringlichſte Dirne, die es je gegeben. Sie ſollte abgeſchloſſen werden, denn ſie verbreitet Peſt durch die ganze Erde.

So gewiß die Hagn eine ſeltene Schauſpielerin iſt, ſo wenig kann das jetzige Parterre einer Handelsſtadt ein gültiges Urtheil über eine Darſtellerin leichter, feiner Luſtſpielrollen aufſtellen. Die Fähigkeit der Urtheilenden iſt geſchwächt, zurückgedrängt, verwildert. Der gute Ton iſt aus dem Hauſe geworfen worden, der zügelloſe Haufe hat ſich faſt aller Räume darin bemächtigt und fordert die Fortſetzung einer Unterhaltung, wie er ſie eben im Bordell, in der Kneipe, und in ſonſt verrufenen Winkeln verlaſſen hat. Er ſchreit, er droht, er wirft mit Silberpfennigen herum und die verlegenen, furchtſamen Wirthe und Kellner kommen ſeinen Forderungen, mit der Hoffnung auf Gewinn, entgegen. Der Kaufmann, nimmt er ſich nur recht in's Auge, wird erkennen, daß er, des materiellen Vortheils wegen, eher mit dem lauten Markte ſympathiſirt, als mit der kleineren Anzahl derer, die es mit der („ſogenannten" —) Veredlung des Menſchen zu thun haben wollen und, indem er ſich ſelbſt die Larve der Vornehmheit umbindet, huldigt er doch nur ſeinem Haus-

gotte: dem Profit, in tauſendfacher Vermummung. — Die Erfahrung ſpricht für mich. Welche Handelſtadt iſt es jetzt, die ſich eines guten Theaters rühmen darf? Nenne ſie! Weit leichter wird es ſein, die kläglichſten Bühnenzuſtände in der Nähe der reichſten Geldſäcke zu finden. — Hamburg's Bedeutung, in Betracht auf Schauſpielkunſt, iſt ſchmählich geſchwunden. Nichts nutzt es, daß man ſich noch immer des Namens „Schröder" bedient; die jetzige Erbärmlichkeit tritt dabei nur um ſo greller hervor. Wenn man aus einer Kirche eine Schenke, eine Schacher-, eine Würfelbude macht, in der man mit den heiligſten Gegenſtänden eine gewinnſüchtige Heuchelei treibt, ſo iſt der höhnendſte Verluſt die gelindeſte Strafe, welche die unſaubere Prieſterſchaft treffen kann. Die Sucht nach Vermehrung des Mammons iſt es, welche Privatdirectoren aus Kaufleuten macht; ſie kreiren ſich zu Vorſtehern einer Bildungsanſtalt und vergeſſen nicht nur, daß man aus Bildungsanſtalten keine Procente zu gewinnen hoffen ſoll, nein: ſie demüthigen ſich in ihrer ſchnöden Geldſucht vor ihren Schülern, huldigen ihren närriſchen Wünſchen und überliefern ſich und die ganze Anſtalt dem gerechteſten Spott. Der Mangel an Achtung, den man in Frankfurt ſeit einigen Jahren dem Schauſpiele von Seiten der Verwaltung fühlbar machte, hat auch den völligen Verfall deſſelben nach ſich gezogen, und wie ſelten ein Übel allein kommt, iſt aus dieſer Nichtachtung auch jene Ungebundenheit und Leichtfertigkeit des Urtheils, jene ſchmachvolle, tiefverletzende Art, ſich den Vorſtehern und den Mitgliedern des Theaters gegenüber zu ſtellen, hervorgegangen. Die Rohheit überſprang bald alle Grenze und wurde, wie im Parterre, auch auf der Bühne ſelbſt heimiſch. Die beſſeren Naturen, die den Platz nicht meiden konnten, betraten ihn mit dem Gefühle der bitterſten Scham. Ich habe das wohl erkannt. Einzelnen unter ihnen war es ein nicht abzuweiſendes Bedürfniß, mir ihren kläglichen Zuſtand bis in's Kleinſte zu ſchildern. Hätte es unter den reichen Herren, die um ihre verlorenen Gelder jammerten, einen einzigen wahrhaften Kunſtfreund mit klarem Blicke, mit männlich durchgreifender Kraft gegeben: die Verluſte würden ſich vermindert — das verdeckte Spiel intriguirender Egoiſten würde nicht ſo tödtlich um ſich gegriffen haben.

Dieſe unredlichen Prieſter im Tempel würden früher entlarvt worden ſein. Aber ſolch' einen Retter in zunehmender Gefahr für Kunſt und Geldſack ſcheint der Himmel den Frankfurtern erſt jetzt, in der Perſon des Herrn Belli gegeben zu haben.

Was man wohl von mir gehalten haben mag, als man mich einlud, dieſen rieſenhaft vergrößerten Augiasſtall auszumiſten? Ich kenne für die Wiederherſtellung eines guten Theaters in Frankfurt nur Ein Mittel: völlige Auflöſung aller beſtehenden Verhältniſſe. Das würde nur durch bedeutende Opfer zu erreichen ſein; dafür gewönne man aber einen geſunden Körper und mit ihm Ehre und Freude!

Was Döring betrifft, ſo muß ich wiederholen, ich wünſchte, Du ſelbſt hätteſt ihn geſehn. Daß er ſich gefallen hat öfter in kleinen Stücken aufzutreten, als in größeren, läßt einen Schluß zu ſeinem Nachtheile, wie zu ſeinem Lobe zu, und ſpricht im Ganzen eine Beſtätigung meines ſchon früher über ihn gefällten Urtheils aus: daß er weniger berufen ſcheint, aus dem innerſten Heiligthume — aus dem Kerne aller Kunſt herauszuarbeiten, als ſeine Siege durch ſehr geſchickte Anwendung überraſchender, glänzender Beobachtungen zu erfechten. Er beſitzt ein höchſt ſeltenes Nachahmungs- und Aneignungstalent. Eigenthümlichkeiten, Sonderbarkeiten in Ton und Benehmen weiß er trefflich nachzubilden.

Wie ich geahnt habe, ſo hat ſich's beſtätigt: Sophie L. iſt ein höchſt gefallſüchtiges eitles Kind, das ſich über den Beifall, den eine andere Sängerin gewinnt, entſetzlich albern gebehrden und „giften" kann. Sie iſt ohne Zweifel eine ſehr reich begabte Natur: aber eben ſo gewiß iſt es, daß ſie mehr durch leidenſchaftliche Erregung und durch heiße Sucht nach jedweder Auszeichnung zu künſtleriſchen Bemühungen hingeführt wird, als durch jene fromme Begeiſterung, die den Gott in der eigenen Bruſt verkündet und das beſeligende Mitgefühl im Kunſtfreunde erweckt. Die Flamme der Sophie L. flackert wild und iſt nicht rein, ihre tägliche Umgebung iſt wenig geeignet, den raſchen Brand zum wohlthätigen Feuer zu läutern. Ihre Schweſter Lilla iſt ſeit mehreren Wochen hier und ſpielt, von dem Anhange der Sängerin über Verdienſt beklatſcht, Komödie. Sie iſt

keineswegs ohne Talent, aber eine leitende Hand thäte ihr Noth. Schade, ſchade! Welche Maſſe von Schauſpielern und Sängern haben wir und wie entſetzlich wenig Künſtler! Und woher kommt das? Ei, woher kommt es denn, daß es ſo viele Leute giebt und doch ſo wenig Menſchen?

Fräulein Schlegel iſt ein Mädchen von 18 Jahren, von mittlerer Größe, von ſehr gefälligen Formen und einem Geſicht, das vielleicht nur Wenige nicht ſchön nennen, weil es ihm an geiſtigem Ausdruck fehlt. Ihre Stimme iſt ein mezzo-Sopran voll angenehmer Kraft und Weichheit, und ziemlich gleichmäßig gebildet. Das Mädchen iſt ſchon ſehr fleißig geweſen und wenn ſie nicht in des Teufels Hände geräth, ſo wird ſie eine beglückende und beglückte Sängerin. Gott ſchütze ſie!

Wie gern käme ich, wenn auch nur auf einige Tage, nach Darmſtadt! Wer weiß, was geſchieht! dann hätte ich auch einige Ruhe und dürfte keine Briefe ſchreiben.

Ein Kritiker hat geſagt, ich ſpräche den Nathan jüdiſch! — Toller, frecher Menſch! Ob mir das jemals, auch nur im Schlafe, eingefallen iſt? Darin liegt ja eben unſer Unglück: iſt die Vorſtellung vorbei, macht jeder, der ſie ſah, oder nicht ſah, daraus was er will! Ekel, Ekel! Auf Deine Bemerkung antworte ich: Leſſing hat jede ſeiner Perſonen durch charakteriſtiſchen Ausdruck in der Art und Weiſe, wie ſie ſprechen, ſo ſcharf geſondert und abgeſtuft, daß man in der Daja z. B. eben ſo ſchnell die gutmüthige, fromme, geſchwätzige alte Wärterin erkennt, als im Nathan die göttliche Melodie der reinſten Liebe und Duldung! Es iſt eine Weichheit über ſeine Rede verbreitet, die ihre Kraft nur noch eindringlicher macht; der rechte Leſer wird dies eben ſo beſtimmt fühlen, als die kernhafte Rauhigkeit aus dem Munde des Derwiſch, den liebenswürdigen Trotz und Ungeſtüm des Templers, und die lächerliche Hohlheit des Patriarchen. Wie jedes Muſikſtück in ſeinem Charakter, ſeiner Stimmung vorgetragen ſein will, wie jedes Bild in's rechte Licht geſtellt zu werden fordert, damit man es im Ganzen wie im Einzelnen nach ſeiner vollen Bedeutſamkeit erkenne, eben ſo muß der Darſteller es verſtehen, die Feinheiten ſeines Dich-

ters — und lägen ſie auch nur im Hauche — geltend zu machen; und je edler, je höher der Gedanke daſteht, je zarter und ſicherer muß ſeine Behandlung ſein. Die Kunſt ſolcher Behandlung geht aber allein aus dem tiefſten Gefühl hervor und der innere Gott muß uns leiten, wo Berechnung und Mühe ſeitab führen würden. Was Du nun, in Bezug auf meine Darſtellung des Nathan, „eine ganz, ganz leichte Färbung" nennſt, iſt jener Hauch, jene Melodie, jener Schmelz, in dem die Worte des herrlichen Menſchen (Jud und Muſelmann und Chriſt) an unſere Seele dringen. Es giebt Dinge, die ſich ſchwer oder gar nicht definiren laſſen, weil ſie ein Theil der unſerm Blicke ewig verhüllten, göttlichen Geheimniſſe ſind. In der Kunſt giebt's ſolcher Dinge viel; d'rum iſt der geſchickteſte Rechnungsrath noch lange kein Künſtler. —

Am königlichen Geburtstage wurde zum Erſtenmale „der Schwur" von Mercadante gegeben. Fräulein von Faßmann und Fräulein Sophie Löwe — oder, damit dieſe mir das nicht übel nimmt: — Fräulein Sophie Löwe und Fräulein von Faßmann hatten beide in dieſer Oper zu ſingen. So oft ſie einander anzufaſſen, zu umarmen hatten, erfolgte ſtürmiſcher Jubel von Seiten der Bedienten der feindlichen Häuſer, die das Parterre faſt allein in Beſchlag genommen hatten.

Reiſe mit Gott! Grüße mir meine theueren Freunde, die ja auch die Deinigen ſind und ſage mir, ob ich noch einen längeren Brief hätte ſchreiben ſollen?

Bleibe gut Deinem Dich treu liebenden
Seydelmann.

Berlin, den 14. Juni 1840.

Gutzkows vielbeſprochener „Richard Savage" iſt nun endlich auch hier geſehn worden und hat — Ehre ſei dem hieſigen Publikum! jene freundliche Theilnahme erfahren, die einem ſolchen Erſtlingsprodukte gebührt. Es wird hier ſehr viel Neues gegeben; leider erregt das Meiſte davon nur deshalb den Wunſch nach Wiederholung,

wenn die Darſtellung eine recht lobenswerthe war. Was auch gegen die Art und Weiſe, wie man in Berlin Komödie ſpielt, eingewendet werden mag: es iſt damit doch nirgend beſſer! Du würdeſt oftmals ſchimpfen, ich thu' es auch; die größere Summe Deines Urtheils aber würde Lob ſein; ganz gewiß! Wie viele achtungswerthe Schauſpieler zählt das hieſige Perſonal! Da iſt die Crelinger, die Wolf, die Hagn und neben ihnen noch manches hübſche jüngere Talent (vornämlich Clara Stich); da iſt der vortreffliche Mauer, da iſt Weiß, der freilich derbe, aber auch erquickliche Humor des Gern, der etwas kecke, aber vielgewandte Schneider, der tief denkende Eduard Devrient, der ruhig-angenehme, fein-anſtändige Grüſemann, der mit reichen Mitteln begabte Rott, der, wenn er warm wird, wackere Grua *), der immer noch friſche Blume, der drollig-trockene Räthling, Wiehl in kleinen Rollen oft vortrefflich, der vielbrauchbare Franz, und noch mancher Andere der Achtung werth. In Keinem Etwas, das dem Tone einer wohlgebildeten Geſellſchaft nicht entſpräche, und dies allein iſt ſchon viel werth. Nichts fürchterlicher, als Gemeinheit und wie oft — wie oft tritt ſie uns auf der Bühne, alſo grade da entgegen, wohin man ſich vor ihr ſoll flüchten dürfen. Wenn nicht der Schutz der Logenbrüſtungen und des Orcheſter-Raumes wäre, könnte man die Nähe mancher Wichte nicht ertragen.

Pauli hatte ſich um ein Gaſtſpiel in Berlin bemüht; es ſcheint, als ſollte nichts daraus werden. Er iſt ein tüchtiger Schauſpieler und ich würde ihn gern wiedergeſehn haben. Du glaubſt mir das. Ich habe mich nie auf gemeiner Furcht und Eiferſucht ertappt, wenn es die Würdigung eines Kollegen betraf; ich war vielmehr der Freude über das Gelungene fähig, und ich gab ſie zu erkennen.

---

*) Dies Urtheil ſprach auch Seydelmann an einem andern Orte gegen ſeinen Freund v. Soltner aus, indem er von Grua ſagte: (bei Gelegenheit ſeines Jngemar) „In der ruhigen Darlegung eines Charakters iſt Grua kein Virtuos; da erſcheint er mir matt; erſt wenn er den Sporn der Leidenſchaft in die Weichen kriegt, ſtreckt er Schweif und Hals und trottirt rüſtig fort. Daß ſein Spiel frei von lächerlicher Eitelkeit und Geſchraubtheit iſt, will, wie die Sachen heut' ſtehn, ſchon viel ſagen."

Ich bin nicht ſtolz, daß ich etwas kann; ich bin es, weil ich auch etwas kann! In dieſem Stolze reiche ich jedem Tüchtigen die Hand; in freudigem Stolze der Ebenbürtigkeit! Und ſo wird's wohl recht ſein.

Es wird Dich vielleicht einer meiner hieſigen Freunde begrüßen, Adolf Glaßbrenner, der heitere, witzige, lebensmuthige und herzgute Bildner des „bunten Berlins." Du wirſt ihn lieb gewinnen. Du willſt mich durchaus zum Schriftſteller machen. Das gelingt Dir nicht. Ich bin zu ſtolz, um in die lange — lange — unabſehbar lange Reihe der ſchnell Vergeſſenen, öffentlichen Unbekannten einzutreten. Schauſpieler war ich — bin ich — will ich bleiben; Amen!

Deiner hochverehrten Gattin, die ich gar zu gern einmal wieder ſehn — und auch hören möchte, bringe meinen herzlichſten, innigſten Dank für ihre gütige Mit-Einladung. Meine Freunde bitte ich zu grüßen. Lebe recht wohl.

Dein

Seydelmann.

Briefe an Gutzkow.

Berlin, am 3. April 1840.

Nach einer Verſtimmung von einigen Jahren.

Wohlgeborner,
Sehr geehrter Herr!

Mit freudiger Empfindung komme ich eben aus der Leſeprobe Ihres Trauerſpiels „Richard Savage.“ Herr Regiſſeur Stawinsky hat uns den ihm zugeſendeten neuen Schluß des Stückes mitgetheilt und Allen leuchtete die Verbeſſerung ein.

Wie ſehr iſt durch dieſe vier Druckſeiten das Ganze in ſeiner Bedeutung geſtiegen! Wie anders wird nun der Leſer — der Zuhörer entlaſſen!

Die Macclesfield hat gewonnen, denn ſie entſchuldigt der kindliche Glaube an den Schwur der Mutter.

Richards glühender Zug zur Lady liegt jetzt tief begründet.

Kitty, durch wenige Worte, iſt deutlicher, nothwendiger geworden und —

Steele — (wofür ich, der Darſteller deſſelben, Ihnen innigſt danke!!) Steele, der Freund des Armen, unſäglich Unglücklichen, thut doch endlich Etwas, der Mühe werth! — Nun erſt, meine ich, habe ich eine ſolide, achtungswürdige Grundlage für all das, was uns Steele hat gelten wollen. — Mit wahrhafter Luſt gehe ich nun an die Löſung der geiſtreichen Aufgabe.

Eines will Stawinsky Ihnen noch zu bedenken geben: Mögen —

können Sie den Oberrichter weg laſſen? Deucht Ihnen deſſen Einmiſchung bei dem Entſchuldigungsgrunde, den wir nun für die irre geführte und ſo arg gepeinigte Mutter erhalten haben, nicht zu hart? Wäre das Gewicht, das Sie hier in die Wagſchaale ſinken laſſen, nicht milder einzuſetzen?

Endlich: Wenn Lady Macclesfield abgeht: wird das die Wirkung der letzten, allerdings ſchönen, abrundenden Worte des Freundes nicht ſchwächen? — Denken Sie an die liebenswürdigen Gewohnheiten des Publikums, wenn es meint, daß jetzt „das Ding" aus ſei, daß man ſich jetzt in Gottesnamen erheben dürfe!

Entnehmen Sie aus dem Allem nur einen Beweis von der herzlichen Freude, mit der Ihr „Richard Savage" und die mir zugetheilte Rolle mich nun erfüllen und ſei'n Sie überzeugt, daß ich mit wahrhafter Hochachtung bin

Ew. Wohlgeboren
ergebenſter
Seydelmann.

Berlin, den 12. April 1840.

Sehr geehrter Freund!

Auf der Rückſeite des Blattes, worauf Sie mir die neue Rede des Steele geſchrieben haben, finde ich, eben erſt: „Einlagen zu Actus IV." Dies ſind alſo die Varianten zur Ballſcene. Schön! Kann ich nach Belieben wählen?

Je öfter ich meine Rolle leſe, je näher mir das ganze Stück entgegentritt, je mehr erkenne ich, wie ſehr es in Frankfurt, in Hamburg und in ähnlichen Städten gefallen haben muß.

Im Schauſpielhauſe, wohin ich geſtern Abend, wie Sie wiſſen, noch ging, hörte ich von Allen, die Ihrer Vorleſung beigewohnt hatten, wie lieb es ihnen ſei, Ihre Intentionen nun ſo mit Eins kennen gelernt zu haben. Ich freue mich, Ihnen das mittheilen zu können und hinzufügen zu dürfen, wie wir gewiß Alle mit verdoppeltem Eifer

dabei ſein werden, unſeren Aufgaben möglichſt Genüge zu thun. Und nicht etwa aus Furcht vor Ihnen, denn wir ſind gediente Leute und des Journalpulverdampfes gewöhnt. Nein: aus Liebe zur Sache, die Sie auf der Berliner Bühne gewiß finden. Aber auch eine andere Art darzuſtellen, werden Sie finden; eine Art, zu der Ihr urſprünglich feiner Gaumen ſich wahrſcheinlich gern zurückfinden wird, hat erſt ein längerer Aufenthalt bei uns Ihnen die Frage vorgeſtellt, ob des brennenden Pfeffers in der Hamburger (und ähnlicher) Kunſtküche nicht zu viel ſei? —

Noch Eins: Sie werden doch an unſerer mise en scène Theil nehmen? Raupach thut es und eine Erinnerung vorher thut allen Theilen wohler, als der Tadel nachher. Leider kann ich nicht ſo oft bei Ihnen ſein als ich möchte! Möchte? Ja wohl! Denn Einmal wirkt angenehme Erinnerung — und ſogar Dankbarkeit! — in mir; und dann ſind Sie von Auge zu Auge weit weniger fürchterlich, als von Dinte zu Dinte!

Vielleicht ſind Sie morgen früh zu Hauſe? Abends hab' ich zu thun.

Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr

ergebenſter

Seydelmann.

---

*) Lützow (bei Charlottenburg); 18. Auguſt 1840.

Ihr Brief vom 14. d. M. hat einen Eindruck auf mich gemacht, daß ich noch keine Bezeichnung für ihn weiß; aber — er heißt mich

---

*) Zwiſchen dieſem und den vorigen, ſo eben mitgetheilten Briefen liegen mehrere Monate. In ihnen iſt die letzte Scheidewand vorſichtiger Zurückhaltung, welche Seydelmann noch von Gutzkow trennte, eingeſunken. Der Künſtler hatte die Überzeugung gewonnen, daß Gutzkow ihn mit voller ganzer Seele umfaßte. Dies Bekenntniß des Dichters drang tief in Seydelmanns Gemüth. Ihm verdanken wir dieſen herrlichen Brief, in welchem ſich die tiefſte Innerlichkeit Seydelmanns ausſpricht. Von nun an tragen die Mittheilungen deſſelben an den Freund den Charakter der edel-

„aus dem Centrum" reden und das will ich! Lieber Freund — (nun keine Scheidemünze mehr für Kunz und Peter; ſondern gediegenes Gold!) Geliebter Freund! Ihre Worte gießen mildes, ſüßes Mondlicht in eine Region in meinem Herzen, die das Leben, wie es eben ſo iſt, ſehr verfinſtert hatte. Und ſo ſehr bin ich an Nacht gewöhnt, daß ich den plötzlich hereinbrechenden Strahl nur wie ein Traumglück begrüßen kann und ſchon die Thräne heraufzittern fühle, die mich über Täuſchung und Wirklichkeit aufs Neue belehren ſoll? So wohnt im kleinſten Tropfen auch der Erde Wohl und Weh!

Welche Geſtändniſſe machen Sie mir! Aber ich wußte wohl, Sie hatten ſie mir zu machen. Die Gerechtigkeit verhieß ſie mir; aber nicht immer wird uns dieſe noch im Leben. Ich war auf eine ſpätere Zeit gefaßt; auf keine Freude mehr als die im ſtillen, treuen Umgang mit der Kunſt.

Gutzkow, Sie hatten ſehr Recht, als Sie ſagten: man finde und erkenne mich nur auf der Bühne. Dorthin, auf die ſchmale Grenze, wo Ideal und Wirklichkeit ſich freundlich-kummervoll umſchlungen halten: dorthin hat das Leben mich zurückgedrängt: nur dort bin ich Ich ſelbſt; ſonſt überall nur ein Theil von mir; verſcheuchtert, kalt, zerſtückt. Und ich will nicht klagen. Wohl dem, der eine Zufluchtsſtätte hat; der ſie ſo klar erkennt die Heimath ſeiner Seele, und zugleich den Platz, wo alle ſeine Kräfte wirken — wirken dürfen; ohne Feſſel, frei! O ich fühl's: ich bin ein Glücklicher — durch Schmerz!

Der Grund Ihrer Mißſtimmung gegen mich iſt mir ſehr genau bekannt. Sehr genau! Aufwühlen, lockern für ein beſſeres Erkennen konnte ihn doch nur die Zeit. Und daß ſie kommen würde dieſe Zeit: das hofft' ich immer! Nun iſt ſie da!! Sie haben mich lieb gewonnen, wieder lieb gewonnen, lieber Gutzkow; denn ich glaube ganz gewiß, Sie waren mir ſchon früher gut. Sie haben ſich ſchon früh mit mir beſchäftigt und Alles, was Sie in den letzten Jahren gegen mich gedacht, geſagt und durch Ihr (bekanntes) Wort veranlaßt haben

---

ſten Offenheit an ſich, mit welcher er ſich über alle Lebensintereſſen der Gegenwart gegen den Dichter ausſpricht.

mögen, war doch nur Widerklang fremder, feindſeliger Stimmungen, der ſich wie Wahrheit in der eignen Bruſt gebehrdete, weil ich zu Allem ſchwieg.

Möchten Sie mich jetzt noch deshalb tadeln?

Ihr „Tagebuch aus Berlin" habe ich nicht geleſen. Ich leſe keine Journale. Aus Furcht. Doch nicht der Schauſpieler fürchtet ſich, ach nein! Wer, der irgend Etwas öffentlich zu treiben hat, wird Prügel nicht gewohnt! Es iſt 'was Andres, Tieferes, das ich zu leſen fürchte. Soll ich's Ihnen noch bezeichnen? Neulich ſchrieb mir Jemand, daß Sie Dies und Jenes in dem „Tagebuche" über mich geäußert und ich antwortete ihm augenblicklich: er ſolle mich in meinem ſüßen Schlafe ja nicht wieder ſtören: — Ich weiß ja wohl:

„Gebehrdenſpäher und Geſchichtenträger haben des Übels mehr auf dieſer Welt gethan, als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnte."

Nr. 134 Ihres Telegraphen aber will ich leſen. Da Sie mich darauf verweiſen, gehört ſie ja zu Ihrem Briefe.

Daß mein Spiel Sie zu Antitheſen aufregt, *nährt* meinen Stolz. Im Raume vom Gedanken zum Gedanken, mein' ich, wohnt der göttliche Verkehr. Noch ſo lächelnde Übereinſtimmung macht matt, ſtagnirt. Ich habe von jeher mein Lob darin gefunden, daß ich Verſtandeskräfte ſtreiten machte. Daß ich aber auch die andern Kräfte in dem Menſchen anzuſprechen das Vermögen habe, hat mir hundertfältig ſchon mein Spiel bewieſen; da wie dort. Nirgend hat es mir an reger Theilnahme aus allen Klaſſen gefehlt und wenn allgemeine Anziehungsfähigkeit den Grad der Künſtlerſchaft beſtimmen ſoll, ſo darf ich mit dem Reſultate aller Kaſſenzettel wohl zufrieden ſein. Verſtand allein, „und nur Verſtand," erzielt ein ſolches Facit *nicht*. „Wenn ihr's nicht *fühlt*, ihr werdet's nicht erjagen!" Aber was wollen alle dieſe Schwätzer? Wiſſen ſie's ſelbſt? Des Hungers Geſchrei zwingt ſie zunächſt zum Kampfe und *halb*, wie ſie ſind, verpuffen ſie nur Pulver, ſelten Blei. Bis *Ein Gedanke* dieſen Dampf durchbricht — o Gott! Wem ſag ich das?

Was ſagen *Sie* denn dazu, ich habe — jetzt ſo Etwas im Leibe:

den Wallenſtein! Erſchrecken Sie nur nicht. Wie er ſich durch einige Decennien innerhalb der Leinwandswände „Heldenmäßig" abſtelzt und in ſchönen Redensarten übergiebt — Quittungen des wilden, dummen Dankes ſtummſtolz entgegennehmend —: ſo fällt mir's gar nicht ein; ſo könnte ich's nicht machen, wenn ich es auch könnte. Nein, ich müßte es ſchon wieder wagen auf die eigne Weiſe und auf — Antitheſen. Ich düftle — jage nicht darnach, das Ungewöhnliche zu thun; nein, überwältigt von dem Sinn des Ganzen, drängt es mich in meiner Weiſe ihm zu folgen, zu genügen, möglichſt gut; in aller Treue, liebend und gehorchend! nicht eigenmächtig ungebührlich, eitel! Der Schauſpieler, im Verhältniß zu dem Dichter, ſei Weib und Mann zugleich: anſchmiegend und gehorchend — treu und kräftig im Vollzug; ein weibliches Genie. (So ſagt es auch Jean Paul.) Wir haben nur zu empfangen und wieder zu geben. Und das iſt ſchon viel; ſehr viel! Welch' reicher Boden gehört dazu! Welche warme, volle, künſtleriſche Natur! Gilt in der Ehe nur der Mann? Das Genie des Schauſpielers darf kein alleinkräftiges ſein wollen; vermag er es nicht, ſich unterzuordnen, ſo raſe er für ſich, nicht im Verein. Ich kann mir den Dichter in ſeiner Qual denken, wenn er es mit ſolchen genial hinpuffenden Schauſpielern zu thun hat. Stolze, übermüthige Kerle, die ihm im eignen Bette die eignen Kinder umarbeiten. Aber ſolcher Hausfreunde giebt es auch unter uns eine ganze Menge und Unverſtand und Frivolität behängen ſie [illegible]er verdumpften Menge mit den heiligſten Namen!

Hat man den Quark ſo kennen gelernt, ſo durch und durch: ſo gehört doch wohl ein Beruf und zwar ein ſtarker dazu, um ihm nicht mit Ekel für immer den Rücken zuzuwenden.

Im Anfang September gehe ich nach Bremen, viermal zu ſpielen. Dann nach Braunſchweig und zwar in Folge einer ganz beſonderen Einladung vom Herzoge ſelbſt. Nicht eigenhändig, nein; das wär' zu viel. (Eigenmündlich, das ginge eher; das macht ſich im Vorübergehn, wie eine Artigkeit; und weiter nichts.) In Braunſchweig werd' ich achtmal ſpielen. Auch Mephiſto. Man will ihn. Jetzt haben ſie einen Herrn K. dort. Der kopirt mich. So ſagt er ſelber.

Spitze wird es heißen, ich kopirte ihn. „Auch nicht übel!“ ſagt Steele.

In Hamburg würde ich recht gern ſpielen. Aber es wird vor dem November wenigſtens nicht gehen. Denn im October ſind Huldigungsfeierlichkeiten, da braucht man mich für die Fremden. — Natürlich! Ich bin doch auch „Wer!“ Hier! — Daß Sie ſich ſo unbefangen mir gegenüber halten wollen, freut und ſchmerzt mich, denn ich diene gern! Gewiß!

Ach wenn Sie doch nur wüßten, wie viel Freude mir Ihr letzter Brief macht! Ich bitte, ſchreiben Sie mir bald wieder und glauben Sie, daß ich's verdiene, wenn Sie mich lieb haben und lieb behalten!

Ihr

Seydelmann.

Berlin, am 19. November 1840.

Endlich! Endlich!!!

Und warum eile ich nun ſo mit der Beantwortung eines Schreibens, das mindeſtens! ein Dutzend Wochen früher hätte kommen ſollen? Hab' ich nicht auch einen Schreibtiſch, auf dem ich die herzlichſten und geiſtvollſten Briefe könnte liegen laſſen? Iſt meine Correſpondenz nicht auch eine ungeheuer verzweigte?? Muß ich nicht Komödie ſpielen hier und dort? neue Rollen lernen, alte wiederholen? Ägypten und Syrien im Auge behalten, Frankreich bewahren und den Werth der Stimmung tariren, die ſich unter dem Liede geltend macht: „Sie ſollen ihn nicht haben den freien deutſchen Rhein“? (Die hieſigen Theezirkel hüſteln und krächzen jeden Abend eine neue „göttliche“ Melodie und die Generalintendanz der Königlichen Schauſpiele ſteht gerüſtet, den Patriotismus jeden Augenblick als Entreact abſingen zu laſſen.) Muß ich, des leidigen Fortſchritts wegen, nicht ſo gut wie Sie die Tiſche unſerer Buchhändler durchſtöbern? Göthe und Shakespeare aus den neueſten Illuſtrationen verſtehen lernen und mein Auge ſtärken, den Glanz zu ertragen, den die nächſte Zukunft über das Va-

terland verbreiten wird? Und wenn ich nun gar noch alle Journalwinkel durchkröche, wo von dem armſeligen „Verſtandeskünſtler" oder von dem „genialen, göttlichen Seydelmann" die Rede ſein könnte — wenn ich Notiz nehmen wollte von dem täglich ſich erneuenden Kothe der Couliſſen-Miſère (der mich, verſteht ſich, mit beſpritzt), von dem Jammer häuslicher Verſtimmung: wo nähme ich wohl dann noch Zeit und Luſt her, eines lieben Freundes Briefe zu beantworten und winkte mir, (als Lohn dafür) auch eine Zeile Unſterblichkeit?

Der Wiener „Spaßmacher" hat ſich ja, wie ich im Theater hörte, zu einer ſehr erſchöpfenden Kritik des „Werner" herabgelaſſen und wird nun ſelbſt als dramatiſcher Dichter auftreten; auch dramaturgiſche Vorleſungen halten! „Und Spiegelberg, wird es heißen, kannſt Du heren, Spiegelberg? Es iſt Schade, daß Du kein General worden biſt, Spiegelberg, Du hätteſt das rauſluſtige Volk der Franzoſen in Dein großes M..l genommen und als einen Dreipfennigswitz in ſeine Grenzen zurückgeſpien. Juchhei! Spiegelberg wird es heißen in Oſt und Weſt, und in den Koth mit Euch, ihr Memmen und Kröten, indeß Spiegelberg — — —? Und ſo krepier' du Beſtie! Von hinten her will ſie Männer zu Schanden ſchmeißen! Der Racker, von hinten her!"

Sie müſſen nämlich wiſſen, Gutzkow, daß dieſer hämiſche Hanswurſt, dieſer literariſche Klingelkramkrämer, dieſe Hauptader der modernen Tagesblattsliederlichkeit, deſſen „Humor" ſich zum Humor verhält, wie Papageiengeſchrei zum liebwarmen Tone der Nachtigall — daß dieſer Stammvater aller kritiſirenden Straßenbuben ſchon ſeit Jahren ſich den Spaß macht, ſeine kothige Fauſt auch gegen mich auszuwerfen; obwohl ich die Ehre habe, ihm nur vorübergehend bekannt geworden zu ſein. Das iſt es eben, werden Sie ſagen. Wozu wäre er ſonſt ein Straßenjunge und Sie ein honetter Mann?

Aber wir wollen zur Seite treten.

Welche unſerer Damen werden denn in Ihrem Stücke ſpielen? Das müſſen doch wohl Sie beſtimmen; ſonſt bleibt es lange — lange liegen. Sie kennen ja unſern Damen-Jammer! Was iſt dagegen Capulet und Montague! Eine kräftige, entſchloſſene, ſcharfe Hand

thut Noth. Da ſchleppen wir uns hin, die Beulen an der Bruſt und ächzen: Tod. Wenn doch irgend Einer von den Vielen, die dies Elend kennen, und Verpflichtung haben, ihm zu ſteuern, Muth genug beſäße, nur am rechten Ort davon zu reden! Wie oft hab' ich mich vor dem Grafen, ſeinen Räthen, Regiſſeuren, à la Narr im „Lear," darüber ausgeſprochen. (Man müßte ja kein Fünkchen Liebe für die Sache haben, wenn man es nicht thäte!) Sie ſtimmen Alle bei, gar redlich und mit Abſcheu; aber Keiner thut 'was und der Krebs frißt weiter. Da ſitzen denn die Herren oben, auf der langen Bank, unterm Dache des ſtolzen, Königlichen Schauſpielhauſes und wiſſen ſich nicht Rath, und aller Witz läuft darauf aus, hübſch auszuweichen, ja nicht anzuſtoßen, Wege (d. h. Stücke) auszukramen, wo ſich dieſe Donnen nicht begegnen, ei — beileibe nicht; es gäbe Mord und Brand. „Drum ruhig, hübſch vermittelnd, friedlich! Geſpielt wird doch! Was will man mehr!!!" —

Die ſchönſten Kräfte, aus deren Vereinigung dem Dichter das gebührende Recht, dem Publikum der reichſte Genuß, dem Inſtitute die achtungsvollſte Anerkennung mit hundert ſchönen Folgen erwachſen würde, werden auf die obige Weiſe vereinzelt und zerſplittert; bleiben auch wohl völlig unbenutzt. Weil wir zum „Othello" nur eine Desdemona brauchen und wenigſtens zwei erdroſſelt ſein wollen, bleiben ſie beide leben und die milde Behörde ärgert ſich ſo ſachte weiter. Und ſo geht's mit vielen — vielen Stücken und beſonders mit den guten. Ganz begreiflich! — O hätten dieſe Damen weniger Wuth und mehr Liebe; erſchlöſſe ſich ihre Phantaſie weniger den Bildern Rollenſüchtigen Haſſes als der Vorſtellung des Jubels, den ſie, vereint auf dem Felde der Kunſt, dem Publikum und ſich bereiten könnten: wie müßten ſie zappeln in freudiger Ungeduld, ihre weichen, ſeidenen, ſchönen Schläfen mit ächtem Lorbeer, mit Roſenkränzen ohne Dorn zu ſchmücken! Aber ſie ſind beleſen, haben wohl ſelbſt in Paris die Stelle beſucht, auf welcher Voltaire ſprach: eine Schauſpielerin müſſe den Teufel im Leibe haben. Seit dieſer Zeit haben ihn die zarten Geſchöpfe nicht nur im Leibe — ſie ſind der Teufel ſelbſt!

Daß übles Beiſpiel, von ſo hoher, glänzender Stelle herab gege-

ben, in allen Kreiſen nachzittert, iſt ſo natürlich als daß die Peſt anſteckt. Aber die Behörde, die Kunſtſanitätsbehörde — weil ſie ſieht, daß ſie ſelbſt ganz leidlich dabei fortlebt, — unterläßt ſogar das Räuchern. Wohnt ſie ſelber doch in lichten Höhen! Was bekümmert ſie Parterregeheul und das Gekrächz von ſogenannten Künſtlern! Wenn nur nach gewiſſer (! —) Seite Alles lachend und ge—ſchminkt ausſieht: das Andre —? Quark. Ob ſich die rächende Nemeſis nicht aber auch einmal zu Quarkhändlern herabläßt —? Ob von jener Seite niemals ein Gewitter herziehn und die kranke Luft erſchüttern, reinigen werde—? „Das iſt die Frage!" Und die Antwort liegt, der tiefen Stille nach zu ſchließen, wohl noch fern —??

Ich habe, um nicht blos zu klagen, kürzlich einige Flaſchen Eau de Cologne in die Moderluft geſpritzt und bin dafür mit namenlos ſchändlicher Jauche begoſſen worden. Wenn ſich die Wirkung wird ein Weniges verloren haben, darf ich Ihre Geruchsnerven vielleicht incommodiren. Erfahren müßte man eigentlich von dem Verſuche; es ließe ſich manches Heilſame, für die Zukunft wenigſtens, daraus herleiten.

Aber Jubel und Hoſianna dem Herrn:

„Wilhelm Tell" iſt befohlen worden!

Egmonts Roß zum Alba iſt geſattelt. (Nur wollen auch „drei Reiter" darauf. Im Steigbügel ſteht Franz Grua; ringsumher: Skandal. Vielleicht wird abgezäumt.)

Wenn der müde F. L. Schmidt Ihnen den Platz räumte: ach: wie höbe ſich dann wieder einmal mein Herz in Hoffnung! Ich lachte, wenn auch in Thränen; denn Sie würden viel, viel Bittres zu erfahren haben. Doch Sie haben Kraft und Muth; und hört — erhört der Himmel das Gebet des Wackern, dann, mein Lieber, unterſtütz' ich Sie; ob nah', ob fern! Laſſen Sie den Mühling für den Pfennig ſorgen. Der verſteht das, wie ich glaube. Reden Sie ein Wort mit Schröder's Geiſt. Schon wittr' ich Morgenluft. Die lange — lange Nacht vorbei! Sie, ein junger Mann, ein Mann voll Geiſt (und auch Gemüth? Ach ja!!!) — für Kunſt erglüht, befähigt, wie nur Wenige: Sie an der Spitze eines Unternehmens

wie in Hamburg! Fühlen Sie's heraus, aus meinen Worten, wie mich das begeistert und durchwärmt, auf's Neue! wie ich noch für eine Sache glühe, der ich, trotz so mancher traurigen Erfahrung, gern ein doppelt — dreifach Leben böte!

Sind Sie nun müde mich anzuhören?

Gott mit Ihnen! Seine Lieblinge mit mir! Verstanden? Übereilen Sie sich ja nicht wieder mit der Antwort!

Ihr

Seydelmann.

Berlin, am 7. Januar 1841.

Recht — recht herzlichen Glückwunsch zum neuen Jahr.

Sie sagen in Ihrem Schreiben vom 4. Januar: Das Erfreulichste und Wichtigste wäre noch immer, daß Sie vielleicht zu uns kommen und gastiren. Wenn Sie es können, thun Sie's ja.

Hierauf erwiedere ich ohne Säumen: Ich werde in einem der nächsten Monate einen Theil des mir zustehenden Urlaubs benutzen. Es sind mancherlei Einladungen zum Gastspiel an mich ergangen. Guhr hat mich erst gestern wieder „dringendst" ersucht sein Anerbieten zu mindestens zwölf Rollen („die Rolle zu hundert Thaler Gold") ja nicht zurückzuweisen, weil — Nein! weil er sich eben Vortheil davon verspricht. (Eines Schauspieldirectors „Verehrung" für den Schauspieler wächst ja nur aus dem Kassenzettel hervor. Einen Delinquenten vor dem Morgen seiner Hinrichtung nicht wenigstens einmal auf ihrer Bühne zum Galgen führen zu dürfen, mag manche Prinzipale schon sehr verdrossen haben. Und mit Recht: der erste Rang würde — jetzt üblicher religiöser Erbauung willen! — sich selbst von dreifach erhöhten Preisen nicht abschrecken lassen. Bei Benefizen allerachtbarster Künstler (! —) bleibt er weg. Doch hinweg: „auf diesem Wege liegt der Wahnsinn"!

Nun giebt es aber auch noch liebe Theaterprinzipale — (und diese müßte eigentlich der Teufel je eher je lieber holen, denn sie allein

halten den Miſt noch oben! —) Einem von dieſen Unglücklichen habe ich mich, aus wahrhafter Anhänglichkeit, verpflichtet; er giebt mir weniger, beträchtlich weniger; um ſo eher kann er einen Vortheil bei der Sache haben, und ſo werd' ich zu ihm gehn. Er wohnt näher bei Ihnen, als bei Guhr und ſo könnt' ich dann nach Hamburg kommen.

Nun, ſchreiben Sie mir nur und ich werde es, Ihretwillen! auch in Hamburg auf einen kleinen Verluſt nicht anſehen. Doch haben Sie mir dieſer Verſicherung zu Liebe auch nicht einen halben freundlichen Blick mehr zuzuwenden; verſteht ſich! Ich glaube auch „wir können uns Beide 'was werth ſein." Und ſo ſei's! Ich ſchlage herzlich ein!!!

Wohl leſ' ich Ihren Telegraphen und daß Sie ſich auf kluge, gute Weiſe für mich intereſſiren, erkenn' ich wohl. Aber die letzten fünf Jahre haben einen Strom zwiſchen uns gebildet, und die Brücke darüber zu ſchlagen, mag ſelbſt einem ſo geiſtreichen und gewandten Schriftſteller, wie Sie, ſchwieriger erſcheinen, als es iſt, einem alten Freunde wieder die Hand zu bieten. Ich erkenne das im ganzen Umfange und weil ich im Stande bin, meine Freunde faſt mehr zu lieben, als mich ſelbſt, bitte ich Sie, Ihretwegen, auch hier um Behutſamkeit. Ich denke immer, wenn ich erſt todt ſein werde (Gott ſei dann innigſt Dank!!!) und ſie raffen in gewohnter Weiſe Alles über mich zuſammen, werden ſie mich doch bei Ihren laſſen. Sie können's ja nicht anders, wenn ſie es auch möchten. Und damit gut!

Ihr Blatt zu leſen geh ich dann und wann zu Spargnapani. Man muß immer ſo lange warten, eh man's kriegt, daß man, will man nicht gleich wieder fortlaufen, ſo lang nach andern Blättern aller Farben greift. Da erfreute mich denn neulich auch eine Correſpondenz aus Mainz. Weit ausholend werden da Emil Devrient und Pauli gelind gezauſt, dann kommt der Haſe aus dem Pfeffer: Seydelmann und Döring. Ach —! (die alte Geſchichte vom Sattelgaul und Handgaul. Ich ſchreite aber feſt und ruhig weiter; mache Döring wie er wolle!) Kennen Sie etwa dieſen kritiſchen Schreibefinger? Woher mag er wiſſen, daß ich ſo reich an „Krummbuckeln und Em-

pfehlungszettein" bin? Daß ich mich hier „eingeſchwänzelt?" Arme, gute Seele! Warum ärgert ſie ſich ſo über mich?

Sie haben nie aus freien Stücken über Döring mit mir reden mögen. Fürchten Sie, mich zu betrüben? Wenn ich Sie nun ſelber bäte, mir recht offen Ihre Meinung über ihn und mich zu ſagen, weil man uns denn doch an Eine Deichſel ſpannen muß! (Das kommt zuerſt aus Stuttgart — — dann nahmen Sie den Faden, um ihn weiter fortzuſpinnen und nun zerrt ihn, wer nur Luſt hat, in die Länge. Das haben wir von Ihrem Einfluß.) — Der gute Mainzer ſagt auch: mit dem Seydelmann wird das nicht lange mehr ſo dauern. Wenn er mein Leben meint, dann gebe ihm der Himmel Recht!!! —

Was das Komödienſpiel betrifft, ſtehn wir freilich in der Rezenſenten Hand; d. h. unſicherer, als der erbärmlichſte, Farbenkleckſende Pinſel. Der beweiſt ſich ſeine Schmierigkeit doch ſelber.

„John Sparkle" iſt wohl zu frühzeitig verblichen. Müßte es allen Stücken, die wir hier ſpielen und wieder ſpielen, und die doch nicht beſſer ſind, eben ſo gehen: es würde auf unſer Repertoir wirken wie eine gute Laranz auf den Magen. Ob man's wiederholen wird? Wohl kaum. Der Humor des in ſeinen Erwartungen betrogenen Weihnachtspublikums hat viel Theil am frühen Morde. So böſe Ahnungen hatte ich beim Einſtudiren der 17 Bogen langen Rolle doch nicht. Denken Sie ſich den Schauſpieler auch einmal von dieſer Seite. Die volle Ladung unverſchuldeten Spottes perſönlich in Empfang zu nehmen, erfordert nicht minder eine gewiſſe Stärke, als über erhaltnen Beifall nicht verrückt zu werden.

„Athalja" (die erſte Schauſpiel-Vorſtellung, welche Seine Maj., König Friedrich Wilhelm IV. durch ſeine Gegenwart beehrte) hat, trotz der Allerhöchſten Anweſenheit, doch auch Zeichen des gelangweilten Publikums ertragen müſſen.

Bei einigen der Königlichen Theatermitglieder werden Betſtunden abgehalten und, verſteht ſich, nicht etwa auf dem Wege der Heimlichkeit.

Die Crelinger proteſtirt öffentlich gegen Machinationen, die man ihr in der „eleganten Zeitung" aufredet. Ob man mich nicht auch

bald beim Zopfe nehmen wird? Soll ich dann auch in die Schranken treten? Wozu? Ich habe ſchon ſo viel überwunden durch — Schweigen. — Nun muß ich in den „Fauſt.“ Ich bitte, antworten Sie mir recht bald! Daß ich auch viel zu thun habe, könnten Sie ſchon aus meinem Geſchreibſel erkennen. Verzeihen Sie und bleiben Sie gut

Ihrem

Seydelmann.

Berlin; Sonntag, am 16. Mai 1841.

Lieber Gutzkow!

Ich müßte doch ſehr irren, wenn Ihr friſches, buntes, wunderbares, mährchenhaftes Stück „die Schule der Reichen,“ das ich ſo eben ohne Zwiſchenacte geleſen habe, von der Bühne herab nicht ein ungewöhnliches Intereſſe erregen ſollte! Ich muß mit Ihnen reden, gleich! ſo tiefen Eindruck hat es auf mich gemacht. O ich möchte Sie bitten: fahren Sie auf dieſem Wege fort! Mit noch zwei Schauſpielen dieſes Werthes werden Sie Ihr Glück begründet haben. Sie dürfen dann nach Luſt und Laune bringen, was Sie wollen. Lächeln Sie in Gottesnamen, daß ein Schauſpieler Ihnen, dem Dichter und Kritiker! — auch ſeine Meinung ſagt.

Aus dem vorliegenden Stücke bei Weitem mehr als aus Richard, Werner und aus Patkul geht mir, der ich Sie wohl zu kennen glaube, Ihr Innerſtes entgegen. Ich ſehe die Grundfarbe — ich höre die Töne Ihres tiefſten Lebens. Schreiben Sie nur dieſe Diſſonanzen (wie ich ſagen möchte) fort, auf künſtleriſchem Wege aus ſich fort, wie hier! Urſprünglich reiche, ſeltne Kraft und raſcher Andrang, Hinderniſſe, Zwieſpalt, bitterer Unmuth, ungeſunde Schärfe, Unluſt, Abgeſpanntheit: Alles zeigt der Knäuel, den dieß Stück vor uns entwickelt. (Alles zeigt uns auch zugleich Sie ſelbſt!) Wahrheit liegt in dieſem künſtleriſch-verbundnen, bunten Schutt und Graus. Und dieſe Wahrheit wird das Stück auch wurzeln laſſen.

Sie ſelber aber, lieber Freund, Sie werden, was Sie ſo zu Tage fördern, als ein poetiſches Reinigungsmittel für Seel' und Leib

benutzen und zur Verſöhnung, Milde, Heiterkeit — zum Siege über ſich und Alle kommen.

Sind Sie böſe? (ob ich irre, oder nicht.)

Daß dieſe „Schule" in England ſteht, in London, in dieſem alten, wohlbekannten Neſte grauſer, und auch ſchöner Wunder, giebt ihr volle Rundung, ſchlägt die Bürſte dumm-gelehrter Zweifel kritiſirenden Bedienten aus der Hand.

Frei heraus: wie ich's erkenne, haben Sie nichts Beſſeres, nichts Tieferes, nichts, was ſo eindringt in das Leben (weil es aus dem Kern des Lebens aufgegangen iſt —) geſchrieben. Und könnte ich, was ich möchte, müßte dieſes Stück heraus, und gleich!

Die erſten drei ſind Dämmerung; dies vierte aber iſt der ſchöne goldne Saum von Ihrer Ruhmesſonne.

Lachen Sie in Jeſus Namen, wenn Sie anderer (d. h. geſcheidterer) Meinung ſind als ich! Aber, wie das immer wieder nagt und frißt in mir: wir haben kein Enſemble, können es nicht ſpielen. Hieher gehört ſchon wieder, was wir auf den Brettern nur ſehr ſelten ſehen: Talent und Bildung, Einklang, Ernſt!

Die Wolf kann prächtig — prächtig ſein als Mary (wenn ſie ſich hübſch ſelber ſpielt —). Wären alle Andern dann ihr ähnlich — ähnlich nur! — dann ging es wohl; dann wollten wir die Freude ſehen! Dann hätt' ich Recht! Und wie!

Ich danke Ihnen! Herzlich! Kann mir aber nicht erklären, daß Sie ſo gezögert haben, mir das Stück zu zeigen. Sind denn die Dichter — die geſcheidten, notabene! — Sängerinnen am Klavier? Und dann bin ich ja weder ein Halleſches Jahrbuch, noch ſonſt ein kritiſches Schemelbein. Ich bin ein Menſch, der lieber Freude fühlt und Freude zeigt, wenn ihn 'was Wahres, Tüchtiges im Innerſten berührt.

Das hat Ihr Stück gethan und darum nochmals, lieber, reicher Gutzkow, Dank!! *)

Ihr

Seydelmann.

---

*) Seydelmann fühlte ſich durch dies Gemälde des Dichters, wie er es nannte, beſonders angeſprochen. Über den verſchiedenen Erfolg, welchen die Darſtellung deſ-

Berlin, am 19. Juni 1841. *)

„Lieber, guter Seydelmann!" Wenn in dieſer Anrede nur nicht ſo viel Angſt läge, wie würde ſie mir dann gefallen!

Daß ich den ſächſiſchen Dialekt in der Darſtellung des „Pfingſten" hören laſſen wollte, iſt gewiß kein willkührlicher Spaß von mir. Sie können es freilich ganz entſchieden von ſich abweiſen, wenn Sie wollen —, doch hat Ihrer Seele, als Sie den „Pfingſten" ſchufen, ein Bild aus dem Leben vorgeſchwebt und der Schuft iſt ein Portrait. Von wem, iſt mir nicht nöthig zu wiſſen. Viele Geſichter gemahnen uns ſo und wir fragen nicht weiter nach dem Namen.

„Pfingſten" iſt nicht nur eine Beſtie wie es ihrer überall giebt — der Kerl iſt eine „ſächſiſche" Beſtie, rund um, durch und durch, die Anrede an Schlippenbach (Aktus IV., Scene 2.) ſagt es ja klar. Spielt ihn der Schauſpieler Ihnen nach, (nicht etwa, wie er will —!) dann liegt Gefahr nur in zwei Scenen: in der mit dem Churfürſten, am Schluſſe des 3. Aktes, und in der auf dem Königſtein (Aktus V.)

Spaß zu machen war meine Abſicht nicht. Das können Sie auch nicht glauben. Aber ich fühle Ihre Beſorgniß in ehrlichſter Geſinnung mit und will nun gleich verſuchen, wie ich das Ding anders machen kann. **)

Ihr

Seydelmann.

ſelben in Hamburg und Wien hatte, ſchreibt er dem Sohne: (den 4. November 1841) „Gutzkows Schule der Reichen hat in Hamburg ein trauriges Schickſal gehabt, in Wien hat ſie gefallen. Das Eine, wie das Andre iſt begreiflich, konnte ſogar nicht anders ſein. In Hamburg dominiren die in dem Stücke bloßgeſtellten Kaufleute und die dortigen Schauſpieler ſind ziemlich aus der Art geſchlagene Nachkömmlinge des verewigten Schröder. In Wien wird es der ebenfalls verletzte Adel nicht ſo entſetzlich ſchwer genommen haben und gewiß haben die Schauſpieler gut geſpielt. Eine Komödie iſt das Stück eigentlich nicht, ſondern ein Gemälde; ein lebendiges obendrein, ein ſprechendes! Nur müſſen die Redenden keine Eſel, ſondern Menſchen ſein. Licht, günſtiges Licht! Danach ſchreien Maler und Dichter mit gleichem Recht."

*) Dieſe Zeilen richtete Seydelmann an Gutzkow, als dieſer den Künſtler, nach der erſten Probe von „Patkul," gebeten hatte zu überlegen, ob der ſächſiſche Rath „Pfingſten" könne ſächſiſch ſprechen.

**) In Betreff dieſer Rolle ſchrieb Seydelmann ſeinem Freunde v. Geldner auf

die durch ein Gerücht veranlaßte Anfrage des Letztern: „Ob ich den ſächſiſchen Akk Pfingſten wirklich ſächſiſch geſprochen habe? Mit einem leichten Anflug dieſes Dialekts, ja. Hier ſagten einige Gäſte, ich hätte bei dieſer Rolle Gelegenheit genommen einen in Ungnade gefallenen Staatsbeamten, der ein Sachſe iſt, zu kopiren. Scherlengeſchmätz! Andern habe ich den Unglücklichen kaum geſehen, kaum reden hören."

Gegenſtand war über den Erfolg in der Rolle des Pfingſten ſehr erfreut. Das Verhältniß des Dichters und des Darſtellers ward ein immer engeres und innigeres. Gegenſtand ſchreibt dem Sohne, dem er ſeine geheimſten Empfindungen mittheilte, darüber Folgendes (am 23. Juni 1841) „Gutzkow dankte mir, daß ich die Rolle des Pfingſten zum Vortheil des Stückes ſo gehoben. Überhaupt ſcheint er ſich in letzter Zeit mir ſehr zugeneigt zu fühlen, er kommt oft zu mir, bleibt lange und ſpricht vertraulich. Wen ihm ein kleines Wunder und ich werde es ehren. An mir ſoll er nicht irre werden. Ich gehe ihm natürlich mit gleichem Maaß von Offenheit entgegen. Daß er der deutſchen Bühne viel werden zu können die Kraft beſitzt, iſt, trotz allen Tadels, gar nicht zu bezweifeln."

Briefe an den Hofrath Teichmann.

Verehrter Freund!

Braunſchweig, den 3. Oktober 1810.

In einigen Tagen reiſe ich von hier ab. Ich gehe gern nach Berlin zurück. Ich war noch nirgend lieber als in Berlin. Ein einſeitiger oder blinder Lobredner glaube ich nicht zu ſein. Einige breitſpurige Mäuler an der hieſigen Wirthstafel habe ich doch zum Schweigen gebracht — Berlins Atmoſphäre durchzieht ein geiſtiges Element; dort iſt's, doch ſtellenweiſ', ſchon hell, ſehr hell und bald bricht auch die Sonne durch! Dann kommt auch wohl in tiefe Thäler Licht. Noch liegen welche in ſehr dicker Nacht.

Die Braunſchweiger Bühnenverhältniſſe geſtatten nicht, daß mein Gaſtſpiel noch mehr beſchleunigt werde als es, aus Rückſicht auf meine Zeit, ſchon geſchieht. Ich habe noch zweimal zu ſpielen. Das geſchähe nun Montag, den 5. und Mittwoch den 7., wenn ich es wagen darf, zwei Tage länger auszubleiben? Ich würde dann gleich zuſammenpacken und die Donnerstagpoſt nach Magdeburg und Berlin benutzen, Sonnabend früh zu Hauſe ſein und könnte, wenn mir durchaus keine Raſt gegönnt werden ſollte, des Abends ſpielen. In welcher Rolle? Darauf freilich käme es an. Möchten Sie, geehrteſter Freund, die Nothwendigkeit möglichſt milde zu geſtalten ſuchen! Allerdings werde ich Ihnen dadurch zu einem Maaße von Dank verpflichtet, für das die günſtigſte Gelegenheit und der Reſt meines Lebens nicht ausreichen wird. Aber ich weiß, Sie tragen die größere Hälfte des ver-

dienten Lohnes schon in Sich! Ein reiches Gemüth kommt schwacher Kraft zu Hülfe.

Soll ich in Berlin, zum Wiederauftritt, nicht 'was Ordentliches spielen? Ich bin doch auch ein ordentlicher Schauspieler; trotz Kunz und Peter. Nicht?

„Stolz will ich den Spanier; ich mag es gerne leiden, wenn auch der Becher überschäumt."

Und mein Schaum verflüchtigt sich sehr still —

Wenn mich die Einsicht in meine Mängel so wenig plagte, als meine Eitelkeit, dann wär' ich ja noch manchmal froh. —

Ich habe Geibel gelesen und danke Ihnen herzlich, daß Sie mich ihm vorgestellt. Persönlich aber habe ich ihn nicht kennen gelernt; er wohnt nicht, wie Sie vermutheten, in Bremen; in Lübeck. Er ist ein tiefes Gemüth, das der Schmerz früh zu einem hohen Alter hingeführt. Seine Saat war Verzweiflung; nun reicht er uns die bitterſüßen — schönen Früchte. Auf solchem Wege — bricht man ihn nicht plötzlich ab — liegt alle Weisheit dieser Welt. Der Künstler muß ihn gehen. Gesandt von oben als ein Lichtstrahl fühlt Er selbst der Erde schmerzliche Berührung und verbreitet — Freude.

Nun adieu!

Ich würde nicht verfehlen, dem Herrn Grafen von Redern in meiner Angelegenheit zu schreiben, wüßte ich sie nicht in Ihren Händen. Da liegt sie wohl. So lang' ich athme: Ihr treuergebener

Seydelmann.

Carlsbad, den 20. Juli 1841.

Briefe, die dem Empfänger Geld kosten, müssen durch geistreichen Inhalt entschädigen, sonst wünscht man dem Schreiber nicht mit Unrecht den Guckuck auf den Hals. Aber geistreich sein! Und gar in Carlsbad! der Gebrauch der Quelle leidet's nicht. (Willkommene Entschuldigung. Wenn man aber seine Leute kennt —!) „Das Wasser leidet's nicht." Und das Land, dem dieses Wasser entsprudelt, schüttelt auch den Kopf. — Beseligende Übereinstimmung, der sich Millionen

treuer Unterthanen ohne Widerſpruch fügen. —

Wenn ich Ihnen, geehrter Bewohner eines minder gemüthlichen Erdſtrichs, nicht bald ſchreibe, geſchieht es vielleicht gar nicht. Wäre das kein Verluſt für uns Beide?? — Das Wichtige: Bevor ich hierher reiſte, erhielt ich aus der Königl. Hoftheater-Intendantur ein Packet Schriften, die ich in Carlsbad „an Herrn von T." abgeben ſollte. H. v. T. iſt nicht hier, weder in der Curliſte noch im Orte. Was ſoll ich nun mit den gewaltig verſiegelten Schriften thun?

Schlechtes Wetter führte mich in Carlsbad ein. Aus dem Poſtwagen ſteigend, hörte ich ein freundliches „Willkommen" und meinen Namen. Laube war's, der mich grüßte. Welches liebe, tiefe Wohlwollen in dem wildbewachſenen, bartreichen Geſicht! Ein Wald, durch den die Sonne blitzt. (Man ſoll ſich vor dem Schatten nicht fürchten). Ich ließ mein Reiſegepäck im Poſthauſe, hing mich in Laube's dargebotnen Arm, ſo gingen wir, begleitet von einem leidlichen Regen, von Haus zu Haus und ſuchten eine Wohnung. Welches zudringliche Anpreiſen; welche Mühe loszukommen! Welche Reiſe in kurzer Zeit! Schmach Eiſenbahn. Aus der „Stadt Hamburg" nach Hannover, Weimar, Prag, Wien, Mailand, in einer guten halben Stunde; inzwiſchen ſahen wir mehrere „Fürſten," eine „ſchöne Königin," „drei Schwalben," einen „goldenen Fuchs," den „ſächſiſchen Hof" und den „böhmiſchen Saal." Hier bleib' ich, Laube, rief ich beim erſten Anblick zweier Zimmer, ſehr hoch, freundlich meublirt, mit der Ausſicht auf eine anlockende Häuſerreihe, von der ich durch den friedlichen „Tepelfluß" beruhigend geſchieden bin. Alles ſtill um mich, in heiterer Ruhe und Sauberkeit. Schnell wurde ein guter Flügel gemiethet, das Gepäck geholt, ich warf den Mantel ab und wohnte. Wohnen! zu Hauſe ſein, und ungeſtört! Wird Ihnen dabei nicht wohl?

Die Anzahl der Badegäſte iſt groß, „aber ſchauen's Ew. Gnaden, viel Leut aber kein Geld. Die Großen fehlen, die Reichen! Lauter Geſchnattel, nix Recht's. Wann das in der Fruh ſeine 12 Becher voll Waſſer hinuntergeſchluckt — ane holbe Portion Kaffeh d'runten — Mittags eine Suppen, a Rindfleiſch mit Sohß, a Lämmernes mit a biſſel was dazu 'geſſen hat, hernach braucht's am Abend nur

noch a Schaalen dünne Einbrennſuppen; und nun kriechen's in's Bett. Was haben wir davon? Nix. Da iſt kein Einkauf, keine Beſtellung, kein Spektakel, kein Vergnig'e — nix! Und die dritt'halb Reichen thun a nix als 4 — 5mal Doalett machen, auf der Wieſen auf und nieder gehn und gaffen und ſich angaffen laſſen. Höchſtens fahren's in eigner Ekipäſch a biſſl dahin und a biſſel dorthin und aus iſt's! dabei all' weil Abgaben auf Abgaben, neie Häuſer wie die Pilze und nix Rechtes d'rinn! Ich ſag's Ihnen, Ew. Gnaden, man möcht' ſchone" — die Quellen aus Verdruß ſelber ausſaufen, ſchien der arme Teufel hinzuſetzen zu wollen, aber er rieb ſich das fahle Sammetkappel in die Haare und ging.

Trotz dieſer Klagen giebt es hohe Herrſchaften allhier! Der erſte Blick auf die Kurliſte entlockt ein ehrfürchtiges „Ah!" — Himmelhohe Buchſtaben neben ganz gewöhnlichen, kleine Paläſte neben Hütten. Trotz Badefreiheit und Gleichheit 1841! — Prinz Rohan-Rochefort, Löbel Danziger aus Miclewitz. Peter Graf v. Pahlen aus Paris, Eliſabeth Kratz aus Krummhügel. Alexandra Barclay de Tolly, Commiſſionsrath C. aus Berlin; Ladislaus Pyrker aus Erlau; Lipinsky, Johanne Umlauf aus Schweinfurth; Rentier B. aus Berlin, Baron Eskeles aus Wien, Dorothea Pfühs und Babette Sack. Das ſchießt durch einander, wie „Klößl in der Suppen."

Man forderte mich heute am Brunnen auf, für die hieſigen Armen eine Gaſtrolle zu ſpielen. Man fand mich übel gelaunt; und lüftete die Hüte. — Hier ſpielen, Gott! Gleich am Tage meiner Ankunft ſah ich den Talisman. „Nein, ich ſag' Ihnen, Herr von Seydelmann (wie ſchlecht ſteht meinem Namen das von!) ich ſag's Ihnen, der Friſeur, wie heißt er geſchwind? das iſt ein Kerl —: famos, ſag ich Ihnen!" — Famos heißt alſo ganz gemein und ſchlecht.

Das hieſige Schauſpielhaus iſt klein, aber ſchmutzig; finſter, aber hell genug, um das Elend zu ſehen. Der Komiker riß Zoten, das Weltpublikum wieherte, ich ging.

In Teplitz ſpielte man mir einen Act von „Scheibentoni" mit.

Es geſchah' mir ſchon recht; warum will ich von Allem haben! „Scheibentoni" iſt ein „patriotiſches" Trauerſpiel von Charlotte Birch-Pfeiffer, nach einer Novelle von Spindler. Mir wurde ſehr warm; zudem ließ meine nächſte Umgebung nicht nach, mich zu fixiren; es war als wollten ſie mich hernehmen für das gottloſe Spiel; ich verließ den angehängten Wandkaſten (Loge genannt), floh in die k. k. Diligence (auch ein ſchönes Ding!) und fuhr in Wind und Regen, durch Nacht und Froſt hierher. Meine Geſellſchaft waren zwei alte Weiber, ein 70jähriger, penſionirter Waiſenhausvorſteher, drei Fußſäcke, fünf Mäntel, einige Nachtſäcke, Schachteln, Huſten, Eau de Cologne, Klagen, Seufzer, ewige Unruhe, Hofmannſche Tropfen und geſchloſſene Fenſter: 13 Meilen wie 300!

Waren Sie ſchon in Carlsbad? Ein tiefes enges Thal, ein gelüftetes Grab, voll lebendiger Leichen. „Rings umher liegt ſchöne grüne Weide." Aber dieſes Wetter! Man jagt keinen Hund hinaus. Demungeachtet grinſen die Ärzte: „Nur all'weil heiter! Und Bewegung machen, Bewegung!" Bei aufgelöſ'tem Erdreich, mit Galochen, Mantel, Schirm. Und „heiter." Siebzig Grad Verſtimmung. Heiter! Sollte ich nach Berlin zurückkommen, laſſen Sie mich doch einen Arzt ſpielen, einen Badearzt. Ärzte ſind ja auch Abführungsmittel. Es ſoll wirken, wie Sprudel. Ob ich zurückkommen werde?! Gott ſei Dank, man ſtirbt auch hier. Gute Nacht. Vielleicht Morgen mehr.

Nichts ſoll man thun, als Waſſer trinken und Bewegung machen, Bewegung machen und Waſſer trinken; Waſſer und Bewegung immer fort! Eſſen, einmal des Tages und ſehr wenig; Wein trinken? Nein! Schlafen? Nur bei Nacht! „Sonſt rührt Sie der Schlag." Was man außer dem Genannten ſonſt noch thun möchte, wär' es noch ſo unſchuldig, iſt, bei Gefahr des Lebens, verboten; ſtreng! Aber, ſtärker als die fürchterlichſten Schwüre, gebieteriſcher als die drohendſten Befehle, iſt im ſündhaften Menſchen der Geiſt des Widerſpruchs. Deshalb ſchreibe ich. Den Fehler zu verſüßen, ſchreibe ich an Sie! Wie werde ich die Qual der nächſten 5 Wochen ertragen? Wie den Schmerz der verfloſſenen Stunde. Tauſendmal dieſelbe Frage,

neunhundertneunundneunzig Mal dieſelbe Antwort. In der letzten Antwort unterbricht uns der Tod.

Unterleibsbriefe, Herr Hofrath! Geſchäfts-, auch Liebesbriefe kennen Sie. Sie müſſen von jeder Sorte haben.

So eben erhielt ich einen Entſchuldigungsbrief. Man habe mich verkannt, ſchreibt man mir, und bittet mich um Verzeihung. „Verkannt!" O, mein Freund, ſagen Sie mir, iſt es gut, daß ich mir aus dem Urtheil des großen Haufens, zu dem freilich auch diſtinguirte (! —) Häupter gehören, täglich weniger mache? Daß mich ſein Bannſtrahl wohl gar zufriedener mit mir ſelbſt macht? Darf ich dieſem ſtolzen Gefühle trauen? Täuſcht mich der Böſe? In mir ſpricht's ruhig: nein! Unter Tauſenden, die ich auf meinem Lebenswege traf, war ich Vielen — Vielen recht zuwider. Ich fühl' es gleich. Ich fühlte auch: nicht mein Benehmen ſtieß ſie ab, (es gab, was man zu fordern hatte) — meine Natur war ihnen fremd, blieb ihnen fremd. Dieſe Jedem, der mich darauf anſah, zu erklären, mochte ich ihr nicht zu leide thun; und weil ſie doch erklärt ſein ſollte (denn ſie hatte die Neugier angeregt), ſo erklärte man ſie auf gewohnte Weiſe, d. h. ſchlecht. — Nennen Sie, mein wahrhafter und unbefangener Freund, dies Raiſonnement beſchönigend, eitel? oder, nennen Sie es richtig? Sie werden zu Ihrer Antwort des ſtrengen, tiefern Blickes kaum bedürfen. Ihnen bin ich wohl kein Räthſel —. Genug: ich bin es gewöhnt, in mich, in den Menſchen überhaupt, hineinzublicken. Muß ich's nicht? Wär' ich ſonſt, was man mich nennt, ein Künſtler? Auf das „Nosce te ipsum!" von dem Spender aller Gaben zunächſt, mit immer ſtärkerem Nachdruck hingewieſen, bin ich mir ſelbſt nicht fremd, bin ich mir, Gott ſei Dank, nicht gram. Ich habe Halt in mir! — Was mich ſo ſtolz erhebt? Das unerſchütterliche Bewußtſein: Niemand, Niemand, ohne ſein Verſchulden, weh' gethan zu haben! Gereizt, war ich nicht immer meines heißen Blutes Herr. Gemein war ich in keinem — keinem Augenblicke meines Lebens! Darauf blicke ich zu Gott und lebe — ſterbe ruhiger als alle die, die mich zu richten, zu verdammen, raſch die Hand mit eigenem Koth beſudeln. — — — —

Wie unendlich reich iſt die Welt! Aber der Menſch beſitzt ſie und

wie selten weiß dieser seinen Reichthum zu benutzen! Schätze zum Überfluß rings um ihn her, das Köstlichste in ihm selbst. Und bei all' diesem Glück — kein Glück; denn ihm fehlt die Kenntniß seiner selbst, zur rechten Zeit. Jeder ist klug für den Andern, Keiner für sich. Wir glauben zu Gottes Ehre, daß er jedem Menschen, außer dem Reichthum, den er mit Allen zu genießen hat, auch eine besondere Gabe verlieh. Diese in sich zu erkennen, zu erfassen, zu pflegen, zum Wachsthum zu führen, unermüdlich, liebevoll und treu: das brächte keine gute Frucht, und Freude — Ehre für das ganze Leben? Aber in den meisten, meisten Fällen blind für den eigenen Schatz, schielen wir nach dem des Andern und die Folgen sind die Armuth und das Elend, die Verwirrung dieser Welt. Ein tolles Spiel im prachtvoll decorirten Saale. Hie und da ein Stiller und Bescheidener, der, in Gott, sich seines Hellers freut und ihn auf Zinsen legt, daß er zum Goldstück werde. Hier wohnt ein einfach-lieber, unverkünstelter Mensch: Labitzky. Er treibt Musik. Wie die heimathliche Quelle heilsames Wasser giebt, so giebt er uns Lieder, wie sie Gott ihm in die Brust gelegt: heiter, voll Gemüth, und rein von fremdem Zusatz. Seine Melodien strömen Lust, wie jene Quelle Kraft. Wir danken ihm und werden gut, wenn wir uns Gottes Gnade recht im Herzen freuen; er schenke sie durch wen — in welcher Art er wolle!

Schreiben Sie mir und ich danke Ihnen einen Festtag. Ich lebe nichts als Freitage. — Sei'n Sie nicht blos mein Freund und Gönner in Gedanken. — Gott freilich sieht das Herz; wir armen Leute wollen auch 'was sehen. Besonders ich. Adieu! Auch wenn ich wollte, könnte ich nichts anderes sein, als Ihr treuer und dankbarer

Seydelmann.

Warmbrunn, im September 1841.

Mein geliebter, innig verehrter Freund!

Schon war ich an der Grenze jener Welt „von der kein Wanderer wiederkehrt" — nun krieche ich, langweilig über die Maaßen,

in das „irdiſche Jammerthal" zurück. Wozu? Um die unausbleibliche Abfahrt in das verhüllte Nachbarland unter noch größern Schmerzen zu beginnen? —

Ihr lieber Brief ſollte noch in Carlsbad beantwortet werden, aber Leib und Seele unterlagen ſchon dem Vorgefühle einer ſchweren, böſen Krankheit. Am 17. Auguſt fuhr ich nach Prag. Ich reiſte wie ein Sterbender. Vergangenheit und Gegenwart verſchmolzen in ein finſteres Grau, zum Hoffen hatt' ich keine Kraft. Am 18. früh um 6 Uhr erreichten wir Prag; dieſe undeutſch — deutſche Stadt, die mich von jeher anzog und abſtieß zugleich. Umgeben dort von Allem Lieben, würde mir das Köſtlichſte, „die ſüße Heimath" fehlen. Prag kann ich nur aus der Ferne lieben; bin ich in ſeiner Nähe, bin ich drinn: gleich tritt zu meiner Liebe auch die Furcht. Haben Sie nicht Perſonen, mit denen es Ihnen ſo geht? Perſonen, die uns Alles bieten, was uns reizt, nur keine Bruſt, an der wir ruhig ſchlafen könnten.

Die weite, volkreiche Stadt bot den Anblick eines kaum erwachten Tages. Nur, was dem Gemüſemarkte angehörte, war zu ſehen. Lauter ſlaviſche Geſichter, die, mit dem Zeichen des Hemmſchuhes auf der Stirne, gleich gezähmtem Hausvieh auf und nieder laufen. Und — wenn die eingeſperrte Kraft einmal erwacht, die Kette bricht — —! Ich hatte mir vorgenommen, einen Tag in Prag zu bleiben, der Erinnerung mich hinzugeben, mit den Plätzen, Straßen, Häuſern, wie mit alten Freunden nach ſo langer Zeit mich traulich, herzlich zu beſprechen; aber, wenn uns ein Jugendfreund begegnet, der durch ſeine Kälte, ſeine mürriſche Befremdung den Jubel unſeres Herzens im Entſtehen tödtet, ſtehen wir erſtarrt und ziehn dann, im Begräbnißſchritte, unſeres Weges weiter. Ich ſah die alten Plätze, Straßen, Häuſer, unverändert, wie vor achtzehn—zwanzig Jahren, aber ſie gemahnten mich, wie die Gänge eines großen Friedhofes, auf dem ich mein früheres Leben und das Leben ſo manches lieben Freundes begraben ſah. Mit beklemmter Bruſt und leiſen Schrittes ging ich, ohne lauten Gruß, vorüber.

Trotz der Ermüdung fand ich keinen Schlaf und ſo entſchloß ich

mich, noch am ſelben Tage abzureiſen. Wie bettelhaft aufdringlich findet man noch immer die untern Bedienten der Poſt- und Grenz-Zoll-Ämter des großen, reichen Kaiſerſtaates. Die armen Teufel ſcheinen auf Umgehung ihrer Pflicht, auf den Geldbeutel der Reiſenden angewieſen. Und wie grell ſticht dagegen der finſtere, tiefgeheimnißvolle Ernſt der kaum eine Stufe höher ſtehenden Schreiber und anderen Beamteten ab! Als ob ein offener, ruhigheiterer Blick, eine artige Erwiederung, das Gewicht des Staates herabzöge, oder den Verluſt der geheiligten Anſtellung drohte. Wie Steine auf der Bruſt des Wanderers wirkt der unerläßliche Verkehr mit dieſen Leuten! Stummer Wahnſinn wohnt in dieſen großen Stuben voller K. K. Menſchen, und wenn nun Einer plötzlich lächelt —, man erſchrickt! Drei Minuten ſpäter, außerhalb des Hauſes, ſchöpft man ruhig Athem. Wenn ich wüßte, daß mein Alba ſolchen Eindruck machte, wie das Prager Mauth- und Poſtamt auf mich hervorgebracht, ich erſchräcke vor mir ſelbſt und bäte, im Intereſſe ſchwachnerviger Zuſchauer, um eine andere Rollenbeſetzung.

Schließen Sie aus dieſer Beſchreibung, wie krank, wie aufgereizt ich war! Als die Räder wieder rollten, als jeder Hufſchlag mich dem theuern Vaterlande näher brachte, ward es ruhiger in mir. Und als ich den erſehnten ſchwarz und weißen Grenzpfahl ſah, da ſprach's in mir: „Gelobt ſei Gott, nun kann ich doch zu Hauſe ſterben!" Am 19. Auguſt Abends 6 Uhr fuhren wir in Landshut ein. Freitag am 20. kam ich nach Warmbrunn. O, das liegt im Himmel! Alles Leid vergeſſend, konnt' ich kaum den nächſten Tag erwarten, dieſe Wunder fromm und dankend zu genießen. Ich beſuchte den Kynaſt, den Kochelfall und wünſche aller Welt den Frieden und die Freude meiner Seele; am andern Tage ward ich krank und eine Woche ſpäter war der Tod mir näher als das Leben. — Carlsbads Quellen haben mein ganzes Weſen im Innerſten aufgeregt. Was ich litt, diente dem Arzte zu Lob- und Preis-Geſängen und „ſollte" mich zum höchſten Dank begeiſtern.

Es ſind einige Berliner hier. Die Berliner muß man in Maſſe ſehen, einzeln — — —! Mit den Wienern geht mir's faſt umgekehrt.

Und Ihnen —? Geſtern fuhr ich mit meiner Frau nach Erdmannsdorf. O, wie hat die Gnade des höchſtſeligen Königs dieſe gartſigen Tyroler beglückt. Wer dort wohnen könnte! Fern von jeder Veränderung des Repertoirs. Aus einer Berliner Hoftheaterleſeprobe plötzlich hierher verwieſen zu werden: prächtig, himmliſch! — Wie ſich meine erwachenden Kräfte ſchon wieder ums „Theater" drehen; wie eine armſelige Mücke um ein ſchwindſüchtiges Licht. —

Werder wird mir gewiß Geſundheit wünſchen, oder — hat er ſich, auf die Kraft ſeiner Dichtung vertrauend, um einen andern Columbus umgeſehen? Ich weiß wahrhaftig nicht, ob mir das unlieb wäre! Meine Eitelkeit iſt weniger groß, als mein Wunſch aufrichtig iſt, daß Werder die größte Freude an ſeinem Werke erfahren möge; und werden meine Kräfte hinreichen, einen ſo günſtigen Erfolg mit herbeizuführen? — Ich bin nicht ſo arm und fühle das; von einer widerlichen Beſcheidenheit iſt hier alſo nicht die Rede. Ich erkenne aber auch, jeder tüchtigen Aufgabe gegenüber, was es gilt; und dann quält mich der Gedanke an die Unzulänglichkeit der Mittel. Und nicht für mich allein bin ich dadurch gequält, mehr noch für alle die, die mit durch meine Schwäche leiden ſollen. Daß Seydelmann und Sieg nur Eins ſein möchten: werden meine Freunde mich um dieſes Wunſches wegen tadeln? — Ich glaube, daß ich Werder in ſeinem Columbus verſtehe; in künſtleriſcher Eintracht mit dem Dichter zu arbeiten, würde mir eine große — innigliche Freude ſein; ſollten Sie aber, geliebter und verehrter Freund, wiſſen, daß ihm ein anderer Darſteller für die Titelrolle ſeines Stückes ſchon im Sinne läge, ſo hindern Sie ihn ja nicht im Abfalle von mir; um Gotteswillen nicht! Ich empfinde keine Begier, nur ſogenannte gute Rollen zu ſpielen, wohl aber ha .ch das glühende Verlangen, jede Rolle gut zu ſpielen, und ſolchem Verlangen muß inneres und äußeres Vermögen hübſch zu Hilfe kommen. Regt ſich hier ein Zweifel, muß das Glück ſchon mit im Spiele ſein; und ich halt' es gern mit der Begeiſterung vorbewußter, „ſicherer Kraft." „Die Bretter, die die Welt bedeuten," gelten leider nur ſehr wenig, doch immer werden ſie noch mehr ſein, als der Würfel in der Fauſt des großgewachſenen Buben. Schlimm ge-

ung, daß Schauſpielhäuſer und Schenkſtuben ſich nur noch durch Äußerdinge unterſcheiden. Ich verliere mich in Langweiligkeit.

Ich werde zu thun haben, mich den Berlinern wieder in Erinnerung zu bringen. Nichts vergißt ſich ſchneller, als ein Menſch, der „Komödie ſpielt;" denn, mit welchem Gewichte greift er in das tiefere Leben ein? — — Vor gar zu ſchnellem Tode im Gedächtniß unſerer Zeitgenoſſen, rettet uns am ſicherſten der Feind; an Feinden fehlt mir's nicht, und dafür „Gott ſei Dank!" Nicht wahr? (Freilich aber kommt es auf den Werth der Feinde an.) — Wenn ich mich nicht allzuſehr begünſtige, ſo muß ich glauben, daß man auf mich ſchimpft, in Art und Weiſe der Galeerenſklaven, deren giftiger Hauch dem armen Nachbar ſagen ſoll, er ſei ſo ſchlimm und ſündhaft — wie die andern auch. O wir ſind Alle verbunden durch den Namen — „Menſch."

Aus der Voſſiſchen Zeitung, die man in meinem Hauſe lieſ't, erſehe ich, daß Gutzkows „Welt und Herz" gegeben wurde. Möchten Sie mir nichts von dem Erfolge ſagen? Bereitet Ihre Küche ſonſt kein großes Gaſtmahl vor? Ich möchte mich bei Keinem andern drum befragen, und Ihnen gebricht es an Zeit (wenn nicht auch an Luſt), über dergleichen Dinge außer den unumgänglichen Geſchäftsſtunden mit irgend Jemand zu ſprechen. Mit einer Bitte will ich Sie doch plagen: können (oder beſſer: mögen) Sie nicht unvermerkt (ſo liebt es Ihre herzensgute Weisheit) — mögen Sie nicht darauf einwirken, daß man mich, nach erfolgter Rückkehr, in einem gewichtigen Stücke auftreten laſſe? Wäre auch die Rolle klein! z. B. Alba. — — — —

In Carlsbad habe ich S—s Tochter geſehen: und auch ihn. Ein alter unſcheinbarer Blumentopf, und drin ein ſchönes — ver-ſchönes Röschen! Töchterlein und Vater. — Ob das ſchöne Röschen duftet? Des Topfes Erdreich läßt es uns vermuthen. Daß das Röslein ſeine Schönheit und den väterlichen Reichthum kennt, lieſ't ſich aus jedem Blättchen der von Käfern wild umſummten Blume. O, der alte S. wird die Berliner vielfach beſchäftigen, die Gaffer wie die Prüfer. Er ſcheint, trotz höchſten (irdiſchen) Schutzes, doch nicht ohne

Beklommenheit auf den ſandigen Kampfplatz hinzublicken. Ahnt er ſeines Lebens wichtigſten Moment? Schmal iſt die Schwelle Gegenwart, und hohe Jahre bringen ſchwankende Bewegung. Wem die Zukunft hienieden nur noch ein kurzer, matter Schritt iſt, thut er nicht am klügſten, ſich die Vergangenheit zu retten?

Ladislaus P—r war auch in Carlsbad. An der Seite des Ortsbürgermeiſters trat er an mich heran, indem er freundlich ſagte, er wolle meine perſönliche Bekanntſchaft machen. Seine Perſönlichkeit macht einen wohlthuenden Eindruck. Mittelgroß, ziemlich ſchlank unter dem bequemen braunen Überrock, geht er, mit Zeichen körperlicher Schwäche, ohne alle Prätenſion zwiſchen den Brunnentrinkern hin. Einen halben Schritt zurück, zur Seite links, hat er einen jungen, ſehr beſcheiden ausſehenden Pfaffen, der ihm den Becher trägt und Waſſer ſchöpft. P—s Geſicht hat weder edle noch unedle Züge; aber ein offenes, klares Auge, das wohlwollend und erfahren blickt, und durch ein mildes Lächeln des Mundes um ſo ſchneller Vertrauen erweckt und uns überredet, der Eigner ſei ein Menſch im ſchönen Sinne des Worts. So würde er gewiß auch auf Sie wirken, geliebter Freund, und wir wollen es nicht achten, wenn wir wahrnehmen, wie die Schmähſucht auch hinter ihm hergeifert, und zwar aus dem Munde ſeiner Standesgenoſſen, die ihn, den (mit Recht) Bevorzugten, beneiden und ihrer eigenen Sünde wegen fürchten. Wie mannigfaltig fließt das Leben aus zwei kleinen Punkten: Gut und Schlecht!

Sie ſehen, ich ſchwatze ohne Ende; aber habe ich Sie doch in einem halben Jahre nicht geſehen, und wie g e r n ich mit Ihnen ſchwatze, wiſſen Sie. Übrigens kann man einen Brief ja Portionenweiſe leſen. Auch ungeleſen laſſen. Aber Sie ſind kein untreuer, grauſamer Prinz, wie jener in „Emilia Galotti," und ich bin keine aufgegebene Ariadne.

Verehrung Ihrer Frau Gemahlin und Ihnen von Ihrem

Seydelmann.

Breslau, den 23. September 1842.

Noch acht Tage, mein theuerer, geliebter Freund, und ich genieße die Freude, den Troſt Ihrer perſönlichen Begrüßung und Ihrer Nähe. Wir haben uns nun lange nicht geſehen, und wenn ich mich frage, was ich Ihnen werde zu erzählen haben, ſo höre ich die beſcheidene Antwort: — Schutt, Schutt, aus dem unſer ganzes Leben beſteht. Das iſt entweder recht niederſchlagend, oder fromm-erhebend; je nachdem wir ſtolz aufſtrebende — vornehme Geiſter (!) ſind, die auf dem Rückfluge in's Heimathland ſich die Flügel lahm ſchlagen, oder duldſame (chriſtliche) Seelen, die, unter weichlichſüßen Thränen der Ergebung, jede Demüthigung des Lebens wie ein Ordenskreuz auf ihrem Leichenfrack zur Schau tragen. Zwiſcheninne in der ſchmalen Mitte liegt — als ob es keinen Platz gäbe in der unermeßlichen Breite des Marktes — das Paradies der Sterblichen. Stehn Sie etwa ſchon mit einem Fuße drinn? — Ziehen Sie den andern nach. Mich mit. — Wahrhaftig, ich werde Ihnen nichts zu erzählen haben als Schutt, und weil ſich dergleichen erträglicher anhört als lieſ't, mochte ich Ihnen nicht ſchreiben. Stärken Sie daher Ohr und Geduld.

Sie haben im letzten Vierteljahre ein rechtes Theaterleben geführt, jeder Augenblick bot Ihnen 'was Neues. Und wenn Sie Alles unter Glas und Rahmen bringen könnten, würden Sie die Wände Ihres Zimmers damit ſchmücken wollen? — Nein. Denn irgendwo muß der Menſch doch Ruhe haben.

Man hat mir zwei neue Rollen geſchickt. Es iſt der Geiſt der Pfeiffer und des Vogel, an dem der meine ſich erheben ſoll. Ich finde dieſe Wahl meinem herabgekommenen Zuſtande vollkommen angemeſſen. — — — —

So wird denn doch das Bild des alten Fritz auf die Königl. Bühne geſchwärzt. Iſt mir doch, als ſollt' ich noch nicht daran glauben. — Die Idee dieſes Stückes iſt nicht übel und keine gewöhnliche: innige Verehrung eines alten Kriegsmannes für ſeinen Helden wird durch Zurückweiſung gekränkt. Sehen kann er nicht mehr, was er liebt; da ahmt er's nach. — Das Luſtſpielartige an dieſem wunderlichen alten Krieger iſt nur Reflex der drolligen Umgebung; ſeiner Empfin-

dung muß alle Tiefe gegeben werden, deren der Darſteller fähig iſt. Ich habe auf dem hieſigen Theater auch eine Fritziade geſehen: „Ein Pagenſtückchen," von dem Hamburger Töpfer (Dichter und Schauſpieler). Zwei Alltagsgeſchöpfe zerrten den Helden von ſeinem Piedeſtal herab und ſpielten Affe mit ihm vor dem Volke. Iſt das kein Vandalismus, wenn auch Gott Gott und der alte Fritz alter Fritz bleibt? Die im Allgemeinen liederliche Natur des Menſchen bedarf keiner Aufmunterung, das Erhabene zu ſich herabzuziehen, und dem Haufen gegenüber iſt die Strenge, mit welcher der Katholicismus die Verehrung der Heiligen fordert, nicht ohne guten Grund.

Das Innere des Breslauer neuen Schauſpielhauſes gewährt, trotz ſeiner leicht erkennbaren Mängel, einen ſehr freundlichen Anblick, und wir wiſſen Alle, wie ein reinliches und helles Zimmer auf uns wirkt. Ich war immer geneigt den Spruch: „Sage mir, mit wem Du umgehſt, und ich will Dir ſagen, was Du biſt;" auch auf die Wohnung — auf den Ruheplatz eines Menſchen auszudehnen. Der Trog erzählt uns von der Nähe eines Schweines, und die „Genialität" eines Lämmermeyer iſt gewiß vierfüßiger Art.

Geſpielt wird immer noch weniger gut, als gebaut; der dümmſte Baumeiſter hat doch Etwas lernen müſſen und erwieſene Untauglichkeit wird nicht nur zurückgewieſen, auch beſtraft. Die Schauſpieler jedoch lernen nichts und prahlen damit; Tagediebe in der Kneipe reiben ſie die Würfel in den Händen und wer trifft, heißt ein Genie! Mit ſolchen Kerlen treibt man 1842 Kunſt! —

Vorgeſtern hörte ich den Freiſchützen. Die Wolfsſchlucht war „neu in Scene geſetzt." Ich ſah nichts als die eitle Vornirtheit eines Theatermaſchiniſten. Dem muſikaliſchen Spuk des Componiſten geſchickt die Hand zu bieten, erfordert künſtleriſche Phantaſie; mit Lichtern aller Farben, wilden Säuen, Eulen und Gerippen und mit Heulen, Schreien, Pfeifen, iſt kaum noch der Jubel des gemeinſten Volks zu erobern. Auch die Geſpenſter ſind vornehmer geworden: der rohen Fauſt gehorchen ſie nicht mehr, ein Geiſt ſoll ſie citiren. —

Geſtern ſah ich „Dr. Wespe." Ein Stück mit herrlicher Entrée, die Mittelſtuben leer, der Ausgang freundlich, gut. Für 5 Akte iſt der

Inhalt zu kurz, und ſollte er, um den Theaterabend auszufüllen, breit geſchlagen werden, bedurfte er einer geſchicktern Hand. Es geht unſren neuen Luſtſpielen, wie den jetzigen Liebhaberſpielern: ſchon die mittelmäßigen werden theuer bezahlt, weil gute nicht zu haben ſind. „Alles Schöne iſt ſchwer;“ das Schwere braucht Zeit, und das Zielwort unſerer Tage iſt „Dampf.“ —

Die Darſtellung dieſes immerhin luſtigen — zum Theil geiſtvollen Stückes war ſo ſo. Die Damen trugen bei weitem den Sieg davon. Ich freue mich, das Luſtſpiel in Berlin ſehen zu können.

„Die Tochter des Regiments,“ die ich heute hören werde, hat bis jetzt nur wenig Gunſt gefunden. „Die Hugenotten“ werden einſtudirt, „der Sohn der Wildniß“ und noch manches Andere. Director Nimbs treibt ſeine Leute an.

Nächſten Donnerstag gedenke ich in meine Garniſon zurückzureiſen. Sonntag oder Montag werde ich wohl zu Hauſe ſein. Vorſicht iſt mir anempfohlen. Wie es mit meiner Geſundheit geht? Warten Sie noch ein Paar Tage, dann ſehen Sie mich an. Was Sie auch vermiſſen werden, meine innige Liebe für Sie werden Sie wieder finden!! Tauſend herzliche Grüße Ihrer verehrten Frau Gemahlin und Ihnen, theuerſter Freund! von der ganzen Familie

Seydelmann.

Briefe an Glaſsbrenner.

Berlin, den 14. April 1839. *)

Vorwort an das Publikum, als Seydelmann zum Beſten des Leſſing-Denkmals den „Nathan" in der Singakademie las.

Verehrungswürdigſte!

Durch die Freundlichkeit eines geachteten Kunſtgenoſſen bin ich, nur eben heute erſt, zur Kenntniß einer Broſchüre gekommen, welche dem deutſchen Publikum im Jahre 1791 von dem verſtorbenen Schauſpieler Großmann übergeben wurde. **) Sie betrifft dieſelbe Angelegenheit, um derenwillen Sie, Verehrungswürdigſte, heute hier verſammelt ſind und ich erlaube mir, Ihnen einige Zeilen daraus mitzutheilen.

Großmann ſagt:

„Ich ſuchte, und fand nicht was ich ſuchte: ein Denkmal auf Leſſings Grabe. Kaum wußte man mir in Braunſchweig das Plätzchen Muttererde nachzuweiſen, das die Gebeine des Edlen aufgenommen hatte. Ein alter Invalide, der ihm in ſeiner Krankheit aufgewartet hatte, zeigte es mir."

---

*) Dieſer Brief Seydelmanns an Glaßbrenner beginnt mit der Mittheilung der einleitenden Worte, welche Seydelmann vor ſeiner Vorleſung des Nathan geſprochen hatte, und dem Freunde auf deſſen Wunſch ſendet.

**) Der Kollege, welcher Seydelmann die Broſchüre zuſchickte, iſt L. Schneider. Sie führt den Titel: „Leſſings-Denkmal. Eine vaterländiſche Geſchichte, dem teutſchen Publikum zur Urkunde vorgelegt von Großmann. Hannover gedruckt bei Peckwitz 1791; gewidmet dem teutſchen Kaiſer Leopold, dem teutſchen Könige Friedrich Wilhelm von Preußen."

„Leſſing war nichts weniger als reich und ſeine Verdienſte konnten, nach ſeinem Hinſcheiden, nicht ſo, wie Häuſer, Gärten, Landgüter, verſilbert oder vermacht werden; auch hinterließ er keinem lachenden Erben klingende Verdienſte. So mußte er denn mit einigen Schaufeln Erde und mit dem Denkmal in dem Herzen ſeiner Freunde und Verehrer vorlieb nehmen.“

„Ob er ein Denkmal verdiene? — Dieſe Frage wäre Läſterung ſeines Namens, Entweihung ſeiner Aſche.“

„Was er der Welt überhaupt war, weiß die Welt. Was er uns Schauſpielern insbeſondere war, iſt, und ſein wird: wer von uns erkennt das nicht mit dem innigſten Dankgefühle? Uns alſo auch insbeſondere gebührt es, ihm ein Denkmal zu errichten.“

Und hiemit wendete, im Jahr 1791 (alſo vor beinahe fünfzig Jahren), Großmann ſich an ſeine Kollegen und vorzüglich an die deutſchen Bühnendirektoren. Mit welchem Erfolg? Darüber belehrt uns der Zweck der heutigen Verſammlung. —

Wie mein Vorgänger empfand auch ich den Drang, der Pflicht innigſter Verehrung und des Dankes gegen den Unſterblichen nachzukommen, und durch Ihre Theilnahme, Verehrungswürdigſte, werde ich mich am Ziele meines Beſtrebens ſehen, wenn Sie Dem, was mir nach dieſen Worten noch zu thun übrig bleibt, Ihre gewohnte, freundliche Nachſicht nicht entziehen wollen.

Daß Ihnen der Nathan zu weich geweſen thut mir leid! Sie mögen wohl Recht haben. Ich erinnere mich wohl, mich von einer Stimmung haben beherrſchen zu laſſen, der ein ſtrengerer Zügel künſtleriſch heilſam geweſen ſein würde. Beim raſchen Vortrag kommt das wohl. Und dann geſtehe ich, daß meine Verliebtheit in die Perſon des Nathan mir vielleicht noch öfter den Streich ſpielen wird, ihn zu verhätſcheln; wie das der entzückte Bräutigam mit der Braut, der Freund mit dem Freunde wohl thut, redet er ſich auch noch ſo ernſt ein: er thue nur das Erlaubte.

(Selbſt der Kritiker — Nachfahr alſo des groſſen Schöpfers

unſeres „Nathan“ — iſt er in ſeinem Amte nicht auch zuweilen ein entzückter Bräutigam, oder, ſein Brand und Aſche fabrizirendes Gegentheil?)

Juste — milieu und — Menſch und Freund und Feind! Ach, ach, und Ach! Guten Morgen Ihnen und Allen Ihren Lieben!

Ihr

Seydelmann.

Halle, den 26. October 1839.

Mein geliebter Freund!

Täglich gedenk' ich Ihrer, aber Zeit, einige Zeilen zu ſchreiben, gewinn' ich erſt jetzt. Acht Tage bin ich hier, habe neun Proben mitgemacht und viermal geſpielt. Gute Theaterwirthſchaft, das da! Erträglich allein durch den guten Willen der meiſten Mitglieder. O Ihr ſtolzen Hofſchauſpieler, kommt hieher und lernt einſehen, was man auswendig lernen kann — im Handumdrehen! Der Principal kriegt, meiſt aus Geldverlegenheit, ein Gelüſten, den Kaufmann von Venedig z. B. zu geben. Aber er hat weder Buch noch Rollen und „ſeine Leute“ haben „zufälligerweiſe“ keine weitere Kenntniß vom Stück, als daß ein Jude darin das Meſſer wetzt. So 'was verſpricht Einnahme und da ſich die armen Schlucker faſt immer in ſehr ausgegebenem Zuſtande befinden, beſchließt man Mord, mit freudigem Muthe; Mord an Shakespeare (der ohnehin wie ein altes Nadelkiſſen ausſieht). Der Leihbibliothekar ſchickt das Buch, ein vom Hunger angebiſſener Schreiber zieht in freudegrimmiger Haſt unleſerliche Zeilen, noch ungetrocknet fallen ſie den harrenden Künſtlern in die Hände, zwei Stunden ſpäter verſammeln ſich ſämmtliche Herenmeiſter zur erſten Probe und wenn der Gaſt — der Jude — nicht an hypochondriſchen Grillen leidet, ſo ſpielt der Souffleur das gefolterte Stück ſchon am nächſten Abend zu Tode. Jeder hilft, und jede Silbe zerbricht einen Knochen am Dichter, der nun von unten hinauf und von oben herunter gerädert wird. Humor füllt die langen Zwiſchenakte, denn die Bänke des ſonſt leeren Theaters knarren und knacken unter der un-

gewohnten Last neugieriger Zuſchauer, die Kaſſe riecht bereits nach Braten und die Gläubiger auf der Gallerie ſchlagen hoffnungsvoll und verrückt in die leeren Fäuſte. Am nächſten Morgen ſieht man den jungen Prinzipal mit Glacé-Handſchuhen und tombakbeſchlagenem falſchen Bambus auf dem Platze vor dem — (Galgen hätt' ich bald geſagt) — vor dem Schauſpielhauſe; halbgeſättigte Mitglieder ſeiner kunſtmörderiſchen Rotte erwarten vertrauungsvoll und in demüthigem Schweigen ſeinen Wink zu neuem Gemetzel und kaum läßt ſich die angeregte Thatenluſt bezähmen. Mit ſtolzem Bewußtſein und ziemlich kühl wird der erwartete Gaſt — der geſtrige Jude — begrüßt und benickt, denn der Schwächling zeigte Bangen beim Morde, aber ein Mörder war er doch auch — „Wermuth! Wermuth!"

Habe ich Ihnen nun ungefähr geſagt, wie es hier — (und an hundert Theaterorten) und wie es mir geht? Aber unbegreiflich, welchen Zauber die Schauſpielerei in ſich trägt! Trotz dieſes unſeligen Treibens in der Kunſtküche drängen und ſtoßen und zanken ſich die Leute, von der verheißenen Schüſſel mit zu naſchen. Das hieſige Theater, freilich kein ſo großes Gebäude — aber doch groß genug um zu Zeiten die ſchrecklichſte Leere darin wahrzunehmen — iſt jetzt immer gefüllt; trotz der erhöhten Preiſe. Und der Zudrang wächſt. Vorgeſtern mußten in aller Eile, zwei Stunden vor Beginn der Vorſtellung, aus vier Parterrebänken einige funfzig Sperrſitze gemacht werden und der Prinzipal mit ein Paar Augen, aus denen das ſchönſte bengaliſche Feuer ſtrahlte, mit einer Beugung des Nackens, die die achtungsvollſte Rührung und Beſcheidenheit mir zu Füßen legte, ſprach: O wäre das Haus doch noch einmal ſo groß geweſen; wir hätten dann mit Einem Schlage zwei Fliegen geſchlagen; ſo aber müſſen wir nun für die fortgeſchickten Maſſen eine zweite Anſtrengung riskiren. Nicht wahr, Verehrteſter (das bin ich, pour le moment!) Sie ſpielen mir noch öfter? — Ich muß nachgeben; mir geht's zu Herzen, (Andere werden ſagen: zu Verſtande, Herr Seydelmann!) dem Jammer der Theaterkaſſe abhelfen und — meine eigene mehr anfüllen zu können. — D'rum werd' ich morgen den Shylok, Montag den Carlos, Dienſtag den alten Fritz und Mittwoch den Papa Klingsberg und den Magiſter Quadrat

ſpielen. Abgelegt habe ich bereits den Cromwell, den Franz Moor, den Mephiſto und den Scarabäus mit dem Polterer.

Ihr

Seydelmann.

Berlin, den 29. Februar 1840.

Ehe ich's wieder vergeſſe: Schon ſo oft wollte ich Sie bitten, mir, bei der Wahrheit Ihrer Freundſchaft für mich, einmal rund heraus zu ſagen, was meine Gegner am Schauſpieler Seydelmann neuerdings getadelt haben und noch tadeln?

Sie leſen ja ex officio, was ich theils zu leſen vermeide, theils nicht zu leſen Gelegenheit habe. Sagen Sie mir, ohne alle Verzierungen zarter Schonung, das Schlimmſte! Meine Bruſt iſt geſtählt durch Jahrelange Gewohnheit. Unglücklich machen wird mich der Tadel nicht; aber er kann Grund werden zur Verbeſſerung, zum Fortſchritt, und dieſen müſſen wir zuvörderſt von unſern Freunden wünſchen.

Befördern Sie durch edle Offenheit die künſtleriſche Reinigung (! —)

Ihres

reinig ſtrebenden

Seydelmann.

Befürchten Sie ja nicht, wie ich nach dem Genuſſe Ihrer bittern Arznei mich vielleicht benehmen könnte. Jedenfalls klug; wofür hieße ich denn „der Seydelmann?" Aber ich hoffe: auch hübſch und gut. Alſo:

„Wahrheit gegen Freund und Feind!" ꝛc.

Leipzig, den 8. Juli 1841.

Wie man mich immer als „Mimen" lobt, damit man den Seydelmann deſto tiefer hinabtreten dürfe! „Glaubſt Du, dieſer Adler ſei

Dir geſchenkt?" Nichts umſonſt auf dieſem jüdiſchen Marktplatze: Welt! — Sagen Sie mir's doch auch, Glaßbrenner („Freund" darf ich Sie in dieſer Verbindung wohl nicht nennen —?) Sagen Sie mir's doch, daß ich „ſchlecht, grundſchlecht" ſei. So rund um, liebevoll, über mich aufgeklärt, wird es doch endlich Tag in mir werden. Dann bin ich, wie Richard, „ich ſelbſt allein!" aber — kein König. Wenn ich König wäre — o Gott!!!

Um 3 Uhr fahre ich nach Dresden und will dort ſchnurſtracks in's neue Theater gehen. Freitag Nachmittag gedenke ich, hierher zurück zu fahren, um endlich einmal den „im Fauſt" zu ſehen, den ich immer nur darin geſpielt habe. Dazu: Döring. Ich werde Ihnen dann ſchreiben, was ich gewonnen habe. Gewinnen werd' ich jedenfalls, ſollt' ich auch verlieren. Wenn ich früherem Eindrucke in Beziehung auf meinen „Doppelgänger" nicht zu treu bin, iſt Dörings Natur, ganze Art und Weiſe eine ächt theatraliſche. (Ob Sie das verſtehen werden? Wenn nicht: liegt die Schuld an mir. Daß ich das noch ſage! Bin ich denn wirklich „ein geiſtreicher Menſch?" Verzeihung! Sie lieben nicht, daß man Ihre Ausſprüche bezweifele.) Döring iſt weit amüſanter. Ich könnte es in gleichem Grade ſein, da ich mich im Beſitze von allen Mitteln dazu fühle; allein — mir fehlt dazu der Muth! — — Mein Muth hüllt ſich gern in ernſtes, tiefes Schwarz; der Muth meines Rivalen ſteckt in bunterem Kleide. Und zwei ſo durch und durch verſchiedene Menſchen koppelt man zu armſeligen Vergleichen an einander. Uns trennt mehr als die Deichſel.

Seydelmann.

Berlin, den 20. Dezember 1841.

Mein lieber Freund!

Sie liebenswürdige, leichtgefiederte Mücke, ziehen luſtig ihre Kreiſe um die Flamme fürſtlicher Gunſt; ich, Columbus, durchfurche den Ocean in wurmſtichiger Barke und hole den Undank der Welt. „Gefunden!" ſchreit ſchon der gaffende Plebs! Was thut's?! Die

Rolle des armen, geplagten Admirals hat mir, in wohlverſchloſſener Stube, ſchon manche Freude gemacht und ſo leid mir der Dichter thun würde, fände ich ſeine Bemühungen nicht anerkannt, ſo ſehr fühle ich mich für meinen Fleiß belohnt! Muß ich mit der Frucht meiner ſüßen Stunden in ſtiller Heimathlichkeit hinaus auf den offenen Markt: adieu, du Fraß für Würmer und für Maden.

Sie mögen Berlin für Ihre Zukunft nicht aufgeben. Sehr klug. Sie wollen gegen „Antigone-Prahlerei" deklamiren. Sie halten mich für Ihren Freund? Ich bin's! Ich weiß es ganz gewiß! Nun: deklamiren Sie nicht! Ja, wenn man ſicher ſein dürfte, daß Sie das Kind mit dem Bade nicht verſchütten. Aber, kenne ich nicht Ihren ſiegreichen Verſucher, der, indem er Sie nach Einer Seite hin zum glänzenden Siege führt, Ihnen ſonſt nur Dornen in Leib und Seele drückt? Glaßbrenner, Sie werden mit meiner Bitte machen, was Sie wollen, doch, zweifeln Sie nicht: ſie kömmt aus ehrlicher, treuer Freundesbruſt! Schreiben Sie ſtreng, ſcharf, mit dem Feuer der Wahrheit für die Sache, aber nie gegen die Perſon. Sie verſtehen mich. Geben Sie den ſichern, ſpäten Triumph nicht auf für das ſchwindſüchtige Lob von 12 bis 1.

Ich erwarte Ihre Ordre wegen des Briefes an Heller. Gott ſchenke Ihnen und Ihrer lieben guten Frau recht heitere Feiertage und erinnern Sie ſich oft an

Ihren

Seydelmann.

Carlsbad, am 5. Auguſt 1841. *)

Leſen Sie, was ich, Ihre Arbeit zur Seite, der Erzählung meines Lebenslaufes zuzufügen hatte. Furcht bezeichnet meine Worte nicht. Ich habe Namen genannt. Wer an der Wahrheit des Erzählten zu zweifeln wagen möchte, trete hervor. Er tritt gewiß gepeitſcht

*) Dieſer Brief bezieht ſich auf die Mittheilungen, welche Seydelmann dem Freunde, auf deſſen Wunſch, zum Behufe des biographiſchen Artikels „Seydelmann" im Theater-Lexikon geſendet hatte.

zurück. Lesen Sie frisch, mit kritischem Blick; als läsen Sie, was Sie gerne tadeln möchten. Dann sind wir wohl vor später Reue sicher. Nur mit der Form werden Sie's hier zu thun haben. Der Inhalt, wie gesagt, ist wahr, wahr, wahr!!!

Den Schluß des Aufsatzes schicke ich Ihnen, wohin Sie wollen. Anhaltend schreiben darf ich nicht. Ich war sehr krank; habe vor Schmerz geschrieen, wie eben ein Thier schreit, wenn es leidet. — Mich zu trösten, den Schmerz angenehm zu machen, nannten ihn die Umstehenden (Arzt und Männer die mich hielten), eine „Carlsbader Krise." Da hört freilich Alles auf.

Sie wissen doch, Glaßbrenner, wie drollig die Gesunden sich ausnehmen, wenn sie dem Kranken zujauchzen: Steh' auf und springe!

Ruge war da. Der gefällt mir! Ruge hat Kraft und ist kein Mann der bleichen Furcht. Solch ein Mann zählt 1000, und wenn sie ihm die Nullen auch alle vornehin setzten.

Laube ist wohl schon in Leipzig? Sehen Sie ihn, so bitt' ich, grüßen Sie ihn recht herzlich. Mein Buch kann er mir ja nach Berlin schicken. („Riemers Mittheilungen über Göthe.")

Russen, Polen, Türken, Deutsche, Affen, Esel, Juden: was läuft Alles hier herum! So mitten drunter, ganz allein, ich!

Sie sind auf dem Wege nach Cassel. Trotz Sonne, Mond und Sterne, die auch über Cassel glänzen und erwärmen, hat mich immer dort gefroren. Von dort an trage ich Flanell. Doch giebt es tüchtige Leute da; von Wind und Wetters Ungestüm dahin verschlagen. — Was war ich für ein braver Kerl, dem F— gegenüber! O, das werde ich der Lesewelt schon noch erzählen. Übrigens bin ich diesem Manne viel — mein ganzes späteres, so reich bewegtes Leben schuldig! War er nicht so prächtig, wär' ich jetzt nicht Seydelmann. Aber wenn ich ihm auch danke, er versteht mich nicht. Lassen wir ihn seinen Hofweg laufen. Ich bitte Sie, thun Sie ziemlich ehrbar, loben Sie die Knute und sibirische Kälte, klotzige Knechtschaft, Fußtritt gegen Arme, und dgl., und wenn Sie Strelitz nicht mehr mögen, öffnet Ihnen F. seine warme, warme Brust. Seine unerschütterliche Kerkerknechtsnatur macht selbst Tyrannen stutzen, und rissen sie ihm

auch mit ſpornigem Stiefel tiefe Furchen in den harten, ſteinigen Leib, ſie heilen ihn — aus Furcht, und weil man wirklich ſolche Kerle — braucht. Wer aber mag es ſein?? Das macht den Unterſchied. —

Wenn Sie in dem ſonſt freundlichen, ſchönen Caſſel einem Violoncelliſten Haſemann begegnen: pochen Sie ein bischen an. Der Menſch hat einen reichen Boden. Unkraut neben guter, eſſenswerther Frucht. Ein Menſch — ein Menſch! (wie Schreiber Dieſes.) Grüßen Sie ihn von mir und „wie es ihm gehe?" laß' ich fragen. Schade, daß Sie ihn nicht bei der Flaſche auflockern können; ſein Leib iſt miſerabel. Er war vor Kurzem hier. Das iſt ſo ein Burſche aus der Hand der wunderlichen und wunderreichen Mutter Natur, aus dem, bei rechter Zeit, mancherlei hätte geknetet werden können, zum Nutzen für Manche, zum Ärger für Viele. Jetzt iſt er ſo ein Stück Erfahrungskünſtler, Empiriker, und man mag immer mit ihm ſchwatzen. Sehn Sie ſich ihn, ohne Anlauf, ruhig an. Sie werden's finden. Aber meinen prächtigen, durch und durch vornehmen Spohr! Wenn Sie dem näher kommen und gewinnen ihn nicht lieb, ſo behalten Sie's für ſich. Wenn mir Einer 'was von Leuten ſagt, die ich ſeit Jahren liebe, bei denen mir ſo (unbeſchreiblich —) warm wird, wenn ich ſie nur nenne, dann muß er ſie loben. Tadel fleckt da nicht. Es hat ſo Jeder ſeine Götter; ſeine Leiter in den lieben Himmel. Spohr iſt eine feſte — feſte, ſtarke Sproſſe. Die macht mir Keiner wackeln!

O ich kenne noch ſo manchen wackern Mann in Caſſel, aber ſie bekümmern ſich nicht weiter um's Theater. Wollen wir das tadeln? —

Sollten jene Herrn den Aufſatz zu lang finden, ſo ſagen Sie ihnen, es giebt Bärte, die bei Weitem länger ſind und nicht beſchnitten werden. Und iſt ein Bart auch nur ein Zeichen von Geiſt? Jener Aufſatz aber vermag mindeſtens Geiſt zu wecken, den nämlich der edlen Nacheiferung! Und wozu das Theaterlexikon? Wozu Spiegelbilder berü.h..t.r Männer?

Mein Herr, (würde ich zu Ihnen ſagen, wenn Sie Blum wären, ich Glaßbrenner) Seydelmann iſt, betrachten Sie ihn beifällig oder

abfällig — Seydelmann iſt jedenfalls eine, aus jetziger Theaterwelt hervorragende und eigenthümliche Erſcheinung. Seit mehr als dreizehn Jahren beſchäftigt er, ohne Unterlaß, die Aufmerkſamkeit — d. h. den Neid und die Schadenfreude — faſt aller deutſchen Schauſpieler. Von der Pike auf dienend, ſteht er jetzt auf einer Höhe, von der er, trotz eifrigſter Bemühungen vieler Edlen, nicht mehr wird herabgezerrt werden können. Wie kam er hinauf? Ohne Talent; denn die Dummen ſagen, er habe nichts als Verſtand. Da iſt Verwirrung. Klar machen aber iſt unſer Geſchäft: Seydelmann ſoll ſelber ſagen, wie er, durch Verſtand allein, nicht nur Künſtler geworden (kaum zu glauben), nein: er ſoll zeigen, wie ihm zu erreichen möglich war, ihm, dem ſichtbar nicht Berufenen — was Gott den Seinen nur im Schlafe giebt. Seydelmann hat, was er hat, ertrotzt: Ruf, Stellung, „ja ſogar Geld.“ Sein Kunſtſtück iſt intereſſant, belehrend; her damit! Er zeige es! Es iſt uns Pflicht, es weiter zu verbreiten. Iſt unſre Sache nicht das Heil der Kunſt? —! —! —! Wenn nun der geforderte Artikel „Seydelmann“ Ihr Maaß auch überſteigt, der Gegenſtand — ein ungewöhnlicher! (das geben Sie doch zu?) — wird es, vor ſeinen Feinden ſelbſt, entſchuldigen. Der Weg eines Mannes, der „ſeiner Größe Schmied“ ſo ganz allein, durch Willenskraft geweſen, iſt dem Auge jedes ordentlichen Menſchen von Bedeutung, und dem jungen Künſtler kann er von dem größten Vortheil ſein. Thun Sie jetzt, was Ihrer Ehre und der Sache, der Sie ehrlich dienen wollen, nützlich iſt; adieu!

Ich, Seydelmann, flüſtere nun dem Glaßbrenner noch zu: Ein Buch, wie das „Theaterlexikon“ zu ſein ſich herausnimmt, iſt mir ſchon deshalb den nöthigen Raum ſchuldig, Alles zu ſagen, was ich, der Wahrheit gemäß, zu ſagen habe, weil es ſich zunächſt in Händen von Menſchen befindet, die ſich nie zaghaft zeigen mochten, alle jene Niederträchtigkeiten, die ihnen geheimſchleichende Lüge über mich zuflüſterte, auf das Lauteſte weiter zu ſchreien. Kein Journal, keine Zeitung, keine Autobiographie wird ſo weit verbreitet werden können, als dies Schauſpielerbuch unter Schauſpielern;

und an diese Hechte iſt es mir, meines Sohnes willen, ſehr zu thun. Ihm bleibt mein Name. Der Name eines Vaters ſoll dem Sohne eine allezeit offene Thüre in das Haus (zum Mindeſten) der Braven ſein! Sie wollen, daß ich offen rede: ſind Sie nicht mit mir zufrieden? Und wenn Sie es ſind, — loben Sie mich nie und nirgend mehr, als mir und Ihnen dienlich iſt, denn „oft iſt es der Freunde Eifer —" u. ſ. w. Ich bitte um Antwort. Wenigſtens um ſchnelle Beſcheinigung dieſer Zuſendung. Gott mit uns!!!

Ihr

Seydelmann.

Berlin, am 29. November 1842.

Mein edler Freund!

Herwegh war ein Paarmal bei mir. Ruge führte mir ihn zu. Stecken Sie Herwegh in alte deutſche ſaubere Tracht und Sie haben einen der lieblichſten Troubadours vor ſich, den Sie ſich denken können. Daß ſeine Bruſt ſo glühenden Hauch birgt, wer ſäh' es ihm beim erſten Blick wohl an? Ruhig, freundlich, friedlich auf der Frühlingsoberfläche ſchmiedet er im Innern unaufhörlich Speere und das ſchöne, dunkle Auge blitzt zuweilen ſeine ewig rege Seelenthätigkeit hervor. Dem deutſchen Volk, dem Könige von Preußen ſang er noch vor Kurzem zu, er ſang das Lied vom Haſſe, und nun — liebt er. Weil er „lang genug" gehaßt? Die Tochter eines Hoflieferanten wird nun ſeine Flammen leiten. Zukunft, plaudre aus: Wohin? *)

---

*) Ein nicht minder treffendes, ſinnlich anſchauliches Bild giebt uns Seydelmann von Herwegh in einem Briefe an Freund Goldner vom 26. December 1842. „Ich habe Herwegh perſönlich kennen lernen. Der kühne, überkräftige Freiheitsſänger, deſſen Senſe um die Häupter deutſcher Fürſten ſauſt, iſt ein ſchmucker, kleiner, feingebauter Herr von 25 Jahren. Der Kopf von glänzend ſchwarzem, unfriſirtem Haare reich bedeckt, das Geſichtchen äußerſt jugendlich und hübſch, die dunklen Augen ernſt beſchattet, die meiſt geſchloſſenen Lippen überdeckt von annoch weichem Barte, auch fehlt es nicht an Haaren unterm Kinn. Die Naſe nur hat keinen edlen Styl und paßt nicht zu dem hohen, kecken Ton des Sängers; ſie iſt breit und abgeſtoßen, ſtumpf. Wenn ich mich nicht irre, ſtört der laute Jubel, den man hie und da dem jungen Herrn bereitete, dieſen mehr, als er ihm Freude macht. Einige Äußer-

Auch Moſen hat mich beſucht. Das ſcheint mir ein ruhiger Sänger. Fanny Elsler, eine ächt öſterreichiſche Künſtlerin, ein Liebling des greiſen Metternich, der ſich auf beruhigende Naturen verſteht, tanzt in unſre politiſchen, philoſophiſchen, äſthetiſchen und ſtreng-wiſſenſchaftlichen Kreiſe ſo ſchalkhaft-kühn hinein, daß ſich ihr die Fäden aller der Geſpinnſte wie zum Schleier weben, unter dem ſie drollig-lockendes Verſtecken ſpielt. Nicht weniger als dreimalhunderttauſend Leute ſuchen ſie. Doch ob ſie Jemand haſcht, dem ſie zugleich den Schleier überläßt —? Ich möchte es nicht wiſſen, weil ich nicht gern neidiſch bin.

Ihr

Ihnen unwandelbar ergebener

Seydelmann.

Berlin, am 5. Januar 1843.

Ein glückliches Neujahr;
(von 1843 bis 1900!)

Was ſagen Sie zum Verbote unſers Königs gegen die Leipziger Allgemeine? B..... war hier, er klagt über einen Schaden von mehr als 20,000 Thalern jährlich, wenn es bei dem Interdict bleibt. Man ſagt, er habe Himmel und Hölle in Bewegung geſetzt, daß ſich der Zorn des Herren lege. Iſt das männlich? — Wenn die drei Miniſter des preuß. Staates in ihrer Beſchwerdeſchrift gegen die Redaction der Allgemeinen Recht haben — warum wurden die erhaltenen Warnungen ſo gar nicht geachtet? Unbekümmert um ſie ſchritt man dem entſchiedenſten Mißfallen entgegen, forderte es, dem Scheine nach, ſogar heraus und nun kutſchirt man in Berlin herum und klagt und ſupplicirt! — Erſt liberal thun, daß ſelbſt unſerm Herrgott, dieſem alten Practicus, bange wird auf ſeinem Eichenſeſſel und, ſowie es an

---

rungen, die ich von ihm hörte, deuteten auf eine ſtarke Unbequemlichkeit, die er durch hohle Freunde und Anhänger ſeiner Ideen empfinde; und ſo wäre denn von Herweghs Zukunft Mancherlei zu hoffen."

den Fleischtopf geht, heulen, daß die Freiheitsschminke sich in Thränenwasser auflöst! — Jetzt schiebt es Einer auf den Andern, der Principal auf seinen Knecht. Reformiren müssen Männer! Und giebt es deren in Deutschland, so würgt sie nicht der Feind, nein: die Dummheit, die Gemeinheit, die sich ihnen anhängt, als ihr Troß. Und die Erfahrung hat man jenseits, und benutzt sie. Recht! Sehr recht! O man kann über die in toller Eitelkeit herumrasenden Beförderer des Fortschritts in die vollkommenste Wuth gerathen und sich an die Seite der Verfinsterer und Hemmschuhfabrikanten stellen, um jenes Unkraut im Garten der Freiheit ausreissen zu helfen. Dann aber: — Rechts um kehrt!

Fräulein Löwe, die Tochter des Wiener Burglöwen ist angekommen. Man spricht von ihrer Schönheit, ihrem heißen Blut und tüchtigem Talent. Donna Diana, Julia, Parthenia werden ihre ersten Rollen sein. Da ich unpäßlich bin, hab' ich sie noch nicht gesehn. Ihr Vater gab ihr einen Zettel an mich mit, dessen erste Worte sind: „Mein lieber, guter Karl! Ich liebe Dich, als Mensch; verehre Dich, als Künstler; und bin mit ganzer Seele Dein Freund!"

Ich leide seit einiger Zeit an Schwindel. Diese Zeilen haben ihn vermehrt. Ich bin diesen Schneesturz der Verehrung nicht gewohnt. Unterleibskrank seh' ich eine Larve, kein Gesicht. Was sehen denn Sie? Ich habe Löwe lieb und möchte ihm nicht unrecht thun. Er ist ein Theilchen meiner Jugend und die schmücken wir uns gern im Winter aus. Es giebt Menschen, die wir in Bausch und Bogen nehmen müssen, wenn wir sie nicht aufgeben wollen und eine kleine Kluft von mir zum Löwen sah ich immer. Aber die Liebe für sein Talent half mir hinüber und eine Weichheit, die tief auf dem Grunde meines Wesens wohnt. Sie kennen mich, wie Wenige. D'rum werden Sie auch diese vertrauensvolle Mittheilung zu deuten wissen; sonst dürfte Löwe sehr im Vortheil sein, wir im Verlust! —

Laube's „Rokoko" wird endlich ausgetheilt werden. „Und wann gespielt?" Frevelhafte Frage! Ist es nicht abscheulich: Die Kunst zu gefallen; das liederliche „Menschenhaß und Reue" studirt man über Hals und Kopf ein, und offenbar befähigte Dichter der Zeit läßt

man betteln und betteln, ehe man einen Schritt für ſie thut, der, matt gethan, meiſt ohne gute Folgen bleibt. — Thäte es nicht Noth, die dramatiſchen Talente unſers theuern Vaterlandes gewönnen ſich irgendwo ein honnettes Privattheater, das ihre Stücke zur Aufführung brächte und die Herren reiſten ab und zu, gleich wie zu einer halb-öffentlichen Prüfung? Oder, ſie errichteten etwa im Hannöverſchen eine eigene Bühne und ſpielten ſelbſt, was ſie geſchrieben? Ohne Gerichtshof würden ſie nicht bleiben und ſie hätten eine ſichere Zukunft. Wie jetzt die Sachen ſtehen, ſtirbt alles, kaum geboren, wieder ab.

Das Geſchrei des erſten Anlaufs wird ſich legen und ſelbſt die wunden Lippen der enragirteſten Poſaunenbläſer werden ſich im Hauſe ſchlichter Wahrheit wieder kühlen. Der Wahrheit war mein Streben ſtets gewidmet und man wird es gelten laſſen, wie ſie ſelbſt. Ich bedaure die furchtſamen, wie die ſtolzen, unfehlbaren Schauſpieler gleich ſehr. Angſt oder Eitelkeit treiben ſie ſtets aus dem Kerne ihrer Kraft hinaus; entweder ſtehn ſie kaum, oder narrenhaft geſtreckt. Sie ſchachern mit dem Heiligſten und lieben nur Sich ſelbſt. Mit Göttinnen iſt aber auf die Dauer nicht zu ſcherzen: zum Schluß erhalten wir den Lohn, der uns gebührt.

Ich habe ſeit Weihnachten ein frühlingsſchönes, wonnigwarmes vis-a-vis! Und ich genieß' es ungeſtört vom wachen Auge meiner Frau. Wilhelm ſteht vor mir, im wohlgetroffenen Konterfei. Da er uns zum heiligen Abend nicht beſuchen durfte (die Direction ſchrieb mir, ſie könne ihn nicht entbehren), ließ er ſich zeichnen und machte uns, auf ſolche Art, einen ſo unverhofften als erfreulichen Beſuch. Man kann kaum ein gelungeneres Porträt ſehen! Ich hab' es ſchön einrahmen laſſen und wenn ich vom Schreibtiſche aufblicke, hab' ich meines Wilhelms guten, treuen Blick. —

Die „deutſchen Jahrbücher" ſind alſo verboten. Selbſt der ſächſiſchen Cenſur erſchienen ſie zu kühn. Vielleicht nimmt der „Schweitzerbote" die Vertriebenen auf und Herwegh ſtellt ſie unter die Ägide ſeiner Braut. Deutſcher Bund, gieb Acht, die Demokraten legen Schwefel unter deinen Seſſel!

Kennen Sie einen Dr. C. T— s? Vor einigen Wochen machte

er mich mit ſich bekannt. Ein kleines Viertelſtündchen ſprach er mich überſchwenglich herzlich an, dann lief er fort und ſchrieb mir ſchon am nächſten Morgen, daß ich ihn „ſo wunderbar berührt;“ mein ganzes Seyn zöge ihn ſo übermäßig an. Ich hatte trüb und krank und ſtill vor ihm geſeſſen, war im Schlafrock, unbarbirt und keinesweges warm. Aber es war, wie er betheuerte: ich hatte ihn gewonnen; zwei, drei, Briefe, brennend heiß, beweiſen es. Ich Schrecklicher wies ihn zurück, mit einer Antwort — ach, Sie kennen mich, ich kann abſcheulich offenherzig ſein! Und T—s ſchreibt in alle Blätter, wie er ſchlau (vielleicht auch hungrig) merken ließ.

Adieu, Freund! Grüßen Sie Ihre liebe Frau von uns und ſchreiben Sie bald

Ihrem
verlornen
Seydelmann.

Briefe an Rötſcher.

Stadt Gotha in Dresden, im October 1841.*)

Lieber Herr Profeſſor! Wer hat von Allen, die nicht zum Kreiſe meiner Familie gehören, bei meinem Zurücktritt in die liebe Welt, mich am freundlichſten, wohlmeinendſten begrüßt? Sie! Beſchenkt und begrüßt: durch Ihres reichen Geiſtes neueſte, herrliche Frucht — durch Ihre „Kunſt der dramatiſchen Darſtellung.“ Das heißt man Wort halten! Und wer ſo Wort zu halten vermag, der müßte recht oft verſprechen. O Dank, tauſend Dank! Wie Ihre

*) Man wird es ſehr natürlich finden, daß ich in einem, der allſeitigen Charakteriſtik Seydelmanns gewidmeten Werke einen Erguß des großen Künſtlers mittheile, in welchem ſich derſelbe, unmittelbar nach dem Erſcheinen meiner „Kunſt der dramatiſchen Darſtellung,“ über meine Beſtrebungen und über die Wirkung derſelben auf ihn ausſpricht. Es wäre eine Affektation, wenn ich nicht eingeſtehn wollte, daß ich in dieſer freien, ſo warmen Anerkennung des Meiſters ſeiner Kunſt eine große Genugthuung empfunden habe. Durch die lebhafte, aus dem eigenſten Antriebe hervorgegangene freudige Begrüßung der ausübenden Künſtler konnte ich erſt gewiß werden, nicht nur für die Wiſſenſchaft, ſondern auch für das Leben ſelbſt mit Erfolg gearbeitet zu haben. Seydelmann äußerte einige Monate ſpäter ſeine Freude über das gedachte Werk noch durch eine eben ſo ſinnige, als originelle Aufmerkſamkeit. Er übergab mir, bei meinem Aufenthalt in Berlin zu Anfang 1842, mein eignes Buch in prachtvollem Einbande mit folgenden, auf das ſauberſte darin eingeſchriebenen Zeilen: „Lieber Herr Profeſſor! In der Freude über Ihr Buch, im lebhaften Drange, Ihnen ein Zeichen meines Dankes dafür zu geben, bitte ich Sie nehmen Sie — Sich Selbſt! Erfriſche Sie der Anblick auf eigne Kraft! Ihr „Mittelton“ (nach Cicero) iſt voll, tönt Wiſſen, Geiſt und Liebe. Wir bitten (ich und wackere Kollegen) tragen Sie ihn unermüdlich fort nach — Oben. Dort liegt unſer Jammer, unſer Heil. Den eitlen, ſtolzen Schlendrian durchlöchern heißt zunächſt den Schaden zeigen und dann Rettung bringen. Sie ſind ſtark. D'rum helfen Sie! Bleiben Sie gut Ihrem Seydelmann. Berlin, den 5. Februar 1842.“

innige, tiefe Liebe zu dieſer Kunſt, der ja auch ich ſeit meinen Knabenjahren in Luſt und Schmerz zugethan bin, mich gleich zu Ihnen zog: ſo fühle ich mich, bei Leſung Ihres Buches, Ihnen dankbar, freudig, treu ergeben! Und nicht blos deshalb dankbar, weil Sie mir Ehre erwieſen (ich weiß ſie zu ſchätzen; glauben Sie das!) — nein! ich bin Ihr eigen, deshalb, und für immer! weil Sie mit einer Kraft, der alle Welt unterthan iſt: mit der Kraft durchgebildeten Geiſtes und Gemüths einen gewiß ſegensreichen Griff gethan haben, unſere Kunſt aus dem Unrath heraufzuheben, in den ſie tief — tief verſunken iſt. Durch die Künſtler? Nein! Durch die Kritik? Nein! Durch Publikum, durch Intendanten, Prinzipale? Nein, nein, nein! durch unſre Herren, durch die Fürſten! Ein Wort des Ernſtes, aus der Quelle der Macht und aus wahrhaftem Kunſtſinne hervorgegangen: und der Koth hätte ſich nie, und nirgend ſo verpeſtend anhäufen können. — Ich habe ein Recht, ſo zu ſprechen. Jahrelange Erfahrung hat mir dieß Recht gegeben, ein trauriges — niederdrückendes Recht. Ich kenne die Armuth heiligen Ernſtes dort oben; des Ernſtes, welcher die Herren und Väter ihres Volkes in Beziehung auf die Schauſpielkunſt wahrlich nicht weniger erfüllen ſollte, als in Bezug etwa auf mediziniſche Polizei. Still! Gewalt will nicht verletzt und nicht belehrt — ſie will geſchmeichelt ſein. Das letzte konnt' ich nie; kann's nicht aus rechter Liebe zu der Kunſt. Sie kennen ſolchen Stolz.

Ich war faſt 4 Monate hindurch krank, dem Tode zweimal nah, verteufelt nah, in Carlsbad und in Warmbrunn. Erſt in den letzten Tagen hörte ich von Ihrem Buche. Kaum in Dresden angekommen, kauft' ich es. Erholen ſoll ich mich, und gehn und gaffen, müſſig ſein. Ich ſitze hier und leſe, in dem ſchönen, reichen Dresden, und die Freude, die ich Ihnen danke, däucht mir Kraftgewinn, Erholung durch und durch! Könnt ich nur an Ihrer Seite ſitzen und von Satz zu Satz mit Ihnen ſprechen, jubeln, klagen! Aber ich plaudere mich ſchon ſpäter aus, wenn auch nur ſchriftlich; und ich weiß, Sie nehmen's, wie es kommt, vom Herzen weg! Einſtweilen aber muß' ich Ihnen ſagen, was Sie in mir gewirkt haben: Luſt, Erhebung, Dank!

In einigen Tagen werd' ich wohl wieder in Berlin ſein, ſein müſſen, dem ſtolzen, Königlichen Hoftheaterſchleudrian (den auch Sophokles vergebens unterbricht) aufs Neue preisgegeben. Da muß ich denn wieder das Kreuz ſchlagen. Ich ſchlage es, ſo oft ich in's Theater gehe. Ich bin ein Katholik; für's Erſte wehr' ich mir den Teufel ab, und dann: „das Werk, das mit Gebet beginnt, das wird mit Heil und Ruhm und Sieg ſich krönen."

Hier hat man ein wunderſchönes Theater, in dem ſich die ſchmutzige Schauſpielerei jetzt doppelt ſchmutzig ausnimmt. Vierzehn Leute, die wohl nur des Gebrauches willen einen Namen tragen, wie gewiſſe andere Geſchöpfe Zeichen — ſpielten kopf- und kunſtarm Raupachs „Lebensmüden." Reicht Ihre Phantaſie hinab bis zu ſolchem Genuß? Dann ſah ich die Hugenotten. Sie ſind ein wunderbares Werk. Man ſitzt, anfangs gequetſcht von mattem Lobe, dann aber erhebt man ſich, man mag Meyerbeer nicht nur verzeihen, nein: man achtet ihn, man bietet ihm die Hand und dankt. — Die Schröder-Devrient — o daß ſie uns noch lange — lange bliebe! So nur, wie ſie jetzt noch iſt: reich, reicher innerlich, als die andern Alle! Im Himmel ſind ſo Viele; ſie bleibe hier!! *) Nun leben Sie recht wohl, recht froh! das thun Sie auch, wie Jeder, der ſo eben wieder gut gethan im Auge — nicht nur ſeines Volkes, nein aller Bildung gegenüber! Beneidenswerther Mann! Im Augenblicke bin ich auch recht froh und ſtark: den Freund, Sie, lieber, guter Herr Profeſſor, in der Hand. Adieu! Und nochmals Dank! Recht innigen Dank

In inniger Hochachtung

Ihr

Seydelmann.

---

*) Ähnlich äußerte ſich Seydelmann bei Gelegenheit dieſer Vorſtellung gegen ſeinen Freund von Goldner, über Meyerbeer, wie über die Schröder-Devrient! „Meyerbeer iſt trotz ſeines Aufwandes von Effektmitteln ein hochſchätzenswerther Komponiſt. Manches in ſeinen „Hugenotten" hat mir einen leiſen Groll erregt, dennoch hat auch dieſe Oper überwältigende Schönheiten und ſie wurde vortrefflich ausgeführt. Hier war das prachtvolle Haus mit dem Kunſtgaſtmahle drinn im Einklang. Chor- und Soloparthien waren gleich lobenswerth. Da ſtörte Nichts. Hervorragend war die Schröder-Devrient. Trotz übler Ge-

Berlin, den 25. April 1842.

Geehrteſter Herr und Freund.

Ich ſchicke Ihnen einen Krankenbrief. Lieben, theuren Perſonen, wenn ſie leiden, ſchickt man Krankenſuppen, die ſind dann freilich ſchmackhaft und kräftig. Ich aber gebe Schwaches dem Starken. Schadet nichts. Weiß ich doch, Ihre Güte, Ihre Liebe ſtützt und ergänzt, greift gern unter den Arm. Herr Bethge, mein Kollege, hat mir, gleich nach ſeiner Heimkehr, Ihren ſchriftlichen Gruß gebracht und in Gedanken hab' ich Ihnen ſchon recht oft dafür gedankt. Er mußte mir, was er nur von Ihnen wußte, erzählen. Sie waren, während er den Brombergern Komödie vorſpielte, in Poſen. Dort werden Sie ſchöne Dinge von mir gehört haben. Hat die Familie L—r ſich nicht mehr Leute meines Schlages von Ihnen ausgebeten? Sagen Sie's nur heraus. Ich kenne mich ſo einigermaaßen, deshalb warnte ich Sie auch am Dönhofsplatz, mich ja nicht zu empfehlen. Ein gewiſſenhafter Briefbote bin ich wohl, ein liebenswürdiger? Nein. Und das kommt zum Theil daher, weil ich mich faſt vor jeder neuen Bekanntſchaft fürchte, dem Einzelnen weit ängſtlicher entgegentrete, als der Menge. Sie werden ſich das leicht erklären. — Sie ſagen, mein Spiel habe den Poſenern gefallen. Die vermehrte Anzahl von Gaſtrollen, die vollen Häuſer bei erhöhten Preiſen, mein klingender Antheil an dem Ertrage ſagen das auch; und ſollten ſich auch Gegner finden laſſen. Ihnen, meinem wohlgerüſteten Gönner gegenüber, wird man keinen Widerſpruch wagen. Das würde überall fruchtlos ſein, in Poſen nun gar! Nicht, als ob es dort an grundgeſcheidten, feingebildeten, weit gereiſ'ten, ganz charmanten Leuten fehlte: Gott behüte und bewahre! Zählen wir doch 1842 und ſind — Preußen! Ich war, Gott ſei Dank, nicht ſo unglücklich, weiſen Beurtheilungen in den Weg treten zu müſſen; wenn ich jedoch bei dem, was mir über Schauſpielkunſt und meine Bemühungen zu Ohren kam, dann und

---

rüchte über ihre Stimme fand ich dieſe noch vollkommen hinreichend; Geſang und Spiel unterſtützten ſich gegenſeitig und übten oft eine Gewalt, der ſich auch wohl ein grilliger Zuhörer willig beugt. Ich werd' ihr immer dankbar ſein."

wann die Augen niederſchlug, geſchah es wahrhaftig nicht immer aus Beſcheidenheit. Ach ja, lieber Herr Profeſſor, im Feuer der Schlacht ſtehen, mitthätig ſein, iſt nicht ſelten erquickende Luſt gegen die Marter, von der Schlacht reden zu hören. Und nicht etwa von dummen Leuten, nein, von ſogenannten klugen, ſchlauen, feinen, ſehr beleſenen. Wenn man dann von ſolchem Zeuge krank wird, iſt es denn ein Wunder?

Woran ich litt, oder leide? An den Folgen übermäßig angeſtrengter Kräfte. — Sie haben es mir wohl abgemerkt, geliebter Freund, daß ich, wenn ich nur halbwegs wohl bin, am liebſten immerfort Komödie ſpiele, und, ſo oft ich ſpiele, geſchieht es ſicherlich mit Leib und Seele, ſo, als wäre es das erſte — oder letzte Mal. (Bolingbroke und Nathan waren dies mal meine letzten Rollen in Berlin). Leicht, was man ſo darunter verſteht —, kann ich mir's nicht machen, durchaus nicht! Wenn Kollegen, in Wiederholung ihrer Rollen, ſich ſorglos gehen laſſen, ſpielend ausruhn, treibt es mich, gewonnenes Terrain nicht nur zu behaupten — zu vergrößern, ſondern auch mit meinem Namen gegen jeden Gegner und für alle Zukunft rühmlichſt zu bezeichnen. Möchten Sie das ſchelten? — Wenn die Mutter ihr Kind den lauernden Blicken der Nachbarn preis geben muß und es reinigt und putzt und es immer wieder von Neuem prüfend beſchaut und kaum damit fertig werden kann, weil nichts — nichts fehlen ſoll, ihr Herzblättchen zum holdſeligen, beneideten Wunder für Alle zu machen: iſt das Eitelkeit, Stolz, Ehrgeiz, oder Liebe? — Und welche Liebe gönnt ſich Ruh? Iſt nicht ihr Kern raſtloſe — ſüße Sorge für den geliebten Gegenſtand? Genügt ſie eitel je ſich ſelbſt? Und wenn ſie ihr Leben giebt, thut ſie's nicht mit dem Wehgefühl — mit der Thräne des Armen, der ſeine Gabe gern verdoppeln möchte? Ja, geliebter Freund, vermöchte ich nur mehr zu thun, als ich bisher gethan habe und ſtände auch mein Leben in Gefahr!

„Und ſetzet ihr nicht das Leben ein, Nie wird euch das Leben gewonnen ſein.“

Eine Woche ſpäter.

Wie reich ſind wir an ſchönen — goldenen Denkſprüchen! Und wie benutzen wir ſie? Wie Papageien — für Papageien. Stecken wir Schauſpieler nicht voll von Sentenzen? Und was kommt der Kunſt — dem Publikum davon zu gut? Du liebſter Gott, wir ſehen's jeden Abend: unfruchtbares, mattes Leben, abgeſtumpfte Armuth, rings umglänzt von reichem — kaltem Plunder. Waren Sie nicht Zeuge? Wären Sie's nur öfter, Ihre Geduld verwandelte ſich gewiß in Zorn und brächte Abhülfe. Niemand iſt, der kräftig d'rein ſchlüge, kräftig d'rein zu ſchlagen verſtände, der das ſtockige, dumpfe Leben durch ſcharfe — ſtachliche Berührung weckte, der den trägen, oder liederlichen Bauer zwänge, ſeinen Acker durchzuwühlen, Gott zur Ehre, Anderen und ſich zur Freude und Gewinn. Und dabei wimmelt es auf allen Bühnen von „Genies:" Weib und Mann und Maus: nichts als Genie. Da ſteckt eben der Teufel. „Fräulein A. Herr B. Madame C., gleich ausgezeichnet durch Talent und Fleiß, ſind die Zierden unſrer Bühne." So darf man heut zu Tage gar nicht ſagen. „Fleiß." Wie kleinlich und gemein. „Genie!" — In hundert Wörterbüchern ſucht man die Erklärung dieſes wunderreichen Wörtchens; auf den morſchen Brettern, die die Welt bedeuten, hat man die demonstratio ad oculos alle Abend. Leichtſinn mit etwas Affengabe, grundgemüthliche Faulheit die ſich im Augenblick etwaiger Gefahr vom heiligen Geiſt geſchirmt und wohl noch gar vergüdet träumt, offenbare Liederlichkeit, die ſich keck und ehrlos preis giebt, unerſchütterliches Selbſtgefühl und — Dummheit, das ohngefähr ſind die Ingredienzen, aus denen unſere Dutzendgenies zuſammengeknetet ſind und, wunderbar genug, der Teig hält hin und wieder ziemlich lange vor und findet ſeine Kunden in Parterre und Logen, auf der Galerie und — aller Wunder höchſtes, ſchönſtes: ſelbſt in der Kritik! Wer wüßt' es nicht: das Reich der Sympathien iſt groß und die Verbrüderung des Unſinns und des Schmutzes — hat die Macht!

In den letzten drei Dezennien gab es für dieſe Sorte „genialer Künſtler" eine glänzende Parole: „Ludwig Devrient." Ich möchte rufen: Seliger, vergieb, daß ich Dich hier entweihe, daß ich

Deinen Namen an der Spitze des Couliſſenpöbels nenne. Doch, Dein Beiſpiel, unverſtanden — unbegriffen, war ein ſüßes Gift und wirkt noch heute ſchädlich fort; gewiß! — Weil Du Dir's, in der Fülle Deiner Gottbegabtheit, mitunter bequem machteſt (ich mag nicht ſagen, daß Du's durfteſt —), weil Deinen ſomnambulen Schritten Alles mit Beklemmung und Entzücken lauſchte, glaubten — glauben hundert Affen, Gleiches thun zu müſſen, Deinen Ruhm zu theilen, wo nicht zu verdunkeln; und, indem ſie auf des Daches Höhe Dir zu folgen träumen, bieten ſie das ekle Schauſpiel, tief im Kothe, auf beſchmutzten Bohlen hinzukriechen und in ihrem Elemente zu verſinken. Karger Troſt! — Im lauten, ungeſtümen Jubel „ihrer Leute" hört man aber doch die Worte: Kunſt! Genie! Den ordentlichen ſchaudert's.

Welch' tiefen Reſpect, welche heilige Scheu Göthe vor ſolchen Kraftgeiſtern hatte, als er auf der Weimarer Bühne ſein bewundertes Enſemble herſtellte, iſt bekannt und nur der Unverſtand, unkünſtleriſcher Sinn kann ſeinen Widerwillen tadeln. Liegt nicht der Urquell alles Kunſtgenuſſes — aber ich langweile Sie in meinem Ärger, ſpreche Ihnen von Dingen, die theils Niemand beſſer weiß, als Sie, anderntheils mögen Sie von der Kehrſeite Ihres Lieblingsthema's nicht mehr erfahren, als Ihnen ſchon bekannt iſt — genug: Göthe, als er ſich ſeinen Theater-Staat ſchuf, ging, ſo anerkennend als beſorglich, jeder überſchwenglichen Naturkraft aus dem Wege, und gewiß, ſie paßt einmal mit ihrer (eitlen) Grenzenloſigkeit in keinen Kunſtverein, der ſeine Grundgeſetze hat, wie alle andern Vereine auch, der Willkühr ausſchließt und Beſchränkung will. So lange unſre wilden Wald-Genies dies nicht erkennen, ſich nicht fügen wollen (oder fügen können), ſo lange müßten ſie ihre Wunderwerke, ihre grandioſen Geſchichten, ihre „Blitze" ſolo zeigen; jenen Virtuoſen gleich, die, in ihrem ſogenannten heiligen Raptus, mit den Spinnenfingern Werke unſrer größten Meiſter wie Perücken zauſen, zum Ergötzen und zum ſüßen Schwindel Aller, die die Haare ausgeriſſen — einzeln lieben. Und die unbeſtochene Kritik, von ihrem Bomben-Mörſer-Sitz herab, nickt, ſanctionirend, „Ja," der Pöbel ſchreit es nach, ſo pflanzt ſich

Toſſium und Verwirrung fort, und — überall Geſchwätz von Kunſt. Ach!

Es iſt unwahr, daß zu allen Zeiten, wo die Kunſt verfiel, ſie durch die Künſtler gefallen, durchaus unwahr, oder man mißbraucht das Wort Künſtler, wie das Wort Genie. Warum z. B. bot der treffliche Wolff dem Theaterluſtigen Nachwuchs ſo wenig Reiz zur Nacheiferung? Weil — durch Talent und Geiſtesbildung, durch Fleiß und Achtung vor Geſetz und Regel ſich emporzuſchwingen, etwas ſaurer — bei Weitem nicht ſo luſtig, nicht ſo „genial" iſt, als mit ſchäumendem Champagner zur Unſterblichkeit zu fliegen. Oh, nicht an Weinwirthen fehlt es unſern Schauſpielern, es fehlt ihnen (ich ſpreche von der Mehrzahl) an wahrhafter Liebe — alſo an Hingebung für ihre Sache, an Achtung vor ſich ſelbſt! Wie ſtänd es ſonſt ſo erbärmlich um das Theater? Im Rauſche, wär' er noch ſo göttlich, und im Schlaf erwirbt man keine ewigen Kränze. Kann etwa die Bewunderung, die von dem Namen Ludwig Devrient nie wird zu trennen ſein, kann ſie gegen meine Worte zeugen? Gewiß nicht; denn ſie gilt dem Gotte, den er in ſich trug, nicht gar ſo ſehr dem Träger dieſes Gottes. Eine Roſe entzückt uns auch in einem Scherben, wer aber wünſcht ihr nicht ein edles Gefäß? Ich glaube, ſagen zu dürfen, Devrient fühlte die Schuld der Vernachläſſigung ſeines göttlichen, höchſt ſeltenen Geſchenkes, fühlte ſie tiefer, als er zeigen mochte. — Auf der Bühne hab' ich ihn kaum geſehen, aber ein ſechswöchentliches, ſehr vertrauliches Zuſammenſein mit ihm in einer Zeit, in der er krank — in mancherlei Beziehung alſo mehr, als ſonſt bei ſich war, hat mich ſeinen Kern erkennen laſſen. Er bereute verlorne Zeit. Wäre ſeine Geſundheit nicht ſchon ſo erſchüttert geweſen, hätte er Verſäumtes nachholen können, er würde es mit voller Liebe, mit Beharrlichkeit, alſo auch mit dem glänzendſten Erfolge gethan haben. Sein Reichthum, gut verwaltet, hätte Alles ſchaffen können. Dann war er nicht nur ein Genie, dann war er auch ein Vorbild! dann war er in der Kunſtgeſchichte jenen hohen Meiſtern gleich zu ſtellen, die, von Gott

begabt wie er, das Ihrige gethan, die Zinſen ihres Kapitals hienieden abzutragen. Drum, junge Herrn, zur Gottesgabe Fleiß, fortwährend Fleiß. Die nackte Genialität allein thut's nimmermehr, was ſie auch ſchwatzen mögen: Kritiker und Pöbel. Die Kunſt will mehr! —

Wie aber bringt man junges, „geniales" Volk zum Fleiß, zu jenem Fleiß verſteht ſich, der noch etwas mehr, als ſeine Rolle lernt! Durch angemeſſen ernſtes Regiment, woran es jetzt auf allen Bühnen fehlt. Hauptſächlich fehlt's am Ernſt von Oben, von den Fürſten. Verwunderlich genug, daß ſie, von Jahr zu Jahr, mit Seufzen große Summen fürs Theater geben, da Ein Wort — ein Wink von ihnen dieſe Seufzer in Genuß verwandeln könnte. Ernſt, nur Ernſt befehle jeder Fürſt und Eigner einer Bühne, oder, unnachſichtliche Entfernung Aller, die zum kunſtgemäßen Ganzen mitzuwirken ſich zu „genial" erweiſen. Intendanten, Principale, Räthe, Regiſſeure: Alle würden dann ſchon wachen, ſchaffen; nicht mehr ſchlafen, oder zeitvertreibend tändeln. Dann erſt, eher nicht, darf man die Hoffnung hegen, daß es mit der Bühne unſers Vaterlandes beſſer — daß ſie etwas Achtungswerthes werde. Bis dahin ſchleudere die Kritik Groll und Fluch auf ſie, ein ächter Künſtlerſinn thut's mit!

Alles ſchreitet vorwärts, nur wir Schauſpieler bleiben zurück. (Wahrſcheinlich deshalb, um nun bald die Säcularfeier des alten Jammers pomphaft ankündigen und, unter Zuziehung aller Stabilitäts-Freunde, auf gewohnte Weiſe d. h. eſſend, trinkend, ſingend, verſeind und weihrauchduftend, begehen zu können. Welch ein Tag für die „Genies!" —)

Noch heute, wie zu Leſſings Zeiten, haben wir nur Leute, die Komödie ſpielen, und eine Schauſpielerei; ſei dies eine K. K. oder eine einfach K., oder eine ſtädtiſche, oder eine National-Schauſpielerei. Einerlei! Von einer Schauſpielkunſt (— nicht blos auf Druckpapier, nein auch in Fleiſch und Blut und friſcher That) kann, wie geſagt, erſt dann die Rede ſein, wenn es den Förderern und Pflegern alles Guten, Schönen — wenn es den Machthabern gefallen wird, ein aufmerkſames Auge auch auf den Zuſtand der Bühne zu werfen

und Schauſpieler heranbilden zu laſſen, wie Muſiker und Maler.*) Mindeſtens müßte ihr bisheriges Thun und Treiben von tüchtigen Männern einigermaaßen beſchränkt und mehr dem künſtleriſchen Zwecke zugeleitet werden. Ich werde kaltem — ſteifem Schulkram und der Drahtpuppenbildung, wodurch kein Talent hervorgezaubert, wohl aber untergraben werden kann, nie das Wort reden; aber, himmelſchreiend iſt es doch, wenn man in prachtvollen Tempeln der Kunſt die Natur in den Winkeln kreiſchen hört, wenn man, auf den geprieſenſten Bühnen, Subjecte ſieht, die nicht gehen — ſtehen können ohne Ärgerniß zu geben. Subjecte, die in jeder Zeile, die ſie mitzuſprechen haben, zu Verräthern ihrer geiſtigen Armuth — ihrer Dummheit werden. Ein Schenkwirth würde anſtehn, ſie zu Kellnern zu verwenden; ſtolze Hoftheater-Intendanten aber und Principale auf eigne Fauſt, die aus Provinzen nach der Reſidenz hinblicken — machen ſich aus ſolchen Leuten Spiegel, aus denen nichts Geringeres hervorzuſtrahlen haben ſoll als Shakespeare, Göthe, Schiller, Leſſing und zuweilen auch ein bischen Äſchylos, Euripides und Sophokles. Gott helf, durch die, die wir an ſeiner Statt hier unten anzuſtehen haben. — Einſtweilen rette ſich und nütze jeder Brave, der dem wilden, tollen Lärmen — dieſem Babel angehört, ſo gut er kann.

Da haben Sie, geehrter, theurer Freund einen Theil von meinem Grame, den ich jetzt, unthätig auf dem Krankenlager, um ſo tiefer fühle.

---

*) Nur von einer radikalen Reform der Verhältniſſe hoffte daher Seydelmann eine wirkliche nachhaltige Erhebung der Bühne. Von dem Wechſel eines Intendanten, ſelbſt wenn derſelbe ein glücklicher wäre, erwartete er nichts Durchgreifendes für die Schauſpielkunſt. Seinem Freunde v. Goldner ſagte er bei ſolcher Gelegenheit: „Die Ernennung eines neuen Intendanten läßt mich ſehr ruhig bleiben. Daß es den höchſten Herren um die Schauſpielkunſt ſehr ſelten, oder nie Ernſt iſt, weiß ich längſt. Unweſentliche Dinge werden eine Veränderung erfahren. Die Hauptſache wird bleiben, was ſie iſt: krank! Wie kann man ſich daher ereifern über einen Sünder, geſtellt an die Spitze von Sündern! Sie werden ſich unter Lächeln das Leben ſauer machen und im Kothe ihrer Neigungen fortwaten, bis ſie erſchöpft hinſinken, und wieder Andere den Karren ergreifen. Nichts iſt ſeltener in dieſer reichen Welt, als die Vereinigung von Geiſt und männlicher Kraft!“

Am 20. Mai.

Meine Jeremiade iſt liegen geblieben. Klingt ſie nicht wie eine alte Leyer? Und dergleichen haben Sie ſchon oft gehört. Indeß, hören Sie auch die meinige. Freunde zumal regalirt man nicht immer mit Neuem, man labet ſie auch ein zu altem, aufgewärmtem Jammer.

Ich wollte Ihnen dieſen Erguß durch Freundeshand übermachen, habe aber den Abreiſetag des Herrn Oberregierungsrathes Wallach verſäumt. Warum habe ich dieſem nicht mit dem geſunden Seydelmann aufwarten können! Es geht mir mit Ihren Freunden ſchlecht, und wenn es nicht bald 'mal beſſer kommt, legen Sie ſich wenig Ehre mit mir ein.

Herr Wallach ſprach mit vieler Wärme von Ihrem neuſten Buche. Hätte ich's nur ſchon in Händen!

Seit einigen Tagen mache ich kleine Ausflüge in die Umgebungen Berlins. Den 6. oder 8. Juni werden die Ärzte mich wohl nach Warmbrunn entlaſſen. Das Atteſtat, auf Grund deſſen ich beurlaubt werden ſoll, lautet fürchterlich. Ich muß dem Garaus nah — ſehr nah geweſen ſein. Hören Sie den Anfang: „Der K. Hofſchauſpieler Seydelmann hat, ſeit dem Ablauf des Februars d. J., ein ſehr ſchweres Krankenlager an hitzigem Rheumatismus zu überſtehen gehabt, der ſich zuerſt als Hirnentzündung auf die Hirnhäute warf, dann die Centralorgane des Kreislaufes ergriff und, unter ödematöſer Anſchwellung des ganzen Unterkörpers mit großer Athemnoth, den Ausgang in Waſſerſucht drohte.“ — Iſt das genug?? Friſche Luft, ſchöne Natur und Waſſer ſollen Wunder an mir wirken und wenn das geſchehen ſein wird, werd' ich dann den Berlinern den dritten Richard ſpielen dürfen? Nein; den nehm' ich ungeſpielt ins Grab!

Wenn Sie wollen, d. h. wenn Sie mein langes Geſchwätz nicht durch Schweigen ſtrafen, ſchreibe ich Ihnen mehr. Leben Sie recht wohl, und, ſterbe ich, ſo reden Sie ein Wort mit im Todtenberichte über Ihren

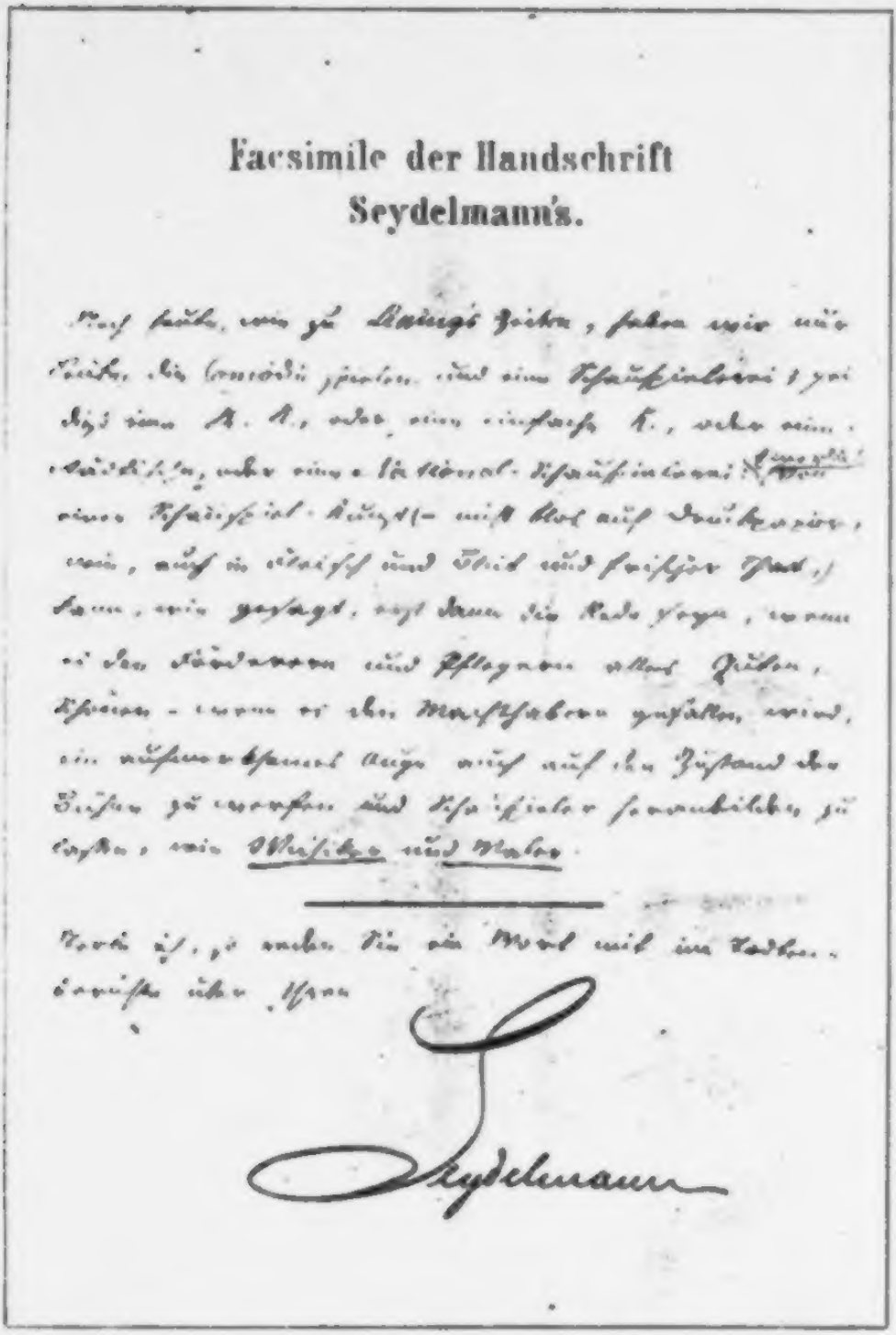
Seydelmann.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Druckfehler.

Seite 98 Zeile 1 von oben lies ſtatt Leutram — Leutrum. (Derſelbe Druckfehler folgt mehrere Male kurz nach einander).
— 116 — 11 von unten lies ſtatt gemüthliche — gemüthlese.
— 138 — 9 von oben — — eingeſtanden — eingeſtand.
— 132 — 16 — — — — ſeinen — ſeine.
— 160 — 13 — — — — Gudeoneſſ — Gedeoneſſ.
— 163 — 2 — — — — raſſte — raſſt.
— 198 — 3 — — — — einzuhauchen — einzuhauſen.
— 207 — 3 von unten — — ihrer — in ihrer.
— 210 — 16 — — — — dort — derb.
— 214 — 6 von oben — — Othello — (Othelle).
— 269 — 11 von unten — — Sünde — Stunde.

Andere nicht grade ſinnentſtellende Druckfehler, namentlich in Betreff der Interpunktion, wolle ſich der geneigte Leſer ſelber verbeſſern.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Facsimile der Handschrift Seydelmann's.